Selous, Frederick Courteney -

Eines Jägers Wanderungen in Afrika 1881

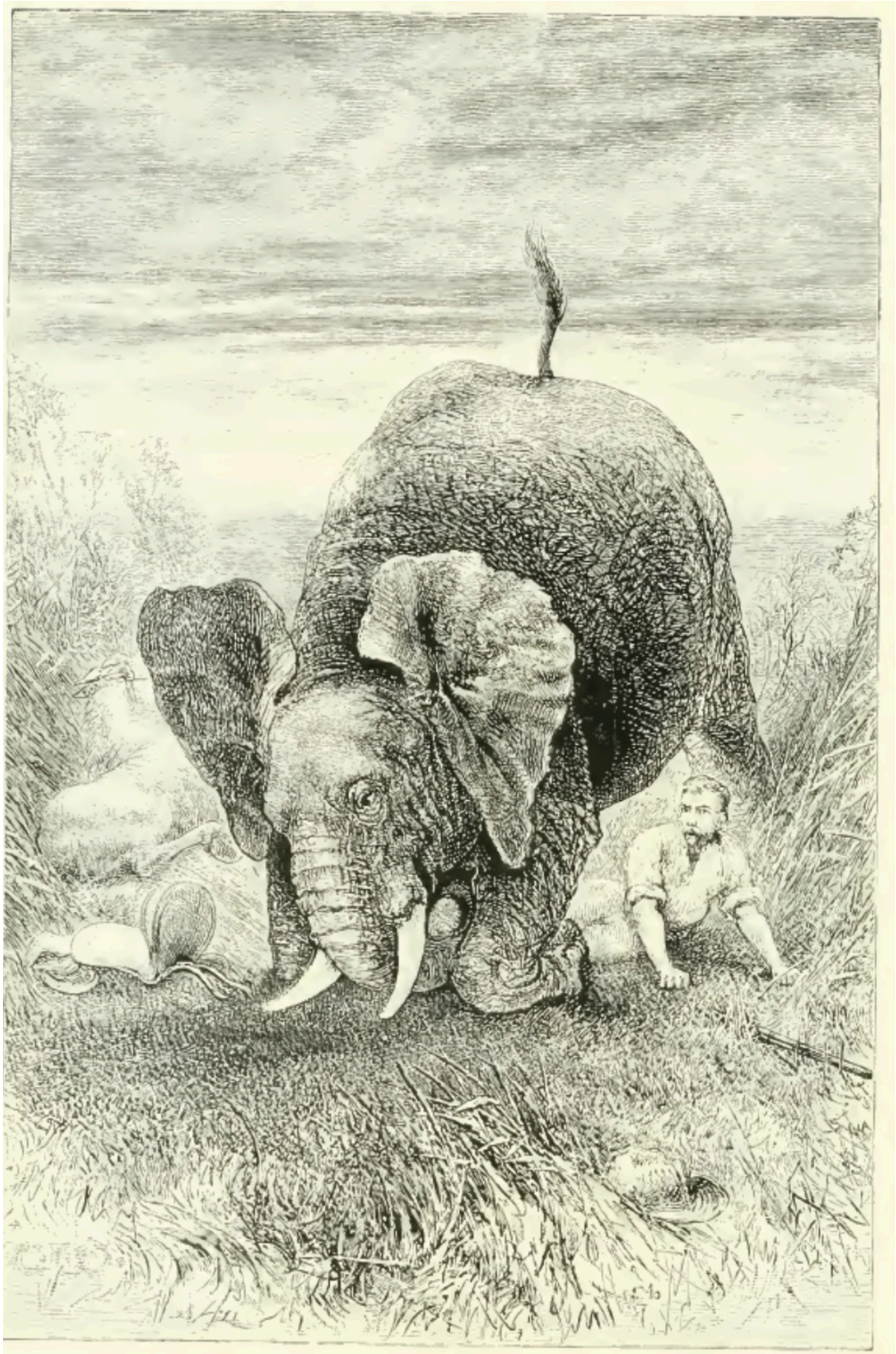
A Hunter's Wanderings in Africa

Eines Jägers Wanderungen in Afrika

EINE ERZÄHLUNG ÜBER NEUN JAHRE UNTER DEM WILD IM FERNEN INNEREN SÜDAFRIKAS

ENTHÄLT BERICHTE ÜBER ERKUNDUNGEN JENSEITS DES SAMBESI, AM FLUSS CHOBE SOWIE IN DEN LÄNDERN DER MATABELE UND MASCHUNA, MIT AUSFÜHRLICHEN ANMERKUNGEN ZUR NATURGESCHICHTE UND GEGENWÄRTIGEN VERBREITUNG ALLER GROSSEN SÄUGETIERE

VON



A NARROW ESCAPE ; MASHUNA LAND, SEPTEMBER 17, 1878.

ntispiece. *See page* 365.

FREDERICK COURTENEY SELOUS

Mit siebzehn ganzseitigen Illustrationen von J. Smit, E. Whymper und Miss A. B. Selous

London

MACMILLAN AND CO., Limited

NEW YORK: THE MACMILLAN COMPANY

1907

Meinen Freunden,

DEN ELEFANTENJÄGERN, MISSIONAREN UND HÄNDLERN

IM FERNEN INNEREN SÜDAFRIKAS,

VON DENEN ICH STETS AUFRICHTIGSTE FREUNDLICHKEIT UND

GROSSZÜGIGSTE GASTFREUNDSCHAFT ERFAHREN DURFTE,

IST DIESES WERK RESPEKTVOLL GEWIDMET

VOM AUTOR**

VORWORT

Seit Baldwins Buch über die Jagd in Afrika vor nun fast zwanzig Jahren erschien, ist kein Werk veröffentlicht worden, das in irgendeiner Weise als Leitfaden für Männer dienen könnte, die das Innere Südafrikas auf der Suche nach sportlichem Vergnügen besuchen wollen und den heutigen Zustand des Landes aus der Sicht eines Waidmanns kennenlernen möchten.

Ich hoffe, dass der vorliegende Band diese Lücke bis zu einem gewissen Grad schließen kann; da ich acht Jahre lang das Leben eines professionellen Elefantenjägers geführt habe, sind meine Seiten naturgemäß vor allem der Tierwelt gewidmet, in deren Mitte ich ständig lebte. Einige meiner Schlussfolgerungen in Bezug auf Löwen, Nashörner oder andere Tiere mögen von denen anderer Männer abweichen, die ebenso kompetent sind, sich ein Urteil zu bilden; in jedem Fall sind sie jedoch das Ergebnis langer persönlicher Erfahrung mit den Bestien selbst und wurden in keiner Weise von den oft unzuverlässigen Geschichten „alter Jäger" beeinflusst.

Die sieben Tafeln mit Antilopenköpfen bilden eine vollständige Serie, die jede Art repräsentiert – von der kleinsten bis zur größten –, die nördlich des Limpopo-Flusses bis zum 12. Grad südlicher Breite anzutreffen ist. Sie wurden alle sehr sorgfältig von Herrn J. Smit gezeichnet, dem mein bester Dank gebührt. Als Vorlage dienten tatsächliche Exemplare in meinem Besitz, die von dem bekannten Präparator Herrn Rowland Ward aus Piccadilly montiert wurden; sie sind daher getreue Darstellungen hinsichtlich der Zeichnung und Hornlänge der Tiere selbst.

Am Ende des Buches habe ich einige Wildlisten beigefügt, die ich während meiner letzten beiden Jagdexpeditionen geführt habe. Dies geschah nicht aus dem Wunsch heraus, zu zeigen, welch große Strecke ich gemacht habe; da sie jedoch aus meinem sorgfältig von Tag zu Tag geführten Jagdbuch kopiert wurden, geben sie jedem, der das Innere Südafrikas besuchen möchte, eine bessere Vorstellung von der Art der Jagd und den verschiedenen Wildarten, auf die er heute in verschiedenen Teilen des Landes wahrscheinlich stoßen wird, als jede detaillierte Beschreibung. Manchmal repräsentiert die Liste sicherlich alles Wild, das ich unter immenser harter Arbeit erlegen konnte; ein andermal verzeichnet sie nicht einmal ein Viertel dessen, was ich hätte töten können, wenn ich es auf eine große Strecke angelegt hätte.

Manche Leute mögen dies als eine schreckliche Bilanz des Schlachtens betrachten, aber sie müssen bedenken, dass ich oft von einer Schar hungriger Wilder begleitet wurde – abgesehen von den Männern in meinen Diensten –, die alle vollständig von mir für ihre tägliche Nahrung abhängig waren. Auf einigen meiner Expeditionen lieferte mir mein Gewehr fast ausschließlich die Mittel, um von den Eingeborenen Getreide, Führer, Träger usw. zu erhalten, welche besser ausgerüstete Gruppen mit Kattun, Perlen oder anderer Handelsware bezahlt hätten. Auf einigen meiner Reisen bin ich in Regionen vorgedrungen, die bisher von keinem Europäer besucht wurden; in diesen Fällen habe ich stets grobe Skizzenkarten angefertigt, von denen zwei von der Royal Geographical Society veröffentlicht wurden. Da diese Expeditionen jedoch auf der Suche nach Elefanten und nicht zu wissenschaftlichen Zwecken unternommen wurden, beanspruche ich für deren Ergebnisse kein besonderes Verdienst für mich.

Teile des vorliegenden Bandes wurden bereits von Zeit zu Zeit in den Spalten der Zeitung *The Field* gedruckt. Da die fraglichen Artikel einige meiner interessantesten Jagdabenteuer erzählten, die ich vor einigen Jahren erlebte, als Elefanten noch zahlreich waren,

entschuldige ich mich nicht dafür, sie hier erneut wiederzugeben. Mein Dank gilt auch meiner Schwester, Miss A. B. Selous, für die Zeit, Mühe und Geduld, die sie für die zehn Illustrationen aufgewendet hat, welche die Jagdszenen darstellen und meine Seiten schmücken; sie alle wurden unter meiner persönlichen Aufsicht und nach meinen mündlichen Beschreibungen gezeichnet. Ebenso danke ich Herrn Edward Whymper für die sorgfältige und gewissenhafte Weise, in der er diese Zeichnungen verkleinert und auf Holz übertragen hat.

Abschließend bleibt mir nur hinzuzufügen, dass ich auf den folgenden Seiten mein Bestes getan habe, mich in klarem, verständlichem Englisch auszudrücken; und sollte mir dies nicht so gut gelungen sein, wie ich es wünschte, so vertraue ich darauf, dass meine Unzulänglichkeiten milde beurteilt werden, wenn man bedenkt, dass ich die letzten neun Jahre meines Lebens unter Wilden verbracht habe – eine Zeit, in der ich nicht gerade das beste Training für eine literarische Leistung genossen habe.

DER AUTOR.

Barrymore House,

Wargrave-on-Thames,

Juni 1881.

INHALTSVERZEICHNIS

TEIL I

KAPITEL I

Landung in der Algoa-Bucht – Diamantenfelder – Handelsreise durch Griqualand – Der Häuptling Manchuran – Batlapin-Dorf – Griqua Town – Das Lager der Buschmänner – Klas Lucas, der Koranna-Häuptling – Betschuanen am Lange Berg – Erscheinungsbild des Landes – Rückkehr zu den Diamantenfeldern – Vorbereitungen für die zweite Expedition.

KAPITEL II

Kuruman – Achtundsiebzig Elefanten geschossen – Betschuanen-Häuptling Montsua – Sechele – Bamangwato – Landschaft – Hart arbeitende Missionare – Erste Giraffenjagd – Im Veld verloren – Große Leiden – Kälte – Hunger – Durst – Neunzig Stunden Fasten – Verlust eines „gesalzenen" Pferdes – Herzlosigkeit der Eingeborenen – Die Verlorenen gefunden – Erster Löwe gesehen – Tati-Goldfelder – Maschuna-Grabungen.

KAPITEL III

Massaker an einem Stamm – Tracht der Eingeborenen – Bemerkenswerte Landschaft – Lobengula, König der Matabele – Umziligazi – Abschlachten der „Headmen" – Schlacht von Zwang Indaba – Löwen – Piet Jacobs – Schreckliches Abenteuer mit einem Löwen – Maschunas – Elenantilopen – Beginn der Jagd mit „Cigar", dem Hottentotten.

KAPITEL IV

Elenantilope geschossen – Mein erster Elefant – „Cigars" Geschick bei der Elefantenjagd – Überfluss an Wild – Erfolgreiche Strecken – Dürre – Regen – Entbehrungen –

Verstümmelung von Elefanten – Erstechen von Bäumen aus – Ein Mord und eine Hinrichtung – „Bill“ und das Krokodil.

KAPITEL V

„Inxwala“-Tanz – Kriegstracht der Matabele – Schwarzes Nashorn – Elefantenbullen – Linquasi-Tal – Festes Lager – Jagen in der „Fly“ (Tsetsegebiet) – Profitables Schießen – Skizze des Landes – Entvölkerung durch die Zulus – Artenvielfalt der Fauna – Rappenantilope – Ein „Skerm“ – Auszüge aus dem Tagebuch – Eine große Elefantenjagd – Knappes Entkommen eines Kaffern.

KAPITEL VI

Fortsetzung des Tagebuchs – Eine Rast – Frischer Honig – Aufbruch zur Elefantenjagd – Zwei Bullen geschossen – Marsch nach Wasser – Eine Nacht ohne Abendessen – Vierzehn Tage Jagd – Vergraben des Elfenbeins – Rückkehr zu Wood – Schwarzes Nashorn – Ein Bienennest – Weißes Nashorn – Sechs Elefantenbullen geschossen – Ein Kaffer getötet – Verhängnisvolle Elefantenjagd – Knappes Entkommen – Unfall – Rückkehr zu den Wagen.

KAPITEL VII

Schlechtes Wetter – Langsames Reisen – Herr und Leutnant Garden – Daka – Verlassen der Wagen – Elefantenjagd; die erste der Saison – Ein Bad aus Blut – Erster Blick auf die Fälle – Schwieriges Gelände – Prachtvolles Panorama – Erhabenheit der Victoriafälle des Sambesi – Büffelherde – Ufer des Sambesi – Doppelter Mondregenbogen – Fallgruben für Wild.

KAPITEL VIII

Kudu – Impala – Zählebigkeit – Wasserbock – Ein neuer Diener – Der Fluss „Chobe“ – Puku-Antilopen – Büffel – Eine verwundete Kuh – Elefantenschießen – Löwen bei Nacht – Überfluss an Büffeln – Die „Puku-Ebenen“ – Moskitos und Tsetsefliegen.

KAPITEL IX

Flusspferde – Letschwe-Antilopen – Schwieriges Schießen – Elefanten am „Chobe“ – Ein mutiges kleines Kalb – Eine Kanufahrt – Makubas und ihre Insel – Rückkehr zu den „Puku-Ebenen“ – 400 lbs Elfenbein.

KAPITEL X

Puku-Antilope – Schießen von Letschwe – Den Chobe hinauf – Seltsames Erlebnis mit Elefant – Kanutour durch das Sumpfland des Chobe – Büffel – Inselbewohner – Palmwein – Sitatunga-Antilopen – Insel „Umbaracarungwe“ – Dichtes Dornengebüsch.

KAPITEL XI

Abenteuer mit Elefanten – Rückkehr zum Festland – Zwei Elefantenjagden – Zehn getötet – Schinderhütte; tragisches Ende – Zwei Büffelbullen – Begegnung mit einer Löwin – Rückkehr nach Tati und England.

TEIL II

KAPITEL XII

Landung in der Algoa-Bucht, 1876 – Die Giraffe und ihre Gewohnheiten – Giraffenjagden – Amandebele-Plünderer – Abenteuer mit Löwen – Knappes Entkommen – Westbeech, der Händler – Jagd nach Spießböcken – Pferd von Löwen getötet; verwunde das Männchen; kurz darauf von Buschmännern tot gefunden.

KAPITEL XIII

Der südafrikanische Löwe – Variationen des Typs – Lebensräume – Erscheinung – Farbe – Gewohnheiten – Durchschnittsgröße – Unsaubere Fresser – Gefährliche Gegner – Eine traurige Geschichte – Löwin greift nachts das Lager an – Pferd verwundet – Ruthven erschossen – Löwin getötet – Schieße prächtigen Löwen und zwei Löwinnen.

KAPITEL XXI

Flusspferd-Pfade – Nashorn – Schlechtes Gewehr – Wasserböcke – Schwieriges Gelände – Rappenantilope – Dörfer der Eingeborenen – Feilschen – Lo Magondi – Weberei der Eingeborenen – Ausflug mit Lo Magondi – Der Turako (Lory) – Flusspferd-Tümpel – Seekuh-Schießen – Aberglaube der Matabele – Beaconsfield-Katarakte – Büffelschießen – Löwe bei Nacht.

KAPITEL XXII

Alter Pfad der Flusspferde – Flusspferde zu Tode hungern – Elefantenjagd – Bergiges Land – Büffel – Nashorn – Ein totes Flusspferd paddeln – Unangenehmer Unfall – Löwinnen.

Wildlisten

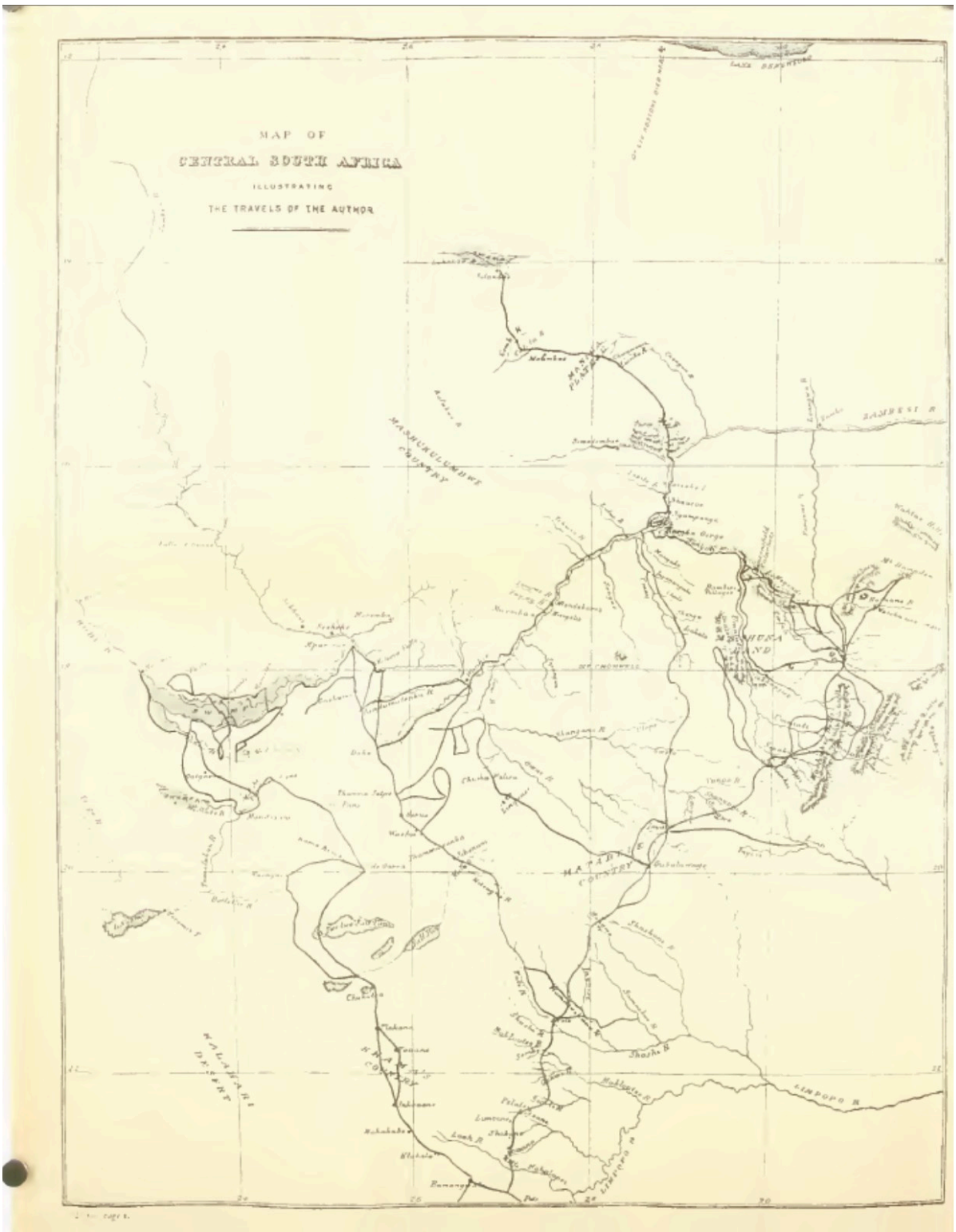
- Liste des 1879 geschossenen Wildes
- Liste des 1880 geschossenen Wildes
- Liste des zwischen dem 1. Januar 1877 und 31. Dezember 1880 geschossenen Wildes

Index

ILLUSTRATIONEN (Auswahl)

- Ein knappes Entkommen
- Karte
- Elenantilopenbulle / Spießbock / Kudu-Bulle
- Sitatunga-Antilope / Rappenantilope / Pferdeantilope
- Duiker / Oribi / Klippspringer / Steinböckchen
- Wasserbock / Puku / Letschwe / Impala / Springbock
- Alte niederländische 4-Pfünder-Elefantenbüchse
- Lichtenstein-Antilope / Kuhantilope

- Erschöpft. Warten auf die Kühle der Nacht, um zum Wasser zurückzukehren
- Begegnung mit Löwen
- Einem verwundeten Büffel im dichten Busch folgen
- Unerwartetes Treffen mit zwei Löwen



KAPITEL I

Landung in der Algoa-Bucht — Diamantenfelder — Handelsreise durch Griqualand — Der Häuptling Manchuran — Batlapin-Dorf — Griqua Town — Das Lager der Buschmänner — Klas Lucas, der Koranna-Häuptling — Betschuanen am Lange Berg — Erscheinungsbild des Landes — Rückkehr zu den Diamantenfeldern — Vorbereitungen für die zweite Expedition.

Am 4. September 1871 betrat ich zum ersten Mal das sandige Ufer der Algoa-Bucht, mit 400 Pfund in der Tasche und der Last von nur neunzehn Jahren auf meinen Schultern. Da ich sorgfältig alle Werke gelesen hatte, die über Jagd und Reisen in Südafrika

geschrieben worden waren, hatte ich schon vor langer Zeit beschlossen, meinen Weg in das Innere dieses Landes zu suchen, sobald die Umstände es mir ermöglichen würden; denn das freie und ungezwungene Zigeunerleben, wie es von Gordon Cumming, Baldwin und anderen Autoren beschrieben wurde, hatte meine Fantasie völlig gefesselt. Es trug viel dazu bei, mich für ein Leben mit ständig wechselnden Schauplätzen und dauernder Aufregung zu entscheiden – eine Wahl, die ich nie bereut habe und für die mich eine angeborene Liebe zu allen Zweigen der Naturgeschichte sowie jener unter unseren Landsleuten so verbreitete Drang, in Regionen vorzudringen, in denen noch niemand zuvor war, in gewissem Maße befähigten.

Da ich in Port Elizabeth niemanden kannte, der mir hätte raten können, beschloss ich, mich zuerst zu den Diamantenfeldern durchzuschlagen, da ich richtigerweise annahm, dass es von dort aus einfacher sein würde, einen endgültigen Aufbruch ins Innere zu wagen als von der Küste aus. Da ich zu viel Gepäck hatte, um mit der damals verkehrenden Postkutsche von Cobb & Co. zu reisen, hielt ich Ausschau nach einem Ochsenwagen mit Ziel „Das neue Eldorado", was nicht schwer zu finden war. Nachdem ich mit einem jungen Transportfahrer namens Reuben Thomas handelseinig geworden war, der zusagte, mich und meine 300 Pfund Gepäck für die Summe von 8 Pfund zu den Diamantenfeldern zu befördern, verließ ich Port Elizabeth schließlich zwei Tage später, am 6. September.

Die Reise zwischen der Küste und den Diamantenfeldern ist so uninteressant, dass ich meine Leser nicht mit Berichten darüber ermüden möchte, da ich meine Seiten den Schilderungen meiner Erfahrungen in jenen Teilen des fernen Inneren widmen will, die dem allgemeinen Publikum derzeit nur sehr unvollkommen oder gar nicht bekannt sind.

Nach einer sehr langsamen Reise von fast zwei Monaten erreichten wir am frühen Morgen des 28. Oktober endlich unser Ziel. Da wir nur nachts gereist waren, um die Ochsen während der Hitze des Tages ruhen zu lassen, hatte ich im kleinen Rahmen viel jagen können. Als Lohn für ein immenses Maß an anstrengenden Fußmärschen war es mir gelungen, einen Buschbockrammler, einen Duiker, einen Springbock, einen Klippspringer sowie acht graue und rote Rehblöcke zu erlegen, die ich alle auf meinen eigenen Schultern zu den Wagen getragen hatte.

Am Abend des Tages, an dem ich die Diamantenfelder erreichte, widerfuhr mir ein großes Unglück: Ein kleiner Doppel-Hinterlader-Stutzen von Reilly, mit dem ich entlang des Weges gejagt hatte, wurde vom Wagen gestohlen, und alle Bemühungen, ihn aufzuspüren, blieben erfolglos. Mein Arsenal war nun auf einen Doppel-Zehner-Vorderlader von Vaughan reduziert – eine sehr minderwertige Waffe, da sie ihre Kugeln über Kreuz schoss – sowie auf eine kleine Doppelflinte, die sowohl mit Schrot als auch mit Kugel gut schoss.

Auf dem Markt kaufte ich am nächsten Morgen für 5 Pfund ein Pferd und ritt hinüber nach Pniel. Hier traf ich einen Mitreisenden vom Schiff, Herrn Arthur Laing, der das Schiff in Kapstadt verlassen hatte und mit dem Passagierkarren direkt zu den Feldern gefahren war. Er erzählte mir, dass er das Graben satt habe und überlege, eine Handelsreise durch Griqualand und den Oranjefluss hinunter zu unternehmen. Als Führer und Dolmetscher wollte er einen Mann namens Crossley mitnehmen, der das Land und die Leute kannte. Crossley war tatsächlich Privatsekretär von Adam Kok, dem Häuptling der Griquas, gewesen und hatte einst eine sehr gute Position innegehabt, von der ihn eine leidenschaftliche Hingabe zum „fließenden Becher" Schritt für Schritt hinabgezogen hatte, bis er nun nicht einmal mehr die Schuhe besaß, in denen er stand. In seinen nüchternen Momenten jedoch – die, sofern er sich im Umkreis von zehn Meilen um eine Schenke befand, sowohl kurz als auch selten waren – war er ein intelligenter und gut informierter Mann. Mein Freund wollte unbedingt, dass ich mich ihm anschloss, und

da ich herausgefunden hatte, dass der Beginn des Winters, also April oder Mai, die beste Zeit für einen Aufbruch ins ferne Innere war, entschloss ich mich bald dazu, in der Annahme, die Reise würde genau die Zwischenzeit ausfüllen. Unsere Vorbereitungen waren bald getroffen, und am 31. Oktober beluden wir einen kleinen Wagen mit Holzachsen, den wir für 80 Pfund gekauft hatten, und schafften noch am selben Abend den Aufbruch.

Wir folgten zuerst dem Lauf des Vaal-Flusses und machten am Abend des 2. November an seinen Ufern Rast, als ein Kaffernhäuptling in Begleitung von etwa zwanzig Gefolgsleuten herbeiritt. Er stellte sich als Manchuran heraus, einer der einflussreichsten Häuptlinge der Batlapins; doch trotz alledem war er sich, nachdem wir ihm und seinem Bruder ein gutes Abendessen gegeben hatten, nicht zu schade, um Zucker, Tee, Kaffee oder alles andere zu betteln, was ihm gerade einfiel. Ein Kaffer wird selten eine Gelegenheit auslassen, etwas zu fordern.

Früh am nächsten Morgen erreichten wir ein großes Batlapin-Dorf, wo wir die Häuser sehr sauber, hübsch und komfortabel vorfanden. Sie sind in zwei Räume unterteilt, während es außen eine Art Veranda gibt; um die Vorderseite des Hauses verläuft ein sehr ordentlich eingefriedeter Hof, der mit Kuhdung verputzt ist. Innen sind diese Häuser groß und geräumig, mindestens acht Fuß hoch, und die meisten haben eine Nische in der Wand mit Regalen für Töpfe usw. In diesem Dorf versuchten wir uns als Lehrlinge im Handel. Es war eine sehr mühsame Arbeit, da die Eingeborenen alles ansehen wollten und über jeden Artikel, den sie prüften, viel redeten, bevor sie etwas kauften. Zu meiner großen Überraschung bezahlten sie das Erworbene in barer Münze. Am folgenden Tag verließen wir die Ufer des Vaal und zogen durch ein mit Warten-Sie-ein-Weilchen-Dornen bewachsenes Land in Richtung Campbell's-dorp, einer alten Missionsstation. Auf dem Weg sah ich zwei Kuhantilopen, konnte aber nicht zum Schuss kommen. Campbell's-dorp hatte offensichtlich bessere Tage gesehen, denn es gab viele verlassene Gärten und verfallene Hütten im Ort; obwohl die meisten Leute wie ein fauler, armutsgeplagter Haufen wirkten, lebten einige der wohlhabenderen Griquas in Häusern, die ebenso komfortabel waren wie die der niederen Klasse der Transvaal-Buren.

Am 9. November brachen wir auf und erreichten am folgenden Tag Griqua Town. Dieser Ort musste, wie Campbell's-dorp, bessere Zeiten erlebt haben, war nun aber fast verlassen. Während der folgenden fünf Wochen zogen wir von einer Griqua-Farm zur anderen durch das ganze Land, kauften Schafe, Ziegen, Ochsen und Straußenfedern, fanden aber außer ein paar Springböcken und Steinböckchen kein Wild.

Am 21. Dezember befanden wir uns am Ufer des Oranjeflusses an einem Ort namens Seekuh-Bad, wo ein sehr anständiger alter Kaffer namens Hendrick Kieviet wohnte. Am nächsten Tag brach ich früh auf, um in den Hügeln am Fluss nach Rehblöcken zu suchen, sah aber kein einziges Lebewesen. Man könnte fast ebenso gut im Hyde Park nach Wild suchen wie in Griqualand.

Das Wetter war nun glühend heiß; jeden Tag stieg das Thermometer auf über 100° Fahrenheit im Schatten, und gegen Mitternacht, bei herrlichem Mondschein, zeigte es immer noch 91° an.

Weihnachtstag: Wir bereiteten einen wunderbaren Pudding aus Mehl und Eiern zu, verfeinert mit Schokolade; dazu machten wir eine Sauce aus Mehl, Milch, Honig und Schokolade. Sowohl Pudding als auch Sauce wurden ein herrlicher Erfolg, und angesichts der wenigen uns zur Verfügung stehenden Mittel hatten wir Grund, stolz darauf zu sein. Wir luden den alten Hendrick zum Essen ein, und er war vom Pudding verzaubert; er

erklärte, er habe nie zuvor etwas Vergleichbares gekostet, und nach der Menge zu urteilen, die er verdrückte, dachte er offensichtlich, dass er es auch nie wieder tun würde.

Der 1. Januar fand uns immer noch westwärts ziehend entlang des Nordufers des Oranjeflusses. An diesem Tag trafen wir zwei Griqua-Wagen, die aus dem Damaraland zurückkehrten, wo sie in diplomatischer Mission von Waterboer beim Damara-König gewesen waren, um die Erlaubnis zur Ansiedlung der Griquas in seinem Land zu erwirken. Sie waren jedoch mit ihren Verhandlungen erfolglos geblieben.

4. Januar: Während ich am Flussufer nach Perlhühnern stöberte, stieß ich am Wasser auf ein Lager von Buschmännern. Ein paar zusammengeflochtene Zweige, die eine Art Vordach bildeten, waren alles, was sie als Behausung besaßen. Die einzigen Waffen, die sie hatten, waren grob aussehende Bogen und ordentlich gefertigte Giftpfeile, manche etwa zweieinhalb Fuß lang und aus Schilf gefertigt, andere nur einen Fuß lang. Ihre Sprache schien noch reicher an Klick- und Klacklauten zu sein als die der Koranna, und insgesamt wirkten sie auf einen flüchtigen Beobachter nur wenige Stufen von der Tierwelt entfernt. Am folgenden Tag kamen drei weitere Buschmänner zum Wagen, um um Tabak zu betteln; sie waren größer und ansehnlicher als jene, die ich zuerst gesehen hatte.

6. Januar: Wir erreichten die Stadt von Klas Lucas, einem Koranna-Häuptling, der (in der Trockenzeit) an einer Furt des Oranjeflusses namens Olivenhout's Drift lebte. Während wir dort waren, schlug der Blitz in eine Hütte ein; von den sieben Korannas darin wurden zwei getötet. Hier kehrten wir um und erreichten auf demselben Weg, den wir gekommen waren, am 19. des Monats wieder Keis.

Von Keis aus zogen wir zwei Tage lang durch sehr schweren Sand nach Norden zum Lange Berg, ohne einen Tropfen Wasser, bis wir die Farm von Anthony Potgieter erreichten, einem farbigen Mann aus der Kapkolonie. Unser Vieh, die Schafe und Ziegen waren schrecklich durstig, und es war ein Anblick zu sehen, wie sie alle ins Wasser stürzten. Der alte Anthony Potgieter erwies sich als ein sehr guter Kerl und schickte uns viel Milch und etwas Brot hinunter, was ein großer Genuss war; denn da wir von den elenden Korannas weder Getreide noch Mais hatten erhalten können, hatten wir dreiundzwanzig Tage lang nichts als Schaffleisch gegessen. Ich sah hier eine Herde von etwa dreißig Kuhantilopen, aber da sie an einem Hang standen und das Gelände unter ihnen völlig offen war, gelang es mir nicht, zum Schuss zu kommen.

27. Januar: Wir verließen Anthony Potgieters gastfreundliche Hütte mit Bedauern und zogen nordwärts unter die Lange-Berg-Kaffern, wobei wir am Abend den Kraal von Michonya erreichten. Dieser alte Kerl war geizig, selbst für einen Betschuanen, was einiges besagt. Diese Leute schienen jedoch fleißig zu sein, da sie an jedem Kraal viele Hektar Boden unter Anbau hatten und sehr viele Karosse fertigten, die sie mit großer Ordentlichkeit nähten. Sie scheinen auch die äußeren Zeichen der Zivilisation bereitwillig anzunehmen, und alle, die es sich leisten können, tragen europäische Kleidung; aber sie sind die geizigste, bettlerischste, habgierigste und insgesamt unangenehmste Gruppe von Menschen, die man sich vorstellen kann. Obwohl sie große Herden von Kühen und Ziegen besitzen, geben sie einem Fremden keinen Tropfen Milch, bis er dafür bezahlt; andererseits erwarten sie von ihm, dass er ihnen Kaffee, Tabak und eigentlich alles in seinem Wagen umsonst gibt.

9. Februar: Wir erreichten Kobetsis Stadt, wo wir feststellten, dass ein Engländer namens Funnell einen Laden eingerichtet hatte. Bei ihm konnten wir einen Vorrat an Mehl und anderen fast lebensnotwendigen Dingen kaufen, die wir so lange entbehrt hatten. Von diesem Ort aus konnten wir die Kuruman-Höhen sehen; die Missionsstation lag etwa fünfzig Meilen genau östlich. Das Land hier war damals in bestem Zustand, denn da

gerade Regen gefallen war, sah alles grün aus. Die ganze Landschaft war dicht bewaldet und das Gras sehr üppig. Insgesamt war es eine herrliche Abwechslung nach dem Wüstengebiet am Oranjefluss, an das wir uns zuletzt gewöhnt hatten. Der große Nachteil war, dass es keinerlei Wild gab, nicht einmal Springböcke; die Kaffern hatten alles bis weit ins Innere gejagt, sodass es heute im Umkreis von fünf Meilen um Kapstadt mehr Wild gibt als hier, mehr als sechshundert Meilen landeinwärts.

Wir kehrten nun wieder nach Süden um und erreichten am Abend des 13. Februar erneut Potgieters Farm. Die folgenden zwei Tage verbrachte ich auf der Suche nach Kuhantilopen, aber obwohl ich hart arbeitete, sah ich keine. Am nächsten Morgen kamen zwei Buschmänner herein und berichteten, dass Spießböcke am Scurfde Berg, einer Hügelkette zwei Tage westlich von hier, häufig seien. Also lieh ich mir Potgieters Karren und brach mit den Buschmännern auf, um mein Glück bei ihnen zu versuchen.

15. Februar: Wir erreichten Witte Sand, einen großen Hügel aus reinem weißen Sand. Dieser weiße Sandhügel, umgeben wie er auf allen Seiten vom dunkelroten Sand der benachbarten Gegend ist, stellt sicherlich ein sehr bemerkenswertes Phänomen dar. Das Wetter war glühend heiß. Die Nacht verbrachten wir in einer Buschmann-Stadt.

16. Februar: Aufbruch vom Scurfde Berg. Sah Fährten von Spießböcken und Streifengnus, konnte die Tiere selbst aber nicht einholen.

17. Februar: Erreichten den Scurfde Berg, wo wir den Ochsen mit großer Mühe an zwei tiefen Spalten im massiven Fels Wasser gaben. Diese Spalten befanden sich auf halber Höhe an der Seite eines steilen, schroffen Hügels und waren mit Regenwasser gefüllt. Sah keine Spießböcke. Das Wetter war intensiv heiß und schwül; insgesamt schrecklich ungünstig für die Jagd zu Fuß im tiefen Sand.

19. Februar: Da das Fleisch, mit dem wir bei Potgieter aufgebrochen waren, verbraucht war, mussten wir sofort umkehren, da nur geringe Wahrscheinlichkeit bestand, hier etwas zu schießen. Schließlich erreichten wir, nachdem wir fast ununterbrochen zwei Tage und eine Nacht gereist waren und die ganze Zeit über keine Nahrung hatten, wieder die Farm. Dort fand ich meinen Freund vor, der des Wartens müde und begierig war, sofort den Aufbruch zu den Diamantenfeldern zu wagen.

2. März: Wir erreichten Griqua Town. Seit einigen Tagen war Laing unpässlich gewesen, und er erkrankte nun ernsthaft. Da es notwendig war, dass einer von uns noch einige Zeit in Griqua Town blieb, um etwas Vieh zusammenzubringen und einige Schulden bei den benachbarten Farmen einzutreiben, mietete ich einen Wagen, in dem mein Freund sofort in Eilmärschen zu den Diamantenfeldern reiste, wo gutes Essen und Pflege ihn schnell wieder auf die Beine brachten.

Bis zum 12. war ich selbst bereit für den Aufbruch und stieß sechs Tage später bei Klip Drift wieder zu Laing; ich war erfreut, ihn bereits auf dem Weg der Besserung zu finden.

Nach Erreichen der Diamantenfelder verkauften wir die Erträge unserer Handelsreise – Vieh, Ziegen und Straußenfedern – und stellten fest, dass wir einen Gewinn von etwa 100 Pfund gemacht hatten. Mein Freund kehrte daraufhin nach England zurück, während ich mich sofort daran machte, Vorbereitungen für eine Reise weit in das Innere zu treffen. Ich kaufte einen starken schottischen Karren sowie vier Ochsen und zog zuerst zurück nach Griqua Town, wo ich bereits mit einem Händler namens Van Druten vereinbart hatte, seinen Wagen, ein Gespann junger Ochsen und fünf Pferde zu erwerben. Für den Wagen bezahlte ich 145 Pfund, für die Ochsen 6 Pfund 10 Schilling pro Kopf und für die Pferde je 11 Pfund. Gleichzeitig kaufte ich gegen bar einige fette Ochsen sowie eine Menge

Schafe und Ziegen, die ich, nachdem ich zurück nach Klip Drift gezogen war, wo ich meinen Wagen ließ, nach Kimberley trieb und dort mit einem ordentlichen Gewinn gegenüber dem Einkaufspreis verkaufte.

Während ich in Kimberley war, traf ich einen Mitreisenden vom Schiff, einen jungen Burschen in meinem Alter namens Dorehill, Sohn von General Dorehill, mit dem ich an Bord eine enge Freundschaft geschlossen hatte. Er lebte damals bei einem Herrn Sadlier, der aus derselben Heimatstadt stammte wie er selbst und den er zufällig auf den Diamantenfeldern getroffen hatte. Als ich ihm erzählte, dass ich in wenigen Tagen ins Innere aufbrechen würde, sagte er, dass er sehr gerne mitkommen würde, seinen Freund aber kaum allein lassen könne. Da ich jedoch dachte, dass es auf einer langen Expedition, wie ich sie vorhatte, besser sei, in Begleitung von Freunden statt völlig allein zu reisen, schlug ich Dorehill vor, mitzukommen und auch Sadlier dazu zu bewegen, was schließlich vereinbart wurde. Wir bereiteten uns nun auf einen sofortigen Aufbruch vor; da wir aber nicht mehr viel Geld zur Verfügung hatten und nichts auf Kredit bekamen, wie wir gehofft hatten, mussten wir uns mit einem Vorrat an Burenmehl, Zucker, Tee, Kaffee und einer kleinen Menge Munition begnügen, was zusammen mit ein paar Perlen unsere Ausrüstung vervollständigte. Was die Bewaffnung betraf, waren wir nicht besonders gut aufgestellt: Sadlier hatte ein Enfield-Gewehr, Dorehill einen Martini-Henry-Karabiner, und ich selbst hatte einen kurzen Snider-Stutzen, dazu den Doppel-Zehner-Vorderlader, den ich bereits als fast nutzlos erkannt hatte, sowie meine kleine Flinte.

TAFEL I

1. Elenantilopenbulle (*Oreas canna*)

Geschossen im Maschuna-Land, 5. Nov. 1878.

Hornlänge: 2 Fuß 5 Zoll (ca. 74 cm).

2. Spießbock-Kuh (*Oryx gazella*)

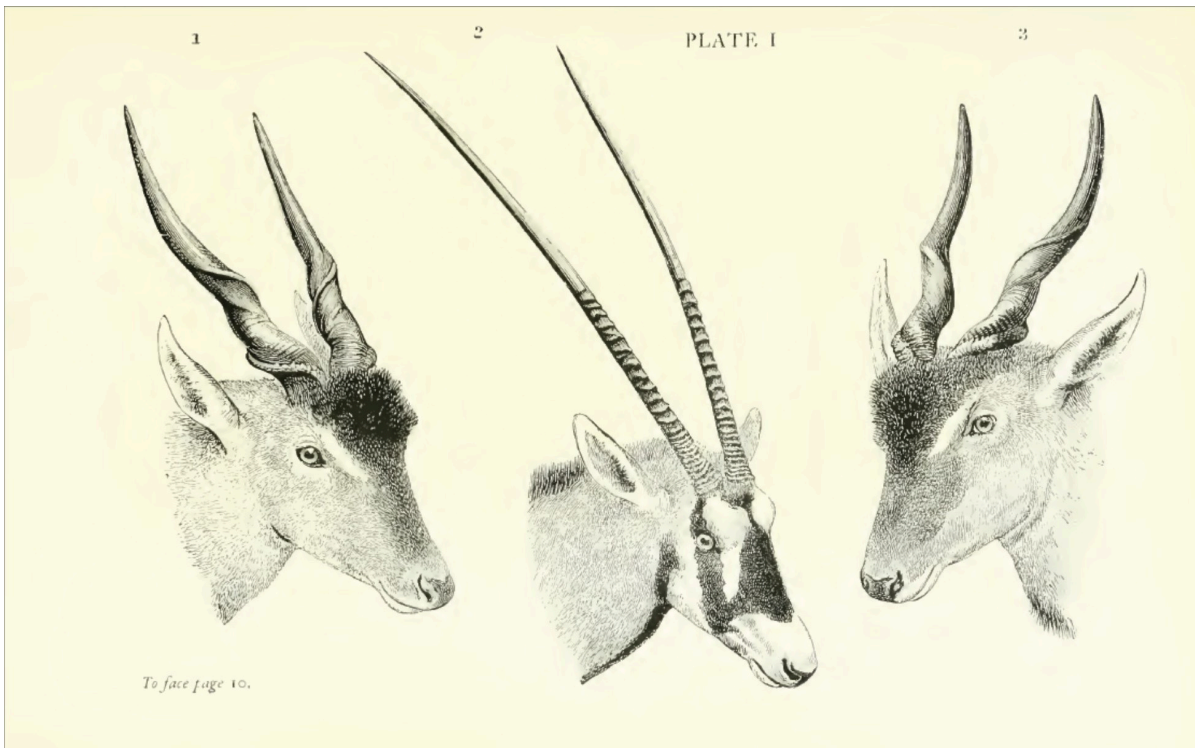
Geschossen nahe dem Botletlie-Fluss, 15. Mai 1879.

Hornlänge: 3 Fuß 6,5 Zoll (ca. 108 cm).

3. Elenantilopenbulle (*Oreas canna*)

Geschossen im Maschuna-Land, 5. Okt. 1880.

Hornlänge: 2 Fuß 3 Zoll (ca. 69 cm).



KAPITEL II

Kuruman — Achtundsiebzig Elefanten geschossen — Betschuanen-Häuptling Montsua — Sechele — Bamangwato — Landschaft — Hart arbeitende Missionare — Erste Giraffenjagd — Im Veld verloren — Große Leiden — Kälte — Hunger — Durst — Neunzig Stunden Fasten — Verlust eines „gesalzenen" Pferdes — Herzlosigkeit der Eingeborenen — Die Verlorenen gefunden — Erster Löwe gesehen — Tati-Goldfelder — Maschuna-Grabungen.

Endlich hatten wir alles bereit, und Ende April 1872 überquerten Sadlier, Dorehill und ich den Vaal-Fluss und zogen in Richtung Kuruman, wo wir auf die Hauptroute ins Innere zu stoßen hofften. Es dauerte bis zum 26. Mai, bis wir Kuruman erreichten, obwohl es eigentlich nur wenige Tage von den Diamantenfeldern entfernt liegt; dies lag hauptsächlich daran, dass meine Pferde von einem Ort namens Daniel's Kuil zurück nach Griqua Town weggelaufen waren und sich über das Land verstreuten, was eine zweiwöchige Verzögerung verursachte, bis ich sie wieder eingefangen hatte.

Kuruman war bei weitem der hübscheste Ort, den ich bisher in Afrika gesehen hatte. Zunächst erfreute das Auge eine prächtige Quelle mit kristallklarem Wasser, die – was in den Wüsten Südwestafrikas höchst selten ist – herrlich von stattlichen Bäumen beschattet wurde. Der prächtige Obstgarten, der ursprünglich vom Ehrwürdigen Herrn Moffat angelegt worden war, wirkte durch die großen Haine dunkel belaubter Orangenbäume, die voller (leider noch nicht ganz reifer) Früchte hingen, äußerst einladend. Wir wurden von Herrn William Williams, einem Händler, der erst im Vorjahr von einer Jagd- und Handelsreise aus dem Matabele-Land zurückgekehrt war, sehr freundlich aufgenommen. Er gab mir viele Informationen über das Matabele-Land und zeigte mir die großkalibrigen Elefantenflinten, die universell von den professionellen niederländischen und einheimischen Elefantenjägern verwendet werden.

Schließlich kaufte ich zwei dieser sehr wenig vertrauenerweckenden Waffen, die ich hier beschreiben möchte. Es waren glattläufige Entenflinten einfachster Bauart, die eine Rundkugel von vier Unzen (ca. 113 g) verschossen; die Gewehre selbst wogen nur lbs (ca.

5,7 kg). Sie wurden von Isaac Hollis in Birmingham hergestellt, und was sie ursprünglich gekostet haben mochten, wage ich kaum zu sagen; ich kaufte sie von Herrn Williams, nachdem sie mit Ochsenwagen über 600 Meilen weit von Kapstadt ins Land transportiert worden waren, für je 6 Pfund. Mit diesen zwei Flinten und einer weiteren ähnlichen, die jedoch 2 lbs schwerer war und die ich im folgenden Jahr einem niederländischen Jäger für 7 Pfund 10 Schilling abkaufte, erlegte ich in drei Spielzeiten achtundsiebzig Elefanten – alle bis auf einen zu Fuß.

Seitdem habe ich mit sehr teuren, großkalibrigen Hinterladern und bestem Curtis & Harvey-Pulver gejagt, aber ich habe nie ein Gewehr benutzt oder benutzt gesehen, das besser schoss als diese billig gefertigten alten Vorderlader. Allerdings waren sie so leicht, dass sie – wenn sie von Hand aus einer ledernen Pulvertasche an meiner Seite geladen wurden (eine gewöhnliche Handvoll Pulver entspricht über 20 Drachmen, also etwa 35 Gramm) – ganz furchtbar ausschlugen. In meinem Fall hat die Bestrafung, die ich durch den Rückstoß dieser Gewehre erhielt, meine Nerven so sehr angegriffen, dass dies meine Schießleistung seither maßgeblich beeinflusst hat, und ich bereue es zutiefst, jemals etwas mit ihnen zu tun gehabt zu haben.

Die Reise zwischen Kuruman und Secheles Ort dauerte etwa zwanzig Tage. Die Entfernung betrug etwa 260 Meilen, aber ein großer Teil des Weges führte durch sehr sandiges Gebiet mit wenig Wasser und war für die Ochsen schrecklich anstrengend. Nach dem Verlassen von Kuruman bot das Erscheinungsbild des Landes eine deutliche und sehr angenehme Veränderung zu allem, was ich bisher gesehen hatte; denn während im westlichen Teil der Kapkolonie, in Griqualand oder im Freistaat (mit Ausnahme des Küstenstreifens) kaum ein Baum zu sehen ist, wurde das Land nun dicht bewaldet mit Bäumen von beträchtlicher Größe und ähnelte in vielen Teilen stark einem englischen Park; umso mehr, als die Kameldornbäume, die am zahlreichsten waren, aus der Ferne ein wenig wie Eichen aussahen. Der große Nachteil dieses Landstrichs ist der Wassermangel und die schweren, sandigen Wege. Wir passierten nur wenige Kraals, aber an den meisten Wasserstellen gab es einige Bakalahari, die das Vieh ihrer Betschuanen-Herren hüteten. Einen Tagesmarsch vor Secheles erreichten wir einen großen Kraal unter dem alten Häuptling Montsua, einem gut aussehenden, stattlichen alten Mann, der – wie jeder Betschuane von Stand – von Kopf bis Fuß in europäische Tracht gekleidet war, Kragen und Krawatte inklusive.

Kurz nach dem Verlassen von Montsuas Ort stießen Dorehill und ich auf einen Unfall. Ich nahm gerade einige Patronen aus einer kleinen Kiste mit etwa einem Pfund losem Pulver im Seitenfach des Wagens, als Dorehill herankam und mir mit einer Pfeife im Mund über die Schulter blickte. Etwas brennender Tabak fiel in das Pulver, das sofort explodierte. Wir wurden an Hals, Gesicht sowie an den Innenseiten der Lippen und Nasenlöcher ziemlich schwer verbrannt; auch unsere Augen waren stark in Mitleidenschaft gezogen, und eines von meinen wurde tatsächlich erst nach geraumer Zeit wieder gesund. Sadlier, der den amerikanischen Krieg mitgemacht und dort einige nützliche Dinge für solche Notfälle gelernt hatte, rieb sofort eine Mischung aus Öl und Salz in unsere hautlosen Gesichter; es war kein angenehmer Vorgang, aber ich habe keinen Zweifel daran, dass es tat, was er versprach, nämlich zu verhindern, dass das Pulver dauerhafte Male hinterließ.

Als wir Secheles erreichten, wurden wir von allen dort stationierten Händlern sehr freundlich behandelt. Sobald es unseren Augen etwas besser ging, statteten wir Sechele einen Besuch ab, der unter den Kaffernhäuptlingen des Inneren eine Berühmtheit ist. Wie Montsua ist er ein großer, stattlicher alter Kaffer, und auf mich als Fremden wirkte er wie ein sehr angenehmer alter Herr. Er lebte in einem großen, gut gebauten Haus; über dem Kaminsims im Esszimmer stand ein schöner, recht großer Spiegel; über der Tür hing eine

große Uhr, während ich im Schlafzimmer einen Blick auf ein feines eisernes Bettgestell erhaschen konnte. Wir tranken Tee mit ihm, und ich war überrascht zu sehen, dass er in einer silbernen Teekanne und auf einem hübschen Service aus Porzellan serviert wurde. Alles in allem schien mir der alte Sechele – rein nach den äußeren Zeichen zu urteilen – der am vollständigsten zivilisierte Kaffer zu sein, den ich bisher gesehen hatte. Ich habe später gehört, dass er zwar ein eifriger Leser des Alten Testaments ist (da er die sechuana-sprachige Übersetzung lesen kann), aber von jenen, die sich für urteilsfähig halten, nicht als besonders guter oder standhafter Christ angesehen wird. Er erkundigte sich sehr besorgt nach der Gesundheit von Königin Victoria und schien aufrichtig betroffen über die jüngste Krankheit des Prince of Wales.

Dort traf ich zum ersten Mal Herrn Frank Mandy aus Graham's Town, einen Herrn, mit dem ich bald eine tiefe Freundschaft schloss, von der ich hoffe, dass sie nie zerbrechen wird. Da er gerade zu einer Handelsreise in das Matabele-Land aufbrach, in dem er bereits zuvor gewesen war, war ich nur zu froh, in seiner Begleitung reisen und von seiner Erfahrung profitieren zu können.

Wir verließen Secheles am 28. Juni, da unsere verbrannten Gesichter vorher keine Sonnenbestrahlung vertrugen. Die Verzögerung ermöglichte es unseren Ochsen jedoch, sich vor dem beschwerlichen Straßenabschnitt zwischen Secheles und Bamangwato gründlich auszuruhen. Wir brachen am Abend auf, reisten die ganze Nacht durch und erreichten Kopong am frühen nächsten Morgen, konnten aber erst am späten Nachmittag des zweiten Tages Wasser für unsere Ochsen finden. Sobald sie getrunken hatten, spannten wir an und drängten weiter, wissend, dass sie vor Boatlanarma nichts mehr zu trinken bekommen würden. Wir hatten sogar noch mehr Mühe mit den schweren Sandwegen als erwartet, denn Mandys schwer beladener Wagen blieb oft stecken, sodass ich meine Ochsen ausspannen und ihn ein Stück weit herausziehen musste. So waren wir drei Tage und Nächte ununterbrochen unterwegs, bevor wir Wasser erreichten, und unsere armen Ochsen waren in einem schrecklichen Zustand vor Durst.

Bei Selinya, einem schönen Vley (Wasserloch) am Wegesrand etwa zwanzig Meilen hinter Boatlanarma, sahen wir zum ersten Mal die Fährte eines Löwen im weichen Schlamm am Wasserrand. Am selben Abend hörten wir, während wir an unserem Feuer saßen, ein Plätschern, dann eine Art Stöhnen. Wir liefen mit brennenden Holzscheiten zum Vley hinunter und entdeckten erst Blut, dann Eingeweide und schließlich eine tote Impala-Antilope. Sie war von Wildhunden getötet worden, und obwohl wir fast sofort bei ihnen waren, hatten sie noch Zeit gefunden, den Großteil der Keulen ihres Opfers wegzureißen. Wir waren den Wildhunden für diesen zeitgerechten Fleischvorrat sehr dankbar, denn obwohl wir hart gearbeitet hatten und weit und breit geritten waren, hatten wir seit dem Verlassen von Secheles kein Wild gesehen und folglich kein Fleisch gegessen. Am nächsten Tag stieß Sadlier jedoch auf eine Truppe Kuhantilopen und tötete zwei, während ich einen kleinen Duiker mit einem sehr schönen Hornpaar zur Strecke brachte. Zwei Tage und Nächte harter Treck durch schweres, sandiges Land brachten uns nach Bamangwato, das damals von Matchin regiert wurde.

Da Bamangwato sowie sein heutiger Häuptling Khama und sein Volk bereits von neueren Autoren ausführlich beschrieben wurden, möchte ich nur sagen, dass es die größte einheimische Stadt ist, die ich in Südafrika gesehen habe. Sie liegt am Eingang einer Schlucht durch eine steile, aber nicht sehr hohe Hügelkette. Teile dieser Schlucht sind sehr malerisch. Zu der Zeit, als ich Bamangwato zum ersten Mal besuchte, hatten sowohl sein Herrscher Matchin als auch sein Volk unter den europäischen Händlern im Inneren einen sehr schlechten Ruf – den sie auch vollauf verdienten. Seitdem haben sich die Dinge zum Besseren gewendet, und in keiner anderen einheimischen Stadt im Inneren Südafrikas wird ein Reisender heute auf so wenig kleinliche Belästigungen durch die Bewohner oder

auf so viel Höflichkeit seitens des Herrschers stoßen – ein Zustand, für den die fähige Lehre, sowohl durch Wort als auch durch Beispiel, der hart arbeitenden und unermüdlichen Missionare, der Herren Hepburn und Mackenzie, alle Ehre gebührt.

Da alle meine Pferde „ungesalzen" waren (d. h. sie hatten die Pferdepest noch nicht durchgemacht) und daher jederzeit sterben konnten, riet mir Mandy, zu versuchen, ein „gesalzenes" Tier zu erwerben. Dies gelang mir, indem ich meinen schönen neuen Wagen gegen einen kleineren gebrauchten, ein gewöhnliches Handelsgewehr und ein gesalzenes Pferd im Wert von 75 Pfund eintauschte. Diesen Tausch machte ich mit Peter Skinner, einem scharfsinnigen, aber ungebildeten Schotten, der im Inneren eine beträchtliche Summe Geld verdient hatte, dessen Gebeine aber heute – armer Kerl – unter dem Rasen an den fernen Ufern des Ngamisees ruhen.

Schließlich verließen wir Mitte August Bamangwato. Wir folgten dem gut ausgeprägten Wagenweg, der ins Matabele-Land führt, reisten durch einen dicht bewaldeten Bezirk, überquerten drei kleine Flüsse – den Mahalapsi, den Metle und den Tauwani – und erreichten am dritten Tag zwei hübsche Vleys namens Shakani. Am letzten Fluss, dem Tauwani, fanden wir einige Buschmann-Familien, die eine Ziegenherde von Matchin hüteten, dessen Sklaven sie selbst waren. Von Shakani aus lief mein gesalzenes Pferd zurück nach Bamangwato, und wir verzögerten uns eine Woche, während wir auf die Kaffern warteten, die ich ausschickte, um es zurückzuholen. Während dieser Zeit ritt ich täglich mit einem meiner Gefährten aus, um nach Wild zu suchen, und wir orientierten uns immer an einer niedrigen Hügelkette, die parallel zur Straße hinter den Vleys verlief, und besonders an einem einzelnen Hügel, der für sich allein stand. Dies erwähne ich deshalb, weil ich – wie sich später zeigen wird – der Tatsache, dass sich die Position dieser Hügel fest in mein Gedächtnis eingeprägt hatte, vermutlich mein Leben verdanke.

Schließlich brachen wir eines Abends wieder nach Norden auf und erreichten nach einem vierstündigen Treck die Lemouni-Pfanne, ein großes offenes Stück Land, in dessen Mitte eine weite Senke liegt – in der Regenzeit ein regelrechter See, aber damals, mitten im Winter, staubtrocken. Das Land war in alle Richtungen mit dichtem Wald oder struppigem Busch bedeckt und, wie jeder weiß, der dort während der Trockenzeit gereist ist, fast völlig wasserlos; Wasser fand sich nur in vereinzelten Tümpeln in weiten Abständen entlang des Wagenweges. Außer in Pelatsi (fast 25 Meilen Wegstrecke von Shakani entfernt), wo zur Zeit meiner Niederschrift eine Betschuanen-Stadt lag, ist dieses ganze Wüstengebiet, das sich vom Nordufer des Limpopo nordwestlich bis zum Ngamisee und direkt nördlich bis zum fernen Chobe-Fluss erstreckt, völlig unbewohnt, abgesehen von einigen wenigen elenden, umherwandernden Masaras (Buschmännern).

Wie ich schon sagte, war es August und in diesen Breitengraden Mittwinter. Obwohl die Sonne tagsüber sehr kräftig war – vollkommen so heiß wie im englischen Sommer –, waren die Nächte doch intensiv kalt, und in der Kanne zurückgelassener Tee war oft gefroren – eine Sache, die man so weit im Inneren Afrikas (über tausend Meilen nordöstlich von Kapstadt) kaum erwarten würde. Da die Ochsen und Pferde vor Pelatsi kein Wasser mehr bekamen – obwohl wir natürlich etwas für unseren eigenen Gebrauch mitführten –, spannten wir nach Mitternacht wieder an und zogen bei Mondschein weiter bis kurz vor Tagesanbruch. Da wir kein Fleisch mehr hatten, beschlossen Dorehill, Mandy und ich, die Wagen in der Obhut von Sadlier weiterziehen zu lassen, während wir einen Ritt machten, um nach Wild zu suchen, in der Absicht, am Abend wieder zu ihnen zu stoßen. Also tranken wir hastig eine Tasse heißen Kaffee, sattelten unsere Pferde und ritten los.

Im ersten Teil des Tages stießen wir auf eine Truppe Kuhantilopen, verwundeten eine und machten eine lange Jagd auf sie, verloren sie aber schließlich im dichten Wald, der

sehr schwierig zu durchreiten war. Danach schlugen wir einen Kurs ein, von dem wir annahmen, dass er parallel zum Wagenweg verlief, und ritten stetig voran bis etwa zwei Stunden nach Mittag. Da wir kein weiteres Wild gesehen hatten, wandten wir die Köpfe unserer Pferde nach Osten und hielten auf die Straße zu, die wir in etwa zwei Stunden zu erreichen hofften.

Wir waren vielleicht zehn Minuten in diese Richtung geritten, als wir plötzlich in der Ferne – ihre Köpfe erschienen über den Wipfeln der Bäume – eine prächtige Herde Giraffen erblickten, die ersten, die Dorehill und ich je in freier Wildbahn sahen. Wir nahmen sofort die Verfolgung auf, in der Hoffnung, einige feine fette Steaks für das Abendessen zu sichern; Giraffen sind ein exzellentes Essen und meist in gutem Zustand, und Fett ist ein Luxus, den niemand richtig zu schätzen weiß, der eine Zeit lang von nichts als dem trockenen Fleisch der kleineren Antilopen gelebt hat.

Die Giraffen, etwa zwanzig an der Zahl, kamen gegen den Wind, was prächtig aussah; ihre Schwänze waren über ihren Rücken wie Korkenzieher eingedreht. Wir galoppierten sofort schräg auf sie zu und schafften es, ordentlich Boden gutzumachen. Sie haben einen höchst eigentümlichen Gang – eine Art Galopp, bei dem die Hinterbeine bei jedem Schritt weit auseinander gespreizt werden und (eines auf jeder Seite) vor die Vorderbeine treten. Wenn man ihre Körper und Hälse nur von hinten betrachtet, scheint es, als würden sie dahinsegeln oder gleiten, ohne überhaupt eine Bewegung zu machen. Sie legen den Boden jedoch in hohem Tempo zurück, und man braucht ein gutes Pferd, um eine einzuholen. Das Wichtigste ist, sie anfangs zu ihrer Höchstgeschwindigkeit zu treiben; wenn sie fett sind, kommen sie bald außer Puste und man kann sie einholen und – bei günstigem Wind – meilenweit direkt zu den eigenen Wagen treiben, genau wie einen Ochsen oder eine Elenantilope. In einem harten Galopp können sie jedoch meilenweit dahinrasen, und das stellten wir heute fest. Nach einer Weile trennten sich die Giraffen, und es genügt zu sagen, dass ich mich am Ende einer Stunde auf dem Rücken liegend wiederfand, mit einem fast gebrochenen rechten Bein, da ich heftig mit dem Stamm eines Baumes kollidiert war. Als ich aufstand und wieder auf mein Pferd stieg, waren nicht nur die Giraffen außer Sichtweite, sondern ich konnte auch nirgendwo meine beiden Gefährten entdecken. Obwohl meine Unerfahrenheit viel zum erfolglosen Ausgang meiner ersten Giraffenjagd beitrug, kann ich doch nicht umhin zu denken, dass auch mein Pferd eine große Rolle spielte; da es in den offenen Ebenen der Transvaal-Republik aufgezogen worden war, war es in den dichten Wäldern des Inneren völlig überfordert. Wenn man im vollen Galopp durch einen dichten Wald an einer Seite eines Baumes vorbeireiten will, das Pferd aber anderer Meinung ist, plötzlich ausbricht und auf der anderen Seite vorbeigeht, ist das gelinde gesagt misslich.

Mein erstes Ziel war es, meine Gefährten wiederzufinden. Da ich keinen Schuss gehört hatte und annahm, dass sie die Jagd auf die Giraffen inzwischen aufgegeben haben mussten, feuerte ich ein Signal ab und hörte sofort einen Antwortschuss weit zu meiner Rechten. Ich ritt in diese Richtung. Nachdem ich eine Strecke zurückgelegt hatte, hielt ich wieder an und rief aus Leibeskräften, und als ich nichts hörte, feuerte ich einen weiteren Signalschuss ab, jedoch ohne Erfolg. Da mein Pferd sehr müde war, sattelte ich für kurze Zeit ab, feuerte dann einen dritten Schuss ab und lauschte gespannt auf eine Antwort, aber alles war totenstill. Da die Sonne nun tief stand, sattelte ich wieder auf und hielt auf den Wagenweg zu, in der Annahme, meine Freunde hätten bereits dasselbe getan. So ritt ich im langsamen Tempo weiter – denn mein Pferd war müde und durstig – und hielt stetig die Richtung bei, bis die Sonne tiefer und tiefer sank und schließlich ganz verschwand. Ich hatte erwartet, die Straße schon vorher erreicht zu haben, und schrieb das Ausbleiben der Tatsache zu, dass der Pfad einen Knick nach rechts gemacht hatte. Ich ritt weiter, bis das Zwielicht dem Mondschein Platz gemacht hatte – ein schöner, heller Mondschein zwar, denn es fehlten nur zwei Nächte bis zum Vollmond, aber unter diesen

Umständen vielleicht ein wenig kalt und trostlos. Dennoch glaubte ich, nah an der Straße zu sein, und hielt noch zwei weitere Stunden durch; als es dann intensiv kalt wurde, beschloss ich, ein Feuer zu entzünden, die Nacht dort zu verbringen, wo ich war, und am frühen nächsten Morgen weiterzureiten.

Da ich keine Streichhölzer hatte, musste ich für den Versuch, Feuer zu machen, meine Patronen benutzen, von denen ich nur noch drei besaß. Ich brach eine davon auf, rieb etwas von dem Pulver gut in ein Stück Leinen (das ich von meinem leicht angefeuchteten Hemd abgerissen hatte), steckte es in die Mündung des Gewehrs und entzündete es mit dem Zündhütchen und etwas im Patronenboden verbliebenem Pulver. Soweit so gut, aber das war leider fast schon alles, was ich erreichte; denn obwohl es mir gelang, etwas Gras zum Glimmen zu bringen, konnte ich es beim besten Willen nicht zum Flackern bringen und musste bald die bittere Erfahrung machen, dass ich nach zwei weiteren erfolglosen Versuchen genauso kalt und hungrig war wie zuvor – und obendrein meine drei Patronen los war. Würden dieselben Umstände heute eintreten, wäre zweifellos alles ganz anders; aber damals war ich ein völliger Neuling in der Waldkunde. Es war nun stechend kalt, obwohl die Sonne tagsüber so heiß gewesen war wie im englischen Hochsommer – ganz nach südafrikanischer Art. Dennoch hielt ich es für besser, die Nacht dort zu verbringen; also band ich mein Pferd an einen Baum, schnitt mit meinem Taschenmesser ein wenig Gras ab, um darauf zu liegen, und legte mich schlafen.

Meine gesamte Kleidung bestand aus einem Hut, einem Hemd, einer Hose und Veldschuhen, da ich ohne meine Jacke vom Wagen weggeritten war. Ich lag auf dem Rücken, den Filzhut als Kissen, legte den Sattel über meine Brust und schloss die Augen in der vergeblichen Hoffnung, bald einzuschlafen und meine Sorgen zu vergessen. Vergeblich in der Tat, denn die bittere Kälte kroch allmählich und heimlich von den Füßen aufwärts, bis ich bald von Kopf bis Fuß zitterte, als hinge mein Leben davon ab. Nachdem ich mich zwei Stunden oder länger an dieser unangenehmen Übung abgearbeitet und dabei ständig den Mond beobachtet und sein langsames Tempo verflucht hatte, hielt ich es nicht mehr aus. Ich stand mit Mühe auf – denn ich war vor Kälte völlig steif geworden – und lief zu einem Baum in kurzer Entfernung hin und her, bis mir wieder warm war. Dann legte ich mich erneut hin; und so vergingen die mühsamen Stunden, bis der Tag graute. Während der Nacht passierten zwei Hyänen ganz nah bei mir und belebten die Stille mit ihrem schaurigen Heulen. Ich habe seither oft gedacht, dass sie auf dem Weg zum Trinken gewesen sein müssen, vielleicht zu einer Grube oder Quelle nicht weit entfernt; wie sehr wünschte ich, ich hätte gewusst, wo! Ich möchte diese Gelegenheit nutzen, um zu sagen, dass das Heulen der afrikanischen Hyäne einer der traurigsten und unheimlichsten Laute der Natur ist – eine Art langgezogenes Stöhnen, das in der Tonlage ansteigt, bis es in einem Schrei endet. Sie lachen nur, wenn sie ein gutes Mahl genießen.

Beim ersten Morgengrauen sattelte ich wieder auf und ritt in dieselbe Richtung wie zuvor. Mein armes Pferd war so müde und durstig, dass es nur in sehr langsamem Tempo gehen wollte; so kam ich nicht recht voran. Als ich zu einem hohen Baum kam, hielt ich an, kletterte hinauf und sah mich um, um irgendeine Landmarke wiederzuerkennen. Auf allen Seiten war das Land mit Wald bedeckt, und in der Ferne lagen mehrere niedrige Hügelketten, doch nichts erschien meinem Auge bekannt. Direkt vor mir, in der Richtung, in die ich geritten war, erschien eine Kette dicht bewaldeter Hügel mit einem einzelnen Koppie (Hügel), der ganz allein davor stand; dorthin entschloss ich mich zu reiten. Auf dem Weg passierte ich drei wunderschöne Spießböcke, die mich ganz nah herankommen ließen, obwohl sie gewöhnlich sehr scheu sind; aber sie hatten von mir nichts zu befürchten, da ich keine Patronen hatte und sie somit nur bewundern konnte. So ritt ich weiter und weiter, bis mir der Gedanke kam, dass ich die Straße (nur eine schmale Spur) im Mondlicht überquert haben musste, ohne es zu merken, da ich nach Sonnenuntergang

ständig zu den Sternen aufgeblickt hatte, um meinen Kurs an der Position des Kreuzes des Südens auszurichten. Nach einer Weile war ich mir dessen so sicher, dass ich mein Pferd umdrehte und denselben Weg zurückritt, den ich gerade gekommen war. Gegen Mittag, als ich keine Straße fand, begann ich zu ahnen, dass ich in bitterer Realität im Veld verloren war, ohne auch nur eine Kugel, um mir Nahrung zu beschaffen, und ohne Wasser in wer weiß welcher Entfernung – abgesehen von den weit auseinanderliegenden Tränkplätzen entlang der Straße. Und wo war diese Straße – lag sie hinter mir oder vor mir?

Als ich bald ein kleines steiniges Koppie in Sicht bekam, das wie ein Haufen Felsen aus dem ebenen Boden aufragte, ritt ich dorthin, band mein Pferd an einen Baum an seinem Fuß und kletterte hinauf, um mich umzusehen. Es war eine höchst verwirrende Aussicht – ein gewaltiger Ozean aus Wald auf allen Seiten, so weit das Auge reichte, hier und da begrenzt durch niedrige bewaldete Hügelketten, die vom Boden aus nicht sichtbar gewesen waren; aber nirgendwo konnte ich eine Landmarke ausmachen, die mich im Geringsten hätte führen können. Als ich stetig in die Richtung blickte, aus der ich gerade gekommen war, sah ich einen dünnen Kranz blauen Rauchs, der zwischen den Bäumen aufstieg. Er rührte offensichtlich von einem Holzfeuer her, nicht von brennendem Gras, und ich schloss daraus, dass er von Menschen entzündet worden sein musste – aller Wahrscheinlichkeit nach Masaras, die mich nach Pelatsi führen könnten. So entschloss ich mich sofort, meine Schritte erneut zurückzuverfolgen und auf das Feuer zuzuhalten. Nach einer Weile kam ich etwa dorthin, wo das Feuer hätte sein müssen, aber als ich auf einen hohen Baum kletterte, war kein Rauch mehr zu sehen; er war zweifellos erloschen. Da ich nun zu dem Schluss kam, dass die Straße wirklich hinter mir lag, und meine Torheit verfluchte, so viel Zeit mit dem Folgen eines solchen „Irrlichts“ verschwendet zu haben, wandte ich mein erschöpftes Pferd erneut gegen die untergehende Sonne, in der Hoffnung, die Straße durch stetiges Vorankommen vor Sonnenuntergang wieder zu überqueren. Ich darf hier anmerken, dass ich – wie ich später herausfand – die Straße in der Nacht nie überquert hatte, wie ich es mir eingebildet hatte, sondern zweimal umgekehrt und von ihr weggeritten sein musste, als ich nur noch eine kurze Strecke entfernt war; denn im Glauben, dass sie eine nordöstliche Richtung beibehielt (statt plötzlich genau nach Osten abzuknicken, wie sie es ein paar Meilen hinter Lemouni tut), konnte ich mir nur vorstellen (nachdem ich so weit fast parallel zu ihr geritten war, wie sich herausstellte), dass ich sie überquert hätte.

Es war inzwischen schon recht spät am Nachmittag; aber ich hoffte immer noch, die Wagen vor Einbruch der Nacht zu erreichen, und hielt meine Stimmung aufrecht, indem ich daran dachte, wie ich eine Tasse Tee und ein Fladenbrot mit meinen Gefährten am Lagerfeuer genießen würde. Aber als die Sonne tiefer und tiefer am westlichen Himmel sank, sank meine Stimmung mit ihr, und als sie schließlich ganz verschwand, musste ich mich auf eine zweite Nacht auf dem nackten Boden vorbereiten, ohne Nahrung, Wasser, Feuer oder Decke. Ich schnitt ein wenig trockenes Gras ab, legte es hinter einen Busch, und mein Bett war bereitet. Obwohl ich mein Pferd während des Tages zweimal abgesattelt hatte, hatte es keinen Bissen Gras gefressen, da es zu durstig war, armes Tier. Anstatt es an einen Baum zu binden, legte ich ihm Fesseln an (Hobbles), in der Hoffnung, es würde in der Kühle der Nacht ein wenig grasen und so etwas Kraft gewinnen, um mich am nächsten Tag weiterzutragen. Es war Vollmond und furchtbar kalt, worunter ich zusätzlich zu Hunger und Durst intensiv litt; ich zitterte mich fast in Stücke. Aber alles hat ein Ende auf dieser Welt, und so hatte auch diese für mich unerträglich lange Winternacht ein Ende.

Beim ersten Lichtschein des Morgens versuchte ich aufzustehen, konnte aber nicht stehen, da meine Beine vor Kälte völlig gefühllos waren. Schließlich brachte ich den Kreislauf wieder in Gang und begann nach meinem Pferd zu suchen. Aber es war

nirgendwo zu sehen; und ich stellte anhand der Fährte fest, dass es sich während der Nacht (obwohl fest gefesselt) auf die Suche nach Wasser gemacht hatte. Da der Boden recht hart war und die Fährte (für meine unerfahrenen Augen) schwer auszumachen war, kam ich bald zu dem Schluss, dass es nutzlos sei, ihm zu folgen, und kehrte dorthin zurück, wo ich die Nacht verbracht hatte. Ich überlegte nun, was am besten zu tun sei. Weit weg in südwestlicher Richtung konnte ich eine große, hohe Hügelkette sehen, von der ich dachte, es könnte die Bamangwato-Kette sein; und dorthin entschloss ich mich, mangels anderer Möglichkeiten, meine Schritte zu lenken. Ich hängte meinen Sattel in einen Baum, schulterte mein Gewehr und marschierte los.

Da es nun achtundvierzig Stunden her war, seit ein Bissen Nahrung oder ein Tropfen Wasser meine Lippen passiert hatte, fühlte ich mich, wie man sich denken kann, durchaus bereit für das Frühstück; aber da kein Frühstück für mich bereitstand, musste ich darauf verzichten. Den ganzen Tag marschierte ich, wie ich seither selten marschiert bin. Ich ruhte nur in langen Abständen für wenige Minuten aus, verzehrt von brennendem Durst und spürbar schwächer werdend vor Hunger. Ich war bei Sonnenaufgang aufgebrochen, und als der Mond etwa eine Stunde hoch stand, erreichte ich schließlich den Fuß der Berge, auf die ich zugehalten hatte, nachdem ich – da bin ich sicher – eine enorme Strecke Landes durchquert hatte. Auf dem ebenen Boden war ich ganz gut vorangekommen, indem ich mechanisch dahingelaufen war; aber durch den Mangel an Nahrung und Wasser geschwächt, kostete es mich alles, den steilen, felsigen Hügel hinaufzuklettern, und ich war gezwungen, mich alle paar Meter hinzusetzen und auszuruhen. Schließlich erreichte ich jedoch den Gipfel und erwartete, die Maisfelder von Bamangwato auf der anderen Seite unter mir zu sehen. Bitter war die Enttäuschung, als ich nichts als Kette um Kette schroffer, steiniger Hügel sah. Da ich nun jedoch Ruhe brauchte und vor dem nächsten Tag nichts weiter getan werden konnte, richtete ich mich hinter einem großen Felsen ein und bereitete mich darauf vor, eine weitere kalte und hungrige Nacht zu verbringen – in keiner sehr glücklichen Gemütsverfassung. Ich dachte, ich sei dazu verdammt, in der Wildnis an Hunger und Durst zu sterben, wobei mein Schicksal all meinen Freunden ein Rätsel bleiben würde; doch mischte sich darunter das Gefühl, dass es zu hart sei, so zu sterben wie eine Ratte in einem Loch. Und obwohl die Dinge derzeit sicherlich verzweifelt aussagen, fühlte ich immer noch einen Funken Hoffnung, dass sie sich schließlich zum Guten wenden würden.

Ich litt auf dem Gipfel dieser Hügelkette nicht so sehr unter der Kälte wie in den beiden vorangegangenen Nächten unten in der Ebene, auch verspürte ich den Hunger nicht in so hohem Maße; andererseits war mein Durst nun unerträglich. Mein Hals, meine Zunge und meine Lippen waren völlig trocken und geschwollen, sodass das Schlucken sehr schmerzhaft war. Vor Sonnenaufgang am nächsten Morgen verließ ich mein steiniges Lager und trat an den Rand des Hügels, um mich umzusehen. Da ich mich auf einer beträchtlichen Anhöhe befand, überblickte ich eine weite Fläche Landes. Plötzlich, während ich trübsinnig über diese Wildnis aus Wald blickte, meinte ich, ein gewisses einzeln stehendes Koppie als eines wiederzuerkennen, das mir wohlbekannt war – nahe den Shakani-Vleys –, ebenso wie eine niedrige Hügelkette auf der anderen Seite und ein oder zwei weitere alleinstehende Hügel. Nachdem ich ihre relativen Positionen sorgfältig verglichen hatte, war ich mir ihrer Identität sicher und wusste, dass ich gerettet war, wenn ich es nur schaffte, durchzuhalten, bis ich sie erreichte. Aber da sie weit entfernt schienen und nur blau in der Ferne schimmerten, war keine Zeit zu verlieren; so stieg ich sofort vom Hügel herab und brach auf.

Unten in der Ebene konnte ich nichts mehr von den Hügeln sehen, auf die ich zuhielt, und um meine Linie zu halten, musste ich von Zeit zu Zeit auf Bäume klettern – ein höchst schwieriges Unterfangen in meinem erschöpften Zustand. Ich war so begierig darauf, voranzukommen, dass ich – wenn ich manchmal aus reiner Schwäche zur Rast

gezwungen war – nicht länger als zwei oder drei Minuten stillsitzen konnte, da mich irgendetwas drängte, aufzustehen und weiterzueilen. Während dieses Tages sah ich drei Strauße, zwei Hennen und einen Hahn. Schließlich, kurz vor Sonnenuntergang, kam ich nah an die Koppies von Shakani heran und hielt auf das Wasser zu (etwa eine halbe Meile entfernt), als ich zwei Kaffern sah, die zweifellos von der Jagd zurückkehrten. Das war ein Glück, denn obwohl ich wusste, dass hier ein paar Buschmänner einige Ziegen hüteten, hätte ich die zwei oder drei elenden Hütten, in denen sie lebten, vielleicht nicht gefunden (da der Busch dort ziemlich dicht war) und hätte somit nur meinen intensiven Durst gelöscht und wäre erneut ohne Abendessen in ein kaltes Bett gegangen, was mir den Rest hätte geben können.

Ich rief den Kaffern zu, so gut es mein ausgetrockneter Hals erlaubte, gab einem mein Gewehr zu tragen und folgte ihnen zu ihrem Kraal (wenn man drei halbe Hütten aus verflochtenen Zweigen so nennen kann). Hier setzte ich mich nieder und verlangte sofort von einem alten Buschmann Wasser; aber würden Sie es glauben? Der verfluchte alte Heide, das arglose Kind der Natur, wollte mir keines geben, sondern hielt einen Giraffendarm voll der kostbaren Flüssigkeit unter den Arm und sagte: „Kauf das Wasser!“

Das Vley war nur etwa 200 Yards entfernt, aber wenn ein Mann vier Tage und drei Nächte lang nichts gegessen oder getrunken hat, möchte er nicht einmal 200 Yards weiter gehen, als er unbedingt muss. Doch statt mich so ausnutzen zu lassen, hätte ich es getan und war gerade im Begriff aufzustehen, als ein kleiner Junge vom Melken der Ziegen mit einer großen Kalabasse voller Milch hereinkam. Als ich das sah, änderte ich meine Meinung, zog ein großes Klappmesser hervor – den einzigen handelbaren Gegenstand, den ich besaß – und sagte: „Reka marsi“ (Ich kaufe die Milch) und bekam bald nicht nur sie, sondern auch eine große Kalebasse voll Wasser dazu. War das nicht ein Genuss! Und ich wage zu behaupten, es war etwa das Beste, was ich in meinem Zustand hätte zu mir nehmen können.

Da ich dachte, dass ich am nächsten Tag zu schwach für weite Märsche sein würde, versuchte ich ihnen begreiflich zu machen, dass ich denjenigen reichlich belohnen würde, der zu den Wagen ginge und meinen Freunden sagte, wo ich sei, damit sie mir ein Pferd brächten. Jedoch reichten die wenigen Wörter Sechuana, die ich kannte, völlig nicht aus, um meine Meinung zu erklären; so blieb mir nichts anderes übrig, als mich darauf einzustellen, nach Pelatsi zu laufen, das nach Herrn Baines' Beobachtungen 25 Meilen von Shakani entfernt liegt. Ein Mann bot an, mich (gegen Entgelt) zu begleiten und mein Gewehr zu tragen. Zudem gab er mir, nachdem ich ihm versprochen hatte, ihm bei meiner Ankunft an den Wagen einen horrenden Preis an Pulver dafür zu zahlen, ein sehr kleines Stück Steinböckchenfleisch. Nachdem ich dieses gegessen und ungeheure Mengen Wasser getrunken hatte kehrte ich zu meinen Freunden zurück. Ich legte mich dicht an ein großes Feuer und schlief fest bis zum Tagesanbruch.

Am nächsten Morgen, sobald es hell war, brach ich in Begleitung des Kaffern, der mein Gewehr trug, auf. Obwohl ich sehr müde und von den Entbehrungen gezeichnet war, gelang es mir, die Wagen am späten Nachmittag zu erreichen – nach einer Abwesenheit von fünf Tagen und vier Nächten. Wie sehr ich die Mahlzeit genoss, die mir hastig zubereitet wurde, und wie herrlich es war, die bittere Kälte mit ein paar guten Decken auszusperren, überlasse ich der Vorstellungskraft des Lesers. Es war fast all die Strapazen wert, die ich erduldet hatte. Mandy und meine anderen Freunde waren natürlich wegen meines Ausbleibens in großer Sorge gewesen und hatten alles in ihrer Macht Stehende getan, um mich zu finden. In der Nacht der Giraffenjagd waren sie zur Kaffernstadt bei Pelatsi gegangen und hatten dort – gegen das horrende Versprechen von einer Decke pro Mann – vier Betschuanen-Kaffern und zwei Masaras dazu bewogen, nach mir zu suchen.

Mit diesen Männern war Mandy am folgenden Morgen zu der Stelle zurückgekehrt, an der wir am Tag nach dem Aufbruch von Shakani ursprünglich vom Wagenweg abgewichen waren, und hatte ihnen die Fährte meines Pferdes gezeigt, die leicht zu unterscheiden war, da sie größer als die der beiden anderen war. Er begleitete sie dann noch ein beträchtliches Stück weiter; als er sah, dass die beiden Buschmänner der Spur im schnellen Trott folgten und sie mit größter Leichtigkeit halten konnten, verließ er sie schließlich und kehrte zu den Wagen zurück.

Diese Kaffern trugen natürlich jeder eine große Wasserkalebasse bei sich und hatten das Fleisch einer ganzen Duiker-Antilope sowie das Blatt eines Kudu dabei, sodass sie für mindestens drei Tage moderat verproviantiert waren. Am Abend des nächsten Tages kehrten diese Schurken mit einer höchst verlogenen und kunstvoll ausgearbeiteten Geschichte zurück. Sie behaupteten, sie seien meiner Fährte bis zu einer Grube mit etwas Wasser gefolgt, wo ich abgesessen hätte und getrunken hätte, und von dort bis zur Straße auf der anderen Seite von Shakani, auf der ich im Galopp in Richtung Bamangwato geritten sei. Mit dieser Nachricht kehrten sie zu den Wagen zurück und befreiten meine Freunde von aller Sorge (außer der Verwunderung, was in aller Welt ich in Bamangwato wolle), ließen mich aber freundlicherweise dem Hunger- und Dursttod überlassen oder meinen Weg zurück zur Straße finden, so gut ich konnte. Tatsache ist, dass sie einfach das Fleisch aufgegessen hatten, das Mandy ihnen gegeben hatte, und dann mit ihrer abscheulichen Lügengeschichte zurückkehrten, um ihre Bezahlung einzustreichen und glücklich zu sein!

An mein armes Pferd, das nur drei Wochen zuvor noch 80 Pfund wert gewesen war, dachte ich nicht mehr; ich glaubte, wenn es nicht vor Durst gestorben sei, müsse es Löwen oder Hyänen zum Opfer gefallen sein. Doch als ich Tati erreichte, meinte ein dortiger Händler, Herr Elstob, das Tier könnte seinen Weg zurück nach Bamangwato gefunden haben, und bot mir 10 Pfund für die Chance an, was ich akzeptierte. Mehrere Monate später hörte ich, dass dies tatsächlich geschehen war, aber die Riemen aus Rohhaut, mit denen es gefesselt gewesen war, hatten sich so tief in seine Beine geschnitten, dass sein Wert erheblich gemindert war. So endete ein Abenteuer, das ohne eine robuste Konstitution mich hätte beenden können. Tatsächlich trug ich keine Schäden von meinen Leiden davon, außer dass ich in den nächsten zwei oder drei Tagen ein Wundsein im Hals und Schwierigkeiten beim Schlucken verspürte. Trotzdem wäre ich sehr ungern bereit, noch einmal fast neunzig Stunden ohne Nahrung oder Wasser zu verbringen oder drei Winternächte ohne Feuer oder Decke auf dem nackten Boden auszuharren.

Am Tag nachdem ich die Wagen erreicht hatte, spannten wir an und gelangten am folgenden Tag zum Serule, wo (obwohl dieser Fluss heute bis auf den Grundfelsen ausgetrocknet ist) damals durch Grabungen reichlich Wasser gewonnen werden konnte. Da dies ein bekannter Ort für Giraffen war, ritten Mandy und ich aus, um eine zu erlegen. Bald stießen wir auf einen einsamen alten Bullen; da das Fleisch dieser alten Männchen jedoch so ranzig ist, dass es für den menschlichen Verzehr ungeeignet ist, ließen wir ihn in Frieden davonlaufen und suchten nach Kühen, von denen wir bald eine prächtige Herde fanden. Wir nahmen sofort die Verfolgung auf, doch unglücklicherweise trat Mandys Pferd gleich zu Beginn in ein Loch, warf ihn heftig ab und galoppierte im vollen Tempo davon. Da wir vereinbart hatten, uns unter keinen Umständen wieder zu trennen, ließ ich die Giraffen ziehen und verfolgte das entlaufene Ross meines Freundes, das ich schließlich einfangen konnte. Zu diesem Zeitpunkt waren die Giraffen natürlich längst außer Sicht, also kehrten wir zu den Wagen zurück und spannten sofort an. Spät am Nachmittag des folgenden Tages erreichten wir den Fluss Goqui, wo sich zu jener Zeit genau an der Stelle, wo der Wagenweg den Fluss kreuzte, ein beständiges Wasserloch befand.

Hier sah ich zum ersten Mal einen Löwen außerhalb eines Käfigs. Sobald wir ausgespannt hatten, ließ ich mein Pferd satteln und ritt mit einem meiner Männer aus, um zu versuchen, etwas für das Abendessen zu schießen. Wir kehrten am Fluss entlang nach Hause zurück und waren schon ganz nahe bei den Wagen, als mein Mann plötzlich sagte: „Da ist ein Löwe; ich sah ihn den Kopf heben." Ich blickte dorthin, wo er hinwies, sah aber nichts. Ich stieg vom Pferd und ging auf das Flussufer zu, als plötzlich zwei Lövinnen aufsprangen, die im hohen Gras gelegen hatten, und davon trotteten. Ich feuerte, und auf den Knall hin erhob sich an der Stelle, wo die Lövinnen gelegen hatten, ein männlicher Löwe. Er wirkte wie ein prächtiger alter Kerl mit einer schönen, dunklen Mähne. Einige Sekunden lang stand er da und sah mich an, nur etwa achtzig Yards entfernt, und bot ein prächtiges Ziel; doch bevor ich mich bereitmachen konnte, war er den anderen hinterher. Da die Sonne bereits untergegangen war und ich keine Hunde hatte, wollte ich ihnen nicht in den dichten Busch folgen und gab sie auf – ziemlich enttäuscht über den Ausgang meiner ersten Begegnung mit Löwen.

Da ich am Wasser sehr viel Löwenfährten gesehen hatte, nahm ich bei Dunkelheit meine Decke und legte mich am Fluss dicht neben den Tränkplatz. Doch obwohl ich während der Nacht in der Ferne Gebrüll hörte, kam kein Löwe in die Nähe des Wassers. Das war vielleicht mein Glück, denn mit der Tollkühnheit der Unerfahrenheit hatte ich keinerlei Unterschlupf gebaut, sondern saß einfach mit dem Rücken gegen einen kleinen Dornenbaum. Nahe dem Goqui sahen wir zum ersten Mal einen großen Affenbrotbaum (Baobab). Auf unserem Weg von hier zu den Tati-Goldfeldern sahen wir nichts Bemerkenswertes; wir überquerten die Flüsse Macloutsi und Shashi, und am ersteren sahen wir zum ersten Mal Nashornfährten, bekamen die Tiere selbst jedoch nicht zu Gesicht. Schließlich erreichten wir Tati, wo sich zum Zeitpunkt meines ersten Besuchs sechs oder sieben Engländer aufhielten, von denen nur zwei etwas mit der Mine zu tun hatten. Eine kleine Maschine etwa eine Meile flussabwärts trieb ein Mahlwerk an, das Sir John Swinburne gehörte. Der Schacht, aus dem der Quarz gefördert wurde, heißt „Blue Jacket" und war eine alte Grabungsstätte von Eingeborenen (wahrscheinlich Maschuna). Dieser Schacht muss sehr alt sein. Er wurde zufällig von Prospektoren entdeckt, die nach dem Abtragen von etwa einem Fuß Oberboden auf einen großen Stein stießen. Dieser Stein passte genau in den Eingang dessen, was heute der Blue-Jacket-Schacht ist, der etwa 100 Fuß tief ist: ein wunderbares Werk für die Maschuna, aber es gibt niemanden sonst, dem man es zuschreiben könnte.

TAFEL II

1. Kudubulle (*Strepsiceros kudu*)

Geschossen im Maschuna-Land, 1. Sept. 1880.

Hornlänge: In gerader Linie von der Spitze bis zur Basis 3 Fuß 5 Zoll (ca. 104 cm); über die Windung gemessen 5 Fuß 4 Zoll (ca. 163 cm).

2. Kudubulle (*Strepsiceros kudu*)

Geschossen nahe den Victoria-Fällen, 1. Juli 1874.

Hornlänge: In gerader Linie von der Spitze bis zur Basis 3 Fuß 7 Zoll (ca. 109 cm).

3. Hörner einer Sitatunga-Antilope (*Tragelaphus spekii*)

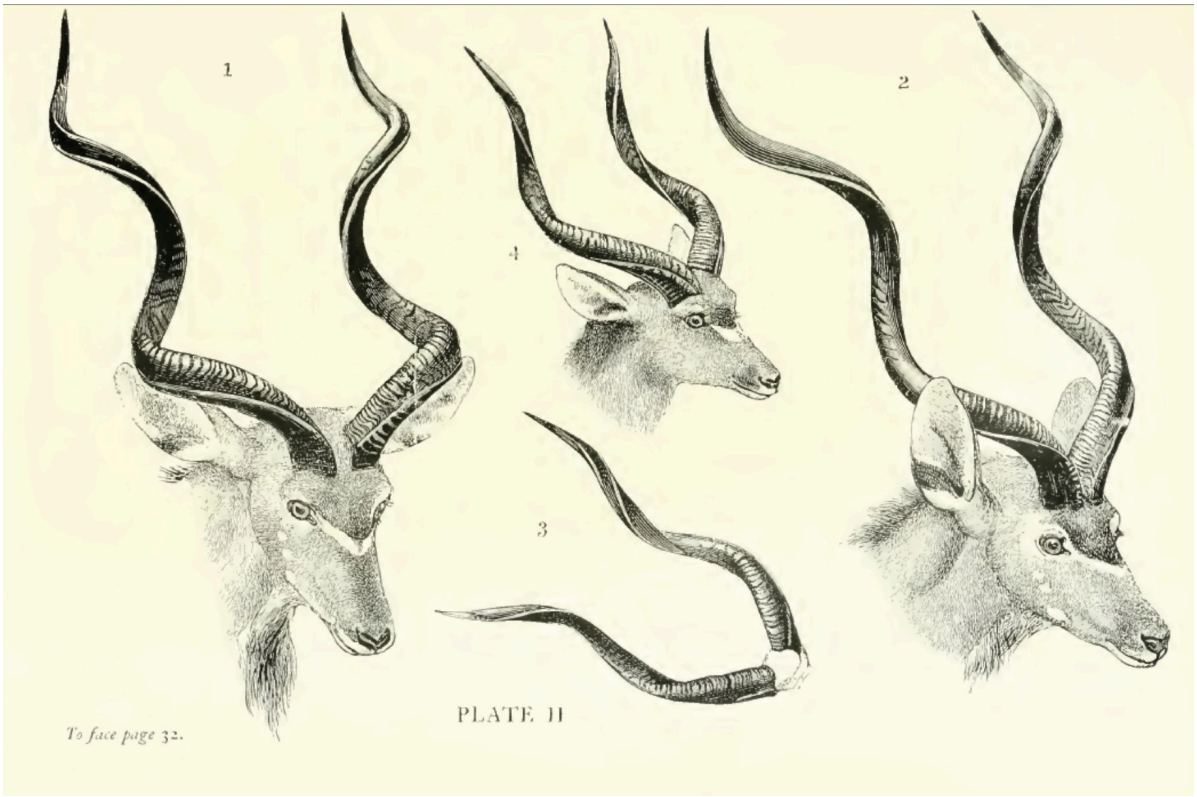
Erhalten von Eingeborenen am Fluss Chobe, August 1879.

Hornlänge: In gerader Linie von der Spitze bis zur Basis 2 Fuß 1 Zoll (ca. 63,5 cm).

4. Sitatunga-Antilope (*Tragelaphus spekii*)

Tot gefunden am Chobe-Fluss nahe Linyanti, 5. August 1879.

Hornlänge: In gerader Linie von der Spitze bis zur Basis 1 Fuß 10 Zoll (ca. 56 cm).



KAPITEL III

Massaker an einem Stamm — Tracht der Eingeborenen — Bemerkenswerte Landschaft — Lobengula, König der Matabele — Umziligazi — Schlachtung der „Indunas“ — Schlacht von Zwang Indaba — Löwen — Piet Jacobs — Schreckliches Abenteuer mit einem Löwen — Maschuna — Elenantilopen — Aufbruch zur Jagd mit „Cigar“, dem Hottentotten.

Gegen Ende August verließen wir Tati und passierten am folgenden Tag den Fluss Ramaqueban; hier sah ich zum ersten Mal eine Rappenantilope, eines der stattlichsten Tiere der Welt. An diesem Fluss liegt das Grab eines Engländers namens Firmin, der hier von einem Elefanten getötet wurde – dem ersten, den er je gesehen hatte. Dieser Landstrich war vor kurzem noch einer der besten Jagdgründe für Elefanten in ganz Südafrika gewesen; aber diese Tiere verlegen, wenn sie stark verfolgt werden, schnell ihr Quartier, und nun haben sowohl Elefanten als auch Jäger diese Gegend verlassen. Am Fluss Impakwe befindet sich ein alter einheimischer Schmelzofen, um Gold aus Quarz zu gewinnen, und ein Stück weiter, am Inkwesi, wurden erst vor wenigen Jahren Makobi, ein Betschuanen-Häuptling, und sein ganzer Stamm – Männer, Frauen und Kinder – von einer Armee von Umziligazis Kriegern ausgerottet; bis heute findet man Schädel auf den Hügelkuppen, wo die alten Siedlungen lagen. Zur Zeit meines ersten Besuchs lebten keine Kaffern am Inkwesi-Fluss, aber 1875 gründete Lobengula dort mehrere große Orte, in denen Fremde beim Betreten des Landes nun festgehalten werden, während Boten zum König geschickt werden, um ihre Ankunft zu melden.

Einen Tag später erreichten wir den Mangwe, wo sich John Lee, ein Mann gemischt niederländisch-englischer Abstammung, niedergelassen hat. Er war gerade zur Jagd im Veld, aber bei den vielen späteren Gelegenheiten, bei denen ich ihn zu Hause antraf, hat er mich stets mit größter Freundlichkeit und Gastfreundschaft behandelt. Wir sahen an der Fährte, dass ein großes weißes Nashorn die Straße kaum hundert Yards von Lees Haus entfernt überquert hatte. Weitere zwölf Meilen brachten uns zu Minyamas Kraal, dem damaligen Grenzposten des Matabele-Landes; hier wurden wir aufgehalten, während Boten zu Lobengula geschickt wurden, um seine Erlaubnis zum Betreten des Landes zu erbitten. Hier wurde mir zum ersten Mal bewusst, dass ich unter Wilden war, denn es war der erste Ort, an dem ich keine europäische Kleidung sah. Ich muss sagen, dass die Leute in ihrer eigenen Tracht – oder vielmehr dem Mangel daran – unendlich viel besser aussah als die Männer mit ihren fettigen Hemden und zerlumpten Hosen, an die ich bei den Betschuanen-Stämmen gewöhnt war.

Der größte Teil der Bewohner hier sind Makalakas, deren Tracht für Männer und Frauen fast identisch mit der der Betschuanen ist, wobei ich sie, besonders die Frauen, für einen schöner gewachsenen Schlag halte. Die wenigen echten Matabele-Mädchen, die wir sahen, waren ein sehr angenehmer Anblick; sie hatten überaus gutmütig wirkende Gesichter und feine, aufrechte, wohlgebaute, schokoladenfarbene Figuren. Deren nackte Schönheit wurde durch ihre spärliche Kleidung kaum verhüllt, die in einigen Fällen aus einem kleinen Schurz aus Ziegen- oder Antilopenfell vorne und einem weiteren hinten bestand, in anderen Fällen aus einem kleinen Fransenrock aus „Umbentla“ (einer weichen Faser aus einer Grasart) vorne und gar nichts hinten.

Die Landschaft des gesamten Gebiets zwischen John Lees und dem Fluss Shashani ist bemerkenswert und überaus malerisch. In vielen Teilen ist das Land mit kleinen Hügeln übersät, die vollständig aus riesigen Steinen bestehen, die auf fantastische Weise übereinandergestapelt sind. Viele davon ähneln, besonders im Mondschein, stark alten Burgruinen. Zwischen diesen wunderbar malerischen Hügeln windet sich der Wagenweg über viele Meilen, bis er kurz nach der Überquerung des Shashani-Flusses auf die offene, parkähnliche Hochebene des Matabele-Landes hinausführt, die sich bis über Gubulawayo hinaus erstreckt.

Wir fanden heraus, dass Lobengula wegen des Grasmangels für das Vieh nahe der Hauptstadt weitergezogen war und einen temporären Kraal bei Amachee Maschlopay („weiße Steine“) errichtet hatte; also treckten auch wir quer durch das Land dorthin, wo er sich aufhielt, und erreichten ihn gegen Abend. Hier trafen wir Herrn G. A. Phillips, der bereits seit acht Jahren im Land handelte und jagte; er schenkte uns freundlicherweise eine Ziege zum Schlachten. Am nächsten Morgen kam Lobengula, der König des mächtigen Stammes der Matabele, zu unseren Wagen hinunter. Er ist ein Mann von etwa 5 Fuß 10 oder 11 Zoll (ca. 1,78–1,80 m), kräftig und stämmig gebaut, und schon zu jenem Zeitpunkt setzte er ordentlich Fett an. Er war damals in ein fettiges Hemd und eine schmutzige Hose gekleidet, aber ich bin froh sagen zu können, dass er in den letzten Jahren, in denen ich ihn kenne, die europäische Kleidung abgelegt hat und nun immer in seiner einheimischen Tracht erscheint, in der er so aussieht, wie er ist – der Häuptling eines wilden und barbarischen Volkes.

Nachdem er ein paar Worte mit Mandy gewechselt hatte, den er kannte und den er anscheinend gerne wiedersah, fragte er, wer der Besitzer des anderen Wagens und des Karrens sei. Als Herr Phillips, der als Dolmetscher fungierte, ihm sagte, dass ich es sei, fragte er mich, was ich hier wolle. Ich sagte, ich sei gekommen, um Elefanten zu jagen, woraufhin er in Gelächter ausbrach und sagte: „Waren es nicht Steinböckchen“ (eine winzige Antilopenart), „die du jagen wolltest? Du bist doch noch ein Junge.“ Ich antwortete, dass ich, obwohl ein Junge, dennoch Elefanten jagen wolle, und bat um seine

Erlaubnis. Daraufhin machte er weitere abfällige Bemerkungen über mein jugendliches Aussehen und stand dann auf, um zu gehen, ohne mir eine Antwort zu geben. Er wurde von etwa fünfzig Eingeborenen begleitet, die während des Gesprächs alle im Halbkreis gehockt hatten, aber kaum dass er aufstand, riefen sie alle: „How! how!“ in einem Tonfall intensiver Überraschung, als sei gerade eine wundervolle Erscheinung vor ihren Augen aufgetaucht. Wenn er an ihnen vorbeiging, folgten sie ihm in geduckter Haltung und riefen: „O du Prinz der Prinzen! Du Schwarzer! Du Kalb der schwarzen Kuh! Du schwarzer Elefant!“ etc. etc.

Die Matabele-Hütten sind nicht so gut wie die der Betschuanen; sie sind nach dem Zulu-Plan gebaut, mit Türen von nur etwa zwei Fuß Breite und unter zwei Fuß Höhe, sodass es für einen Mann von den Ausmaßen des Königs eine mühsame Angelegenheit ist, hindurchzukommen. Ein oder zwei Tage später ging ich erneut zum König und bat um Erlaubnis, in seinem Land Elefanten zu jagen; diesmal fragte er mich, ob ich jemals einen Elefanten gesehen hätte. Als ich verneinte, antwortete er: „Oh! Sie werden dich bald aus dem Land jagen, aber du magst gehen und sehen, was du ausrichten kannst!“ Als ich dann sagte, ich hätte gehört, er erlaube das Jagen nur in bestimmten Teilen des Landes, und fragte, wohin ich gehen dürfe, erwiderte er: „Oh! Du darfst gehen, wohin du willst; du bist ja nur ein Junge.“ Mein Freund Dorehill nahm nun eine Stelle bei Herrn Kisch an (einem Herrn, der zuletzt Rechnungsprüfer von Transvaal war und zu jener Zeit im Matabele-Land handelte), und Sadlier und ich bereiteten uns darauf vor, allein auf die Jagd zu gehen.

Zufällig waren gerade zu dieser Zeit zwei Buren, Mynheer Jan Viljoen und einer seiner Söhne, zu Pferd aus dem Jagdveld gekommen, um beim König Klage gegen einige Kaffern in ihren Diensten zu erheben. Da sie kurz vor der Rückkehr standen, sagten sie, wenn ich einen Tag warten würde, könnten wir gemeinsam zu ihren Wagen reisen, die am Fluss Gwenia lagerten, und sie würden Sadlier und mich mit zur Jagd nehmen. Da Jan Viljoen einer der ältesten und erfahrensten Jäger Südafrikas war, griff ich das Angebot natürlich sofort auf. Obwohl er damals schon über sechzig Jahre alt war, war Jan Viljoen, als ich ihn 1879 zuletzt sah, immer noch so stark und aktiv wie ein junger Mann und hat zweifellos an den jüngsten Unruhen in Transvaal aktiv teilgenommen. Für einen Buren ist er von kleiner Statur, aber sehr zäh und drahtig, mit einem schnellen, lebhaften Wesen und scharfen dunklen Augen, die seine französische Abstammung verraten. Obwohl er die britische Regierung mit einer Bitterkeit hasst, die nur jene verstehen können, welche die grausame und unedle Politik vieler unserer kapkolonialen Gouverneure gegenüber den Buren kennen, ist er bekannt für die herzliche Gastfreundschaft, die er jedem Fremden, ob Brite oder nicht, entgegenbringt. Er erzählte mir, er gehöre zu den vordersten der „Voortrekker“, die aus Abscheu vor der britischen Herrschaft ihre Häuser verließen und in die Wildnis flohen, statt sich unliebsamen Gesetzen zu unterwerfen; er nahm am Kampf bei Boomplaats teil und entging, nachdem er von Sir Harry Smith gefasst worden war, nur knapp dem Strang. Als es wieder ruhig wurde, ließ er sich im fruchtbaren Distrikt Marico im Nordwesten von Transvaal nieder und gab seiner Farm den bezeichnenden Namen „Ver-genog“ (Weit genug).

Am dritten Tag nach der Abreise von Gubulawayo erreichten wir Inyati, die am weitesten vorgeschobene Station der Londoner Missionsgesellschaft. Dort lernte ich den ansässigen Missionar kennen, den Ehrwürdigen Herrn W. Sykes. Er erzählte mir, dass bei seiner Ankunft im Jahr 1859 Wild aller Art im Überfluss vorhanden war, dass er oft von den Eingeborenen gerufen wurde, um Elefanten aus ihren Kornfeldern zu treiben, dass er ständig Büffel und Nashörner am Nachmittag zum Fluss trinken gehen sah und dass Löwen allnächtlich um sein Haus brüllten und häufig ihren Durst an dem kleinen schilfumsäumten Tümpel löschten, der keine zweihundert Yards von seiner Türschwelle

entfernt lag. Doch die Zeiten haben sich gründlich geändert, und Wild jeder Art wurde nun weit über den bewohnten Teil des Matabele-Landes hinaus vertrieben.

Zwischen Gubulawayo und Inyati passiert der Weg zwei historisch interessante Orte der Matabele: Der erste ist „Intaba Izenduna“ oder der Berg der Indunas, ein niedriger Tafelberg, der seinen Namen folgendem Umstand verdankt: Als Umziligazi zum ersten Mal das heutige Matabele-Land erreichte, durchquerte er es, in der Absicht, noch weiter nach Norden zu ziehen und sich jenseits des Sambesi niederzulassen. Einige seiner Indunas jedoch sahen, dass das Land schön war, mit viel Wasser und guten Weiden, verließen ihren König und blieben zurück. Umziligazi setzte seine Reise fort, geriet aber bald in das von der Tsetsefliege befallene Gebiet; als er feststellte, dass seine zahlreichen Viehherden durch diese Insektenplage dezimiert wurden, kehrte er in das hochgelegene, fruchtbare und gesunde Land zurück, in dem sich seine Indunas bereits niedergelassen hatten. Diese Männer, die kaum damit rechneten, ihren König wiederzusehen, bezahlten teuer für ihre Fahnenflucht; der unerbittliche Monarch umzingelte sie mit seinen Kriegern, trieb sie auf den Gipfel des besagten Berges und schlachtete sie bis zum letzten Mann ab.

Der zweite Ort von Interesse ist die verlassene Stadt „Zwang Indaba“ am Bembees-Fluss. Hier wurde 1870 eine blutige Schlacht zwischen der Fraktion von Lobengula und den Anhängern von Kuruman geschlagen, dem rivalisierenden Thronanwärter. Lobengulas Streitmacht war jener seines Gegners zahlenmäßig weit überlegen; diese bestand faktisch nur aus den Kriegern der beiden Kraals Induba und Zwang Indaba unter der Führung von Umbigo, dem Induna der letztgenannten Stadt. Diese Männer repräsentierten jedoch die Elite von Umziligazis Kriegern, und hätten sie sich – wie vereinbart – mit dem grimmigen Regiment der „Inyama Inghlovo“ vereinigt, hätte der Tag für Lobengula böse enden können. So aber zerstreute er nach verzweifeltem Kampf die Rebellen mit großem Gemetzel, brannte Zwang Indaba nieder und tötete Umbigo. Er verhielt sich jedoch gegenüber den Besiegten sehr milde und erlaubte allen, die dem Kampf entkommen waren, heimzukehren und seine Untertanen zu werden. Herr Phillips, der mit Herrn Sykes nach der Schlacht die Verwundeten versorgte, erzählte mir, dass, obwohl die Leute des Königs viele Gewehre besaßen, fast alle Getöteten im Nahkampf mit Assegais erstochen worden waren. In vielen Fällen fand er zwei Männer, die tot nebeneinander lagen, wobei jeder das Assegai des anderen im Herzen stecken hatte.

Am fünften Tag nach Inyati erreichten wir Viljoens Lager am kleinen Fluss Gwenia, nachdem wir auf unserem Weg den Longwe, Sangwe, Shangani, Vungo und Gwelo überquert hatten. Mit Ausnahme einiger Tsessebe-Antilopen sahen wir während der Reise kein Wild. Am Gwenia fanden wir die Frauen und Kinder der Viljoens wohlauf vor. Es wirkte merkwürdig, weiße Frauen und Kinder so weit im Inneren anzutreffen, aber die burenischen Elefantenjäger, von denen viele Marico wegen Schulden verlassen mussten, nehmen immer ihre Frauen, Kinder, Kühe, Schafe, Ziegen – kurzum alles, was sie besitzen – mit sich. Ihre Lebensweise ist diese: Zu Beginn der Jagdsaison, die von Mai bis Dezember dauert (der Rest des Jahres ist zu ungesund für jegliche Aktivität), ziehen sie mit Sack und Pack zu einem Standplatz, wo sie eine einfache Hütte aus Flechtwerk und Lehm bauen, die mit trockenem Gras gedeckt wird. Hier leben die Frauen und Kinder, während die Männer zur Elefantenjagd gehen und jeweils eine Woche bis zu einem Monat fortbleiben. Während der ungesunden Jahreszeit leben sie an Orten wie Inyati, Gubulawayo oder Tati und kaufen mit Elfenbein und Straußenfedern die lebensnotwendigsten Dinge wie Kleidung, Tee, Kaffee und Zucker von den dort ansässigen englischen Händlern.

Einige meiner Ochsen waren nun in einem furchtbaren Zustand der Abmagerung, was man sich vorstellen kann, wenn ich erzähle, dass an drei oder vier Vormittagen nach

unserer Ankunft am Gwenia zwei von ihnen mit Stangen unter dem Bauch auf die Beine gehoben werden mussten. Wenn sie erst einmal standen, gingen sie mit den anderen weiden, aber sie waren nachts vor Kälte so schwach und steif, dass sie anfangs ohne Hilfe nicht aufstehen konnten. Da es junge Tiere waren, kamen sie jedoch schließlich alle durch und wurden, sobald der Regen fiel und das junge Gras spross, fett und glänzend.

Da die Viljoens in drei Tagen zur Fußjagd im „fliegenverseuchten" Gebiet nordöstlich ihres Lagers aufbrechen wollten, nutzten Sadlier und ich die Zeit, um gehärtete Kugeln zu gießen und alle anderen nötigen Vorbereitungen zu treffen; aber am Tag vor dem Aufbruch verletzte ich mir den Fuß so sehr, dass Gehen unmöglich war. Meine Freunde konnten natürlich nicht auf mich warten, und man kann sich mein Gefühl von Ärger und Enttäuschung vorstellen. Es half jedoch nichts, ich musste das Beste daraus machen. Der alte Viljoen bot mir freundlicherweise an, in zehn Tagen – bis dahin würde mein Fuß wohl geheilt sein – einige Kaffern zu den Wagen zu schicken, die mich zum Jagdlager führen sollten. Er bat mich, in der Zwischenzeit ein Gespann seiner Ochsen und einen seiner Jungen als Führer zu nehmen, um zu den Maschuna-Städten von Musigagufa und Indaima zu reisen und dort Kaffernkorn und Reis zu kaufen. Ich willigte ein und sagte, dass ich nach dem Kauf des Korns den Wagen nachfolgen lassen und selbst zurückreiten würde, um den Gwenia spätestens am zehnten Tag wieder zu erreichen.

Am nächsten Morgen brachen die Viljoens und Sadlier zu Fuß in das Fliegengebiet auf, während ich mit schwerem Herzen anspannte und dem Wagenweg nach Nordosten folgte. Am Nachmittag erreichten wir einen kleinen Fluss namens Jomani, wo wir ein Lager von Griqua- und Hottentotten-Jägern fanden. Sie hatten eine Menge Elfenbein, und ich trieb ein wenig Handel mit ihnen.

In der folgenden Nacht, als wir nahe dem Fluss Se-whoi-whoi ausgespannt hatten, wurden wir von Löwen beunruhigt. Ich hatte den Wagen gegen ein großes Gebüsch gezogen und einen halbkreisförmigen Zaun errichtet, der die Ochsen umschloss, welche alle am Joch festgebunden waren, während ich auf der anderen Seite von ihnen zwei große Feuer entzündet hatte. Als ich nachts Unruhe hörte, stieg ich aus dem Wagen und fragte meinen Treiber, was los sei. „Es ist ein Löwe", antwortete er und kam herauf, um es mir zu berichten. Er hatte gerade die Deichsel erreicht, als mit einem Knurren ein Löwe direkt neben dem Rad aufsprang und über die niedrige Hecke setzte, verfolgt von einem Welpen, den ich dabeihatte und der kräftig bellte. Wir hörten bald, wie der Löwe den Hund jagte und wild knurrte, und im nächsten Augenblick kam mein Köter mit eingezogenem Schwanz zurückgerast. Ich feuerte Schüsse hinter dem Löwen her, und in dieser Nacht wurden wir nicht mehr belästigt. Am nächsten Morgen sahen wir an der Fährte, dass unser Besucher von hinten an den Wagen bis zum Vorderrad gekrochen war, wo er zweifellos lag und nach einem fetten Ochsen Ausschau hielt, als ich auf den Vordersitz stieg.

Zwei Tage später fanden wir am Fluss Sebakwe ein großes Lager von Burenjägern, unter ihnen den alten Petrus Jacobs, den erfahrensten Elefantenjäger Südafrikas. Acht Tage zuvor war dieser alte Nimrod, der wahrscheinlich mehr Löwen geschossen hat als jeder andere Mensch, der je lebte, von einem dieser Tiere furchtbar zugerichtet worden und lag in einem sehr bedenklichen Zustand. Es stellte sich heraus, dass er, während er auf der anderen Seite des Umniati-Flusses jagte, im Schatten seines Wagens saß, als seine Schwiegertochter – die einzige andere Person dort – rief: „Kek, om Piet, kek, daar kom en vark af naar de water to" (Guck, Onkel Peter, guck, da kommt ein Schwein zum Wasser herunter). Onkel Peter sprang auf und sagte: „Das ist kein Schwein, mein Kind; das ist ein Löwe, der die Pferde beschleicht", ergriff sein Gewehr und rannte, gefolgt von drei prächtigen Hunden, hinunter, um den Räuber zu vertreiben. Als er ihn sah, ergriff der Löwe sofort die Flucht; der alte Piet feuerte einen Schuss hinterher, verfehlte ihn aber.

Die Hunde stürzten sofort vor und man hörte sie bald an einem kleinen Hügel aus großen Steinblöcken, der nur wenige hundert Yards vom Wagen entfernt war, Standlaut geben. Schnell nachladend näherte sich der alte Mann in Begleitung eines kleinen Kaffernjungen dem Hügel, wo die Hunde den Löwen in Schach hielten, und sah bald das falbe Ungeheuer flach und bewegungslos auf der Spitze eines großen Steins liegen, den Kopf auf die ausgestreckten Tatzen gebettet, während die Hunde unten wütend bellten und versuchten, auf den Felsen zu springen.

Kaum sah der Löwe seinen neuen Widersacher, sprang er vom Stein und stürzte sich, dicht verfolgt von den Hunden, im vollen Tempo direkt auf ihn. Noch aus einiger Entfernung feuerte Piet Jacobs, muss aber gefehlt haben, denn die wütende Bestie stürzte sich mit offenem Maul und funkelnden Augen auf ihn, packte ihn am Oberschenkel, warf ihn zu Boden und biss ihn furchtbar. Er wurde auch in den linken Arm und die Hand gebissen, während der linke Oberschenkel, obwohl glücklicherweise nicht gebrochen, wie er es ausdrückte, „zerkaut" war. Währenddessen setzten die drei Hunde dem Löwen am Hinterteil zu und machten es ihm bald so ungemütlich, dass er seinen menschlichen Gegner verließ, um sie anzugreifen. Furchtbar zugerichtet, wie er war, kämpfte sich der alte Mann auf die Beine und wankte zum Wagen, wobei er auf den erschrockenen Ausruf seiner Schwiegertochter antwortete: „Der verdammte Löwe hat mich erledigt." Das Tier entkam, und der Verwundete wurde so schnell wie möglich zum Burenlager am Sebakwe gebracht. Ich fand vor, dass seine Wunden mit frischer Milch und Rizinusöl behandelt wurden, was sehr wirksam zu sein schien, denn innerhalb von zwei Monaten war der zähe alte Bursche wieder in der Lage, zu Pferd zu reiten.

Jahre später erzählte er mir, dass ihm die Wunden oft große Schmerzen bereiteten, besonders bei feuchtem Wetter. Da ich mich an Dr. Livingstones Aussage erinnerte, dass er beim Biss eines Löwen kein Schmerzempfinden verspürt habe, fragte ich Jacobs, ob dies auch bei ihm der Fall gewesen sei; doch er verneinte dies mit Nachdruck und sagte, dass jeder Biss ihm qualvollste Pein verursacht habe. Ich glaube jedoch, dass die meisten Menschen, die von einem Löwen oder Tiger gebissen wurden, Dr. Livingstone zustimmen und annehmen, dass der Schock für das Nervensystem, den der Biss eines dieser mächtigen Tiere auslöst, gewöhnlich ausreicht, um jedes Schmerzempfinden für den Augenblick zu betäuben.

Von der Furt am Sebakwe sind es etwa vierzig Meilen genau südlich bis zu den Kraals der Maschuna, die inmitten der bereits erwähnten kuriosen felsigen Hügel nahe den Quellen des Flusses Bembees liegen. Ihre Hütten waren oft hoch oben auf den Klippen in höchst prekären Lagen errichtet; ihre Kornspeicher standen häufig auf runden Steinblöcken am alleräußersten Gipfel der Hügel. Die Maschuna leben in kleinen Siedlungen unter vielen unbedeutenden Häuptlingen, und da sie sich bei Angriffen der Matabele niemals zusammenschließen und einander helfen, sondern sich einzeln unterwerfen lassen, fallen sie diesen grimmigen Marodeuren leicht zum Opfer, die nun einen immensen Landstrich entvölkert haben. Die Maschuna sind ein friedliches und sehr fleißiges Volk, das große Mengen verschiedener Getreidearten anbaut, darunter ausgezeichneten Reis. Sie sind zudem gute Eisenhandwerker und fertigen sehr gute Assegais, Streitäxte usw. an. Sie besitzen auch ein Musikinstrument, das der „Marimba" der Eingeborenen von Angola sehr ähnlich ist; es besteht aus etwa zwanzig flachen Eisenplättchen, die in einer Reihe auf einem kleinen Brett befestigt sind und durch ihre unterschiedliche Länge verschiedene Töne erzeugen.

Dieses Instrument wird im Inneren einer Kalebasse gespielt und ist, wenn es nicht von Gesang begleitet wird, keineswegs unangenehm anzuhören. Alle Haustiere der Maschuna sind lächerlich klein: ihr Vieh kleiner als Alderney-Kühe, ihre Ziegen etwa eine Mahlzeit für zwei Personen und ihre Hühner nicht größer als Rebhühner. Die Maschuna, von

denen ich spreche, leben unter dem Schutz von Lobengula, dem sie einen jährlichen Tribut zahlen.

Nachdem ich Korn und Reis gekauft hatte, überließ ich meinen Wagen dem Treiber, damit er ihn nachbringe, sattelte mein Pferd und brach allein nach Gwenia auf, um Viljoens Lager wie vereinbart innerhalb von zehn Tagen zu erreichen. Ich schlief am selben Abend im Burenlager am Sebakwe, wo der alte Petrus Jacobs, als er erfuhr, dass ich die nächste Nacht völlig allein im Busch zu schlafen gedachte, davon nichts hören wollte. Er bemerkte zu seiner Frau: „Allemagtig, de leevws will de arme dome Englesman opfret" (Allmächtiger, die Löwen werden den armen, dummen Engländer auffressen), rief zwei seiner Kaffern herbei und befahl ihnen, mich zu begleiten und Äxte mitzunehmen, um ein ordentliches Lager zu errichten. Die nächste Nacht schliefen wir auf der jenseitigen Seite des Flusses Se-whoi-whoi, nachdem wir einen guten Zaun um das Pferd gebaut hatten. Auf dem Weg sah ich eine prächtige Herde Elenantilopen, von denen ich eine schoss, sowie reichlich kleineres Wild. Obwohl wir während der Nacht viele Löwen brüllen hörten, belästigte uns keiner, und am folgenden Tag erreichte ich erneut Viljoens Lager.

Als ich an den Griqua-Wagen am Jomani vorbeikam, sah ich zum ersten Mal einen Hottentotten namens Cigar, mit dem ich schon bald viel näher bekannt werden sollte. Er war gerade aus dem „Fliegengebiet" im Norden zurückgekehrt und brachte eine schöne Menge Elfenbein mit. Er sagte mir, wenn ich nicht bereits zugesagt hätte, mit den Viljoens zu gehen, wäre er froh gewesen, mich mitzunehmen und mir zu zeigen, wie man Elefanten schießt. Als ich Viljoens Lager erreichte, stellte ich fest, dass noch keine Kaffern aus dem Fliegengebiet zurückgekehrt waren. Hier blieb ich eine Woche und erwartete Nachrichten, erhielt aber keine. Am siebten Tag traf Mandy aus Gubulawayo ein, der mit einigen Waren gekommen war, um ein wenig Handel mit den Buren- und Griqua-Jägern zu treiben. Ich war erfreut, ihn zu sehen, und da er sofort nach Sebakwe weiterreisen wollte, beschloss ich, mit ihm bis zum Jomani zu trecken und dann mit dem Hottentotten Cigar auf die Jagd zu gehen, anstatt länger auf die Viljoens zu warten, die mich, wie ich glaubte, völlig vergessen haben mussten. Bei unserer Ankunft am Jomani stellten wir fest, dass Cigar gerade von einem weiteren kurzen Ausflug zurückgekehrt war, und ich vereinbarte bald, ihn auf seiner nächsten Jagd zu begleiten, wobei ich meine Wagen und Ochsen in der Obhut seiner Frau zurückließ. Schließlich, etwa zu Beginn des Oktobers, verabschiedete ich mich von Mandy und machte mich endlich mit dem Hottentotten Cigar an die Elefantenjagd.

Da wohl nur wenige Engländer auf eine so provisorische Art und Weise gejagt haben, wie ich es während dieser meiner ersten Jagdsaison tun musste, sollte ich wohl ein paar Worte über meine Ausrüstung verlieren. Nachdem meine Vorräte an Kaffee, Tee, Zucker und Mehl nun aufgebraucht waren, hatten wir an Proviant nichts als Kaffernkorn und das Fleisch der Tiere, die wir schossen, hinuntergespült mit kaltem Wasser. Cigar hatte neben zwei Kaffern, die für ihn schossen und ihre eigenen Gewehre sowie Munitionsvorräte trugen, nur drei weitere Jungen dabei, die seine Decken, Pulver, Kaffernkorn und einen Vorrat an frischem Fleisch trugen. Er selbst trug sein eigenes Gewehr, eine schwere...

TAFEL III

1. Rappenantilope (*Hippotragus niger*)

Geschossen am Chobe-Fluss, 15. Juli 1879.

Hornlänge über die Krümmung gemessen: 3 Fuß 8 Zoll (ca. 112 cm).

2. Rappenantilope (*Hippotragus niger*)

Geschossen im Maschuna-Land, 22. Sept. 1880.

Hornlänge über die Krümmung gemessen: 3 Fuß 7 Zoll (ca. 109 cm).

3. Rappenantilope (*Hippotragus niger*)

Geschossen im Maschuna-Land, 8. Sept. 1878.

Hornlänge über die Krümmung gemessen: 2 Fuß 8 Zoll (ca. 81 cm).

4. Pferdeantilope (*Hippotragus leucophaeus*)

Geschossen nahe dem Fluss Impaqui, 20. Sept. 1876.

Hornlänge über die Krümmung gemessen: 2 Fuß 5 Zoll (ca. 74 cm).

5. Pferdeantilope (*Hippotragus leucophaeus*)

Geschossen im Maschuna-Land, 10. Juli 1880.

Hornlänge über die Krümmung gemessen: 2 Fuß 5 Zoll (ca. 74 cm).

6. Pferdeantilope (*Hippotragus leucophaeus*)

Geschossen nahe dem Fluss Tati, 22. April 1877.

Hornlänge über die Krümmung gemessen: 2 Fuß 1 Zoll (ca. 63,5 cm).

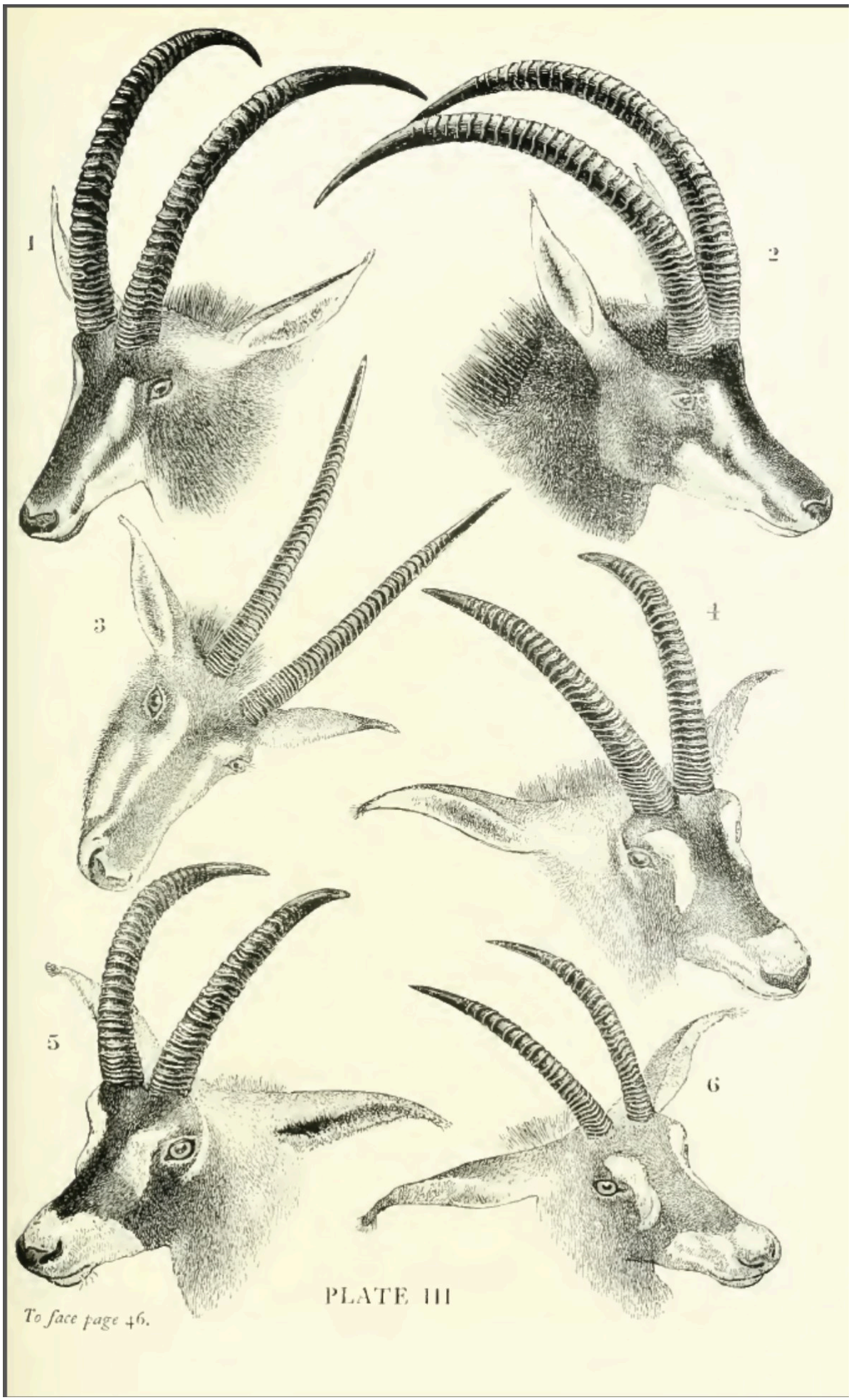


PLATE III

To face page 46.

... alten Sechspfünder-Vorderlader. Was mich betrifft, so hatte ich, da ich zwei meiner Kaffern zur Bewachung meiner Pferde und Ochsen zurücklassen musste, nur einen Jungen bei mir, der meine Decke und Ersatzmunition trug, während ich mir meinen eigenen alten Vierpfünder-Vorderlader (den bereits erwähnten) über die Schulter hängte und außerdem eine Ledertasche voller Pulver sowie einen Beutel mit zwanzig rund vier Unzen schweren Rundkugeln bei mir trug. Obwohl dies kaum dem Auftreten eines *Grand Seigneur* entsprach, war ich in jenen Tagen jung und enthusiastisch und stapfte unter der nun intensiven Hitze mit leichtem Herzen dahin.

KAPITEL IV

Elenantilope geschossen — Mein erster Elefant — „Cigars" Geschick bei der Elefantenjagd — Reichtum an Wild — Erfolgreiche Beute — Dürre — Regen — Entbehrung — Verstümmelung von Elefanten — Erstechen von Bäumen aus — Ein Mörder und eine Hinrichtung — „Bill" und das Krokodil.

Am ersten Tag unseres hastig organisierten Unternehmens schossen wir einen prächtigen alten Elenantilopenbullen und genossen ein ganz ausgezeichnetes Abendessen aus Scheiben fetten Fleisches von seiner Brust und einem Topf voll gekochtem Kaffernkorn. Während unsere Mahlzeit zubereitet wurde, vertrieb Cigar die Zeit mit mancher Geschichte über seine Erlebnisse bei der Elefantenjagd, die er höchst anschaulich schilderte. Im südlichen Zentralafrika nimmt der Elefant am Lagerfeuer des Jägers den Platz des Grizzlybären in Nordamerika oder der Gämse in den Alphütten Europas ein; und über ihn werden mehr Seemannsgarn und Geschichten gesponnen als über jedes andere Tier. Sobald das Abendessen beendet war, streckte ich mich auf meinem Lager aus trockenem Gras aus und schlief, ziemlich ermüdet von meinem ersten Tagestrip, bald ein. Am folgenden Morgen waren wir vor der Sonne auf den Beinen und bemerkten, während wir in nördlicher Richtung reisten, bald, dass wir uns in einem von Elefanten frequentierten Gebiet befanden; denn wohin wir auch blickten, waren Bäume niedergebrochen, große Äste abgesplittert und Rinde sowie Blätter in alle Richtungen verstreut, während der Abdruck ihrer riesigen Füße auf jedem Stück sandigen Bodens zu sehen war.

Gegen Mittag, als wir eine offene Stelle im Wald überquerten, stießen wir auf die frische Fährte eines alten Bullen, der wir natürlich folgten. An dem Zustand der zerquetschten Blätter, die entlang seiner Spur verstreut waren, stellten wir bald fest, dass er nicht weit vor uns war, und mein Herz schlug fest vor Freude über die nahe Aussicht, endlich einen afrikanischen Elefantenbullen zu erblicken und ihn vielleicht erlegen zu können. Nun, wir waren seiner Fährte etwa eine Stunde lang gefolgt, als ich, der ich hinter Cigar ging, ihn plötzlich als Erster sah; er stand in ziemlich dichtem Busch, wie ein riesiger Ameisenhaufen, und fächelte sich mit seinen gigantischen Ohren Luft zu. Das mächtige Tier ahnte nichts von unserer unmittelbaren Nähe.

Wir gingen dann zum Fuß eines großen Baumes und zogen unsere Hosen aus, sodass wir nur noch in Baumwollhemden, Hüten und Schuhen dastanden – eine schöne, leichte Ausrüstung zum Laufen. Dann näherten wir uns leise unserem Opfer, das uns die Breitseite zuwandte und vollkommen stillstand, bis wir auf sechzig Yards an ihm dran waren. In diesem Moment muss er uns bemerkt haben, denn er schwenkte herum, spreizte seine riesigen Ohren und kam mit erhobenem Kopf einige Schritte auf uns zu. Wir standen regungslos da, und die argwöhnische Bestie war, nachdem sie einige Sekunden lang starr herübergelinst hatte, gerade im Begriff, sich umzudrehen, als Cigar mir zuflüsterte, ich solle feuern. Also zielte ich auf seine Schulter und drückte ab. Er stieß eine Art lautes Brüllen aus und raste davon; wir folgten ihm so schnell wie möglich, ich

selbst mit einem leeren Gewehr, da ich fürchtete, ihn aus den Augen zu verlieren, wenn ich zum Laden anhielte.

Nachdem Cigar ihm einen Schuss verpasst hatte, drehte er ab und kam auf uns zu, die Ohren aufgestellt und das Ende seines Rüssels erhoben. Ich lud nun mit aller Eile nach, schlich mich bis auf zwanzig Yards an ihn heran, feuerte erneut und traf ihn genau auf die Schulterspitze, woraufhin er mit einem Krachen zusammenbrach. Er versuchte wieder aufzustehen, schaffte es aber nicht. Er befand sich nun in einer knienden Position und lag offensichtlich im Sterben; eine weitere Kugel aus Cigars Gewehr in den Hinterkopf durchschnitt das Band, an dem er noch am Leben hing. Er war ein prächtiger alter Bulle, der vor diesem für ihn fatalen Tag wohl viele Jahrzehnte als „Monarch über alles, was er erblickte" durch diese pfadlosen Wälder gezogen sein musste. Seine Stoßzähne waren lang, weiß und perfekt und wogen später 61 lbs. bzw. 58 lbs. Da es noch früh war, hackten wir die Zähne heraus und vergruben sie noch am selben Tag, in der Absicht, sie bei unserer Rückkehr zu den Wagen abzuholen.

An jenem Abend kostete ich zum ersten Mal Elefantenherz, das an einem Ast über der Asche geröstet worden war; ich hielt es damals und halte es heute noch für eine der größten Delikatessen, die ein afrikanischer Jäger genießen kann. Auch das Fleisch vom dicken Teil des Rüssels und aus der Höhle über dem Auge schmeckt sehr gut, muss aber lange geschmort werden, um zart zu werden; den Fuß halte ich für geschmacklos und fade.

Früh am nächsten Tag (Mittwoch) stießen wir auf die Fährte einer Elefantenherde, und nachdem wir ihr viele Stunden lang unter brennender Sonne gefolgt waren, holten wir sie schließlich ein, wie sie sich unter einer Baumgruppe mit den Ohren Luft fächelten. Cigar ließ mir wieder den ersten Schuss, und nachdem ich ziemlich nah herangekommen war, feuerte ich mit guter Wirkung und traf einen jungen Bullen mit Stoßzähnen von etwa 20 lbs. pro Stück mitten ins Herz. Er rannte mit der Herde davon, brach aber nach etwa hundert Yards zusammen. Während des Laufens nachladend, kam ich wieder an die Elefanten heran und streckte mit meiner zweiten Kugel eine feine Kuh nieder, die wie vom Blitz getroffen umfiel. Keinen Augenblick daran zweifelnd, dass sie tot sei, rannte ich an ihr vorbei, kam erneut ziemlich dicht hinter die Herde und verpasste einem jungen Bullen einen Schuss, der ihn auf die Hinterbeine zwang. Er kam wieder auf die Beine und trottete langsam davon; es gelang mir, obwohl ich nun sehr müde war, mit ihm Schritt zu halten, bis ich die Genugtuung hatte, ihn mit einem Krachen zu Boden stürzen zu sehen. Ich konnte Cigar immer noch feuern hören, aber ich war so gründlich erschöpft, dass ich nicht einmal versuchte, mich von der Stelle zu rühren, an der ich keuchend im Schatten des Kadavers meines letzten Elefanten lag.

Bald darauf kehrte Cigar zurück. Er hatte vier Elefanten getötet und seine Jungen zwei weitere. Ich sollte hier erwähnen, dass Cigar ein schmächtig gebauter, aktiver Hottentotte war, der über eine wunderbare Ausdauer verfügte und ein sehr guter Jagdschütze war, wenngleich ein schlechter Schütze auf eine Zielscheibe. Diese Qualitäten, gepaart mit viel Mut, machten ihn zu einem höchst erfolgreichen Elefantenjäger; und für die Jagd zu Fuß im Fliegengebiet hätte ich mir, glaube ich, keinen fähigeren oder freundlicheren Lehrmeister wünschen können. Denn obwohl er nur ein ungebildeter Hottentotte war – einst ein Jockey in Graham's Town –, erlaubte er mir ständig den ersten Schuss, während die Elefanten noch standen – ein großer Vorteil für mich –, und versuchte niemals, mich zu übervorteilen oder zu behaupten, er habe ein Tier, das ich erlegt hatte, zuerst verwundet. Seltsamerweise erzählte mir Cigar, dass er, als der berühmte Jäger Herr William Finaughty ihn zum ersten Mal zu Pferd zur Elefantenjagd mitnahm, eine solch schreckliche Angst vor den riesigen Bestien hatte, dass er – nachdem er fast von einem erwischt worden war und nie eines töten konnte – seinen Herrn anflehte, ihn bei den

Wagen bleiben zu lassen. Als ich ihn kennenlernte, musste diese Angst längst verflogen sein, und ich habe seitdem nie wieder seinesgleichen als Jäger zu Fuß gesehen.

Wir gingen nun zurück, um nach der Kuh zu sehen, die ich mit meiner zweiten Kugel geschossen hatte, und mussten zu unserem Ärger feststellen, dass von ihr nichts übrig war außer einem Stück des Stoßzahns, das bei ihrem Sturz abgebrochen war. Sie musste zu hoch getroffen worden sein und war nur für kurze Zeit gelähmt; jedenfalls war ihr die Flucht gelungen, wobei sie etwa 6 lbs. Elfenbein als Souvenir zurückließ. Am Donnerstag stießen wir nach vielen Stunden des Fährtensuchens erneut auf eine Herde Elefanten. Dies war ein Unglückstag für mich, denn obwohl der Elefant, den ich angriff, die Herde nach meiner ersten Kugel verließ, rannte er dennoch davon und entkam.

Es ist furchtbar harte Arbeit, viele Stunden lang bei brennender Sonne auf Elefantenfährten zu gehen, das eigene Gewehr und die schwere Munition zu tragen und das Ganze mit einem Dauerlauf beenden zu müssen. Cigar tötete drei Elefanten, alles junge Bullen; nachts kamen zwei Löwenrudel zu den Kadavern, in deren Nähe wir schliefen, und machten zusammen mit den Hyänen die Nacht durch ihr lärmendes Treiben abscheulich.

Am Freitag gingen wir, nachdem wir die Stoßzähne herausgehackt hatten, zurück zu unserem Lager bei den acht Tieren, die am Mittwoch geschossen worden waren. Dort hatte Cigar zwei seiner Kaffern zurückgelassen, um die Zähne herauszuhacken; wir fanden alle sechzehn in einer Reihe auf dem Boden liegen. In diesem Teil des Landes gab es (zu jener Zeit) viele Nashörner, sowohl Breitmaul- als auch Spitzmaulnashörner. Am Tag zuvor hatte ich acht von ihnen gezählt, an denen wir auf unserem Marsch von Lager zu Lager vorbeigekommen waren. Auch viele Arten von kleinerem Wild waren reichlich vorhanden, wobei die edel aussehende Rappenantilope besonders häufig war. Elenantilopen, Pferdeantilopen, Kudus, Wasserböcke, Riedböcke, Impalas, Tsessebes, Zebras, Büffel, Duiker und Steinböckchen sah man ebenfalls täglich; und im Fluss Umniati, nur wenige Meilen von unserem Jagdgebiet entfernt, gab es laut Cigar eine ganze Reihe von Flusspferden. Am Samstag machten wir erneut eine Runde auf der Suche nach Elefanten, und da wir bis zum Mittag keine frische Fährte gefunden hatten, legten wir uns in den Schatten einiger großer Bäume – Kaffern und alle – und schliefen bis zum späten Nachmittag. Gegen Abend kehrten wir zum Lager zurück, als wir zu einem kleinen Hügel kamen, den wir erkletterten, um einen Blick auf das umliegende Land zu werfen. Wir hatten den Gipfel noch nicht ganz erreicht, als einer der Kaffern plötzlich sagte: „Schau mal, die Elefanten“, oder Worte in diesem Sinne. Ich richtete meinen Blick dorthin, wo er hinwies, und sah sofort eine Kette von Elefanten, die im Gänsemarsch schnell dahintrotteten, nicht mehr als eine Viertelmeile entfernt. Sobald Cigar sah, in welche Richtung sie zogen, rief er: „Kommt mit, kommt schnell, sie werden unsere Fährte wittern und rennen.“ Wir kletterten eilig den kleinen Hügel hinunter und rannten los, um sie abzufangen. Wir kamen gerade rechtzeitig, denn als der vorderste Elefant, eine riesige Kuh, auf unsere Spur stieß, traten wir keine zweihundert Yards entfernt aus dem Busch. Die feinnasige Bestie überquerte unsere Fährte nicht, sondern blieb augenblicklich stehen, als ihr ausgestreckter Rüssel den Geruch unserer Fußstapfen auffing. In dieser Position verharrte sie einige Sekunden, bewegte die Rüsselspitze dicht über dem Boden hin und her, schwenkte dann herum und suchte im Laufschritt das Weite, gefolgt von allen anderen. Durch diesen Vorfall, dessen Zeuge ich selbst war, kann man eine Vorstellung von der Schärfe des Geruchssinns des afrikanischen Elefanten bekommen. Aus der Herde gelang es mir, zwei zu töten, den zweiten nach einer sehr harten Verfolgung, und Cigar erlegte drei weitere. Es war dann dunkel, also machten wir ein großes Feuer und schliefen dort, wo wir waren, ohne Decken, neben einem der Kadaver. Am folgenden Montag brachen wir zu den Wagen auf, die wir am dritten Tag erreichten; wir nahmen so viel Elfenbein mit, wie die Kaffern tragen konnten, und ließen den Rest vergraben. Auf

unserem Weg schossen wir eine Breitmaulnashorn-Kuh mit einem feinen langen Horn von 3 Fuß 7 Zoll.

Ich muss kaum erwähnen, dass ich über das Ergebnis dieser meiner ersten Elefantenjagd-Expedition überaus erfreut war und darauf brannte, so bald wie möglich zu einem zweiten Trip aufzubrechen.

Da ich bei meiner Rückkehr in das Lager am Jomani feststellte, dass den Griquas und Hottentotten die Munition und viele andere Dinge ausgegangen waren, beschloss ich, einen schnellen Ritt mit dem Karren zurück nach Gubulawayo zu machen, um bei Herrn Kisch Nachschub zu besorgen. Dementsprechend lieh ich mir vier fette Ochsen, spannte an und brach am folgenden Tag auf. Als ich Gwenia erreichte, stellte ich fest, dass die Viljoens aus dem Veld zurückgekehrt waren und eine schöne Menge Elfenbein mitgebracht hatten. Sadlier war sehr unzufrieden und sagte, die Buren hätten einen Elefanten für sich beansprucht, den er zuerst geschossen habe; da er keine Lust mehr auf die Jagd hatte, kehrte er nach Gubulawayo zurück.

Da herrlicher Mondschein herrschte, reiste ich Tag und Nacht und erreichte in der fünften Nacht Gubulawayo. Ich lud alles Erforderliche auf, außer Proviant, von dem nichts zu bekommen war, brach noch am selben Abend wieder auf und erreichte Jomani nach einer Abwesenheit von nur zehn Tagen. Das Land war nun furchtbar ausgetrocknet und die Hitze sehr groß, da die Regenfälle fällig waren; das drückendste Wetter herrscht immer unmittelbar vor Beginn der Regenzeit.

Am 2. November zogen Cigar und ich erneut zu Fuß hinter den Elefanten her, und am Nachmittag des allerersten Tages stießen wir, nachdem wir ein Stück ihrer Fährte gefolgt waren, auf eine Herde von acht oder zehn Bullen, von denen wir vier töteten; zwei davon erlegte ich mit meinem Gewehr.

Zwei Tage später, als wir uns am späten Nachmittag unter einem schattigen Baum ausruhten und nicht weit von einem kleinen Fluss entfernt waren, auf den wir zuhielten, trat eine große Herde Elefantenkühe aus dem Wald auf eine schmale offene Lichtung in etwa einer halben Meile Entfernung. Sie überquerten diese schnell und verschwanden im Busch auf der anderen Seite. Obwohl wir viele Stunden in der Sonnenhitze ohne Wasser gewandert waren – da wir festgestellt hatten, dass ein Bachlauf, an dem wir Wasser zu finden gehofft hatten, ausgetrocknet war – und wir sehr durstig waren, rannten wir sofort los, um die Elefanten abzufangen. Wir holten sie bald ein, als sie durch ein offenes Waldstück zogen. Ich schoss zuerst, und eine große Kuh, auf die ich gezielt hatte, brach wie vom Blitz getroffen mit einem Krachen zusammen. Ich lud gerade nach und rannte hinter der Herde her, als Cigar mir zurief: „Pass auf, dein Elefant steht wieder auf!“, und als ich mich umblickte, sah ich gerade noch rechtzeitig, wie mein vermeintliches Opfer wieder auf die Beine kam. Da sie nur ziemlich langsam davontrottete, rannte ich bald neben sie und verpasste ihr einen weiteren Schuss, woraufhin sie unter einem großen Baum stehen blieb. Ich näherte mich ihr dann vorsichtig, aber sie erblickte mich oder bekam Wind von mir; sie hob den Kopf, spreizte die Ohren, stieß einen Schrei aus und kam in hohem Tempo auf mich zu. Ich blieb stehen, wo ich war, und verpasste ihr einen Schuss von vorne in den Kopf, während sie heranstürmte. Dieser Schuss saß zu hoch für das Gehirn, aber er stoppte sie augenblicklich; sie schwenkte direkt herum und kehrte zu demselben Baum zurück, wo ich sie mit einer weiteren Kugel hinter der Schulter tötete. Da alle Kaffern bei Cigar waren, ging ich nun in die Richtung der letzten Schüsse zurück, die ich gehört hatte, und stieß, während ich mich durch den Busch wandte, plötzlich auf einen jungen Elefantenbullen – einen, den Cigar verwundet hatte. Er hatte mich offensichtlich gehört, konnte aber, da er weder etwas sah noch roch, meinen Standort nicht ausmachen. Er sah sehr bösartig aus, wie er mit erhobenem Kopf und gespreizten

riesigen Ohren dastand und mit der Spitze seines hochgehobenen Rüssels den Wind in alle Richtungen prüfte. Er stand mir genau gegenüber, in einer ungünstigen Position für einen Schuss, also wartete ich, bis er sich drehte. Als er das schließlich tat, verpasste ich ihm einen guten Schuss hinter die Schulter, woraufhin er nach einem scharfen Spurt von etwa 200 Yards zusammenbrach. Unmittelbar darauf kamen Cigar und die Kaffern herzu. Wir waren alle schon überaus durstig gewesen, bevor wir die Elefanten sahen, und die Rennerei hinter ihnen her hatte uns noch durstiger gemacht; also brachen wir sofort zu dem kleinen Fluss in der Nähe auf, wo wir Wasser zu finden hofften. Gerade in der Dämmerung erreichten wir ihn fast im gleichen Augenblick wie ein schwarzes Nashorn, das sich von der anderen Seite näherte. Ein zehnminütiger Marsch flussabwärts im Flussbett brachte uns zu dem Wasserloch, das wir ansteuerten, welches wir jedoch zu unserem Entsetzen staubtrocken vorfanden. In dieser Notlage blieb uns nichts anderes übrig, als dem Lauf des Bächleins weiter zu folgen, bis wir auf Wasser stießen. Mehrere Stunden lang stapften wir schweigend dahin, fanden manchmal ein wenig Schlamm, aber keinen Tropfen Wasser; alles war von der sengenden Sonne aufgesogen worden. Schließlich, gegen Mitternacht, kamen wir zu einem tiefen Loch, in dem noch ein wenig Wasser stand. Die Kaffern gruben es schnell mit ihren Assegais aus, und in einer weiteren Stunde hatten wir alle unseren Durst gelöscht. Es war eine warme Nacht, und wir waren so erschöpft, dass wir uns, ohne ein Feuer zu machen oder irgendetwas auszupacken, einfach auf den Sand streckten und bald fest einschliefen.

Früh am nächsten Morgen hörte ich einige unserer Kaffern ausrufen: „How! How!“, wobei sie die Hände vor den Mund hielten und auf etwas hinabblickten. Ich ging zu ihnen und fragte, was es sei, woraufhin sie mir die Fährte eines großen Löwen zeigten, die im weichen Sand deutlich sichtbar war. Er war bis auf fünfzehn Schritte an die Stelle herangekommen, an der wir gelegen hatten, und war dann lautlos weggegangen; ich habe keinen Zweifel, dass er zum Trinken gekommen war und sehr angewidert feststellen musste, dass wir alle um das Wasser herum versammelt waren.

Am Ende einer weiteren Woche kehrten wir, da wir keine weiteren Elefanten gefunden hatten, zu den Wagen zurück, umso mehr, als der lang ersehnte Regen endlich gekommen war und wir selbst sowie unsere Decken seit zwei Tagen durchnässt waren. Der Fluss, an dem wir nur wenige Nächte zuvor so lange nach einem Tropfen Wasser gesucht hatten, war in einen reißenden Strom von mehreren Fuß Tiefe verwandelt worden. Das gesamte Antlitz des Landes war verändert, und wo wir eine Woche zuvor vergeblich gesucht hätten, gab es nun Teiche, Seen, Flüsse und Bäche im Überfluss.

In der Nähe unserer Wagen befand sich ein Hain von „Macunas“, der schönsten Baumart in diesem Teil des Landes, deren weit ausladende Äste mit dunkelgrünem Laub und in manchen Jahren mit einer Fülle gelber Früchte von der Größe eines Taubeneis bedeckt sind. Dieser Baum trägt nicht jedes Jahr; seine Frucht ist recht schmackhaft, wenn sie vollkommen reif ist, und hat etwas vom Geschmack einer getrockneten Dattel; der Stein ist jedoch so groß, dass nicht viel essbare Substanz übrig bleibt. Er ist eine Lieblingsspeise der Elefanten, die weite Strecken zurücklegen, um davon zu fressen.

Wir erreichten die Wagen an einem Freitag und begaben uns am folgenden Montag erneut in das „Fliegengebiet“ hinter den Elefanten her, wobei wir diesmal einen Monat lang wegblieben und bis zu den dicht bewaldeten Hügeln in der Nähe des Flusses Umniati vordrangen, die unter dem Namen „Mafungabuzi“ bekannt sind. Auf dieser Reise hatten wir eine ziemlich harte Zeit, denn da all mein Kaffernkorn aufgebraucht war, mussten wir ausschließlich von Fleisch leben, sogar ohne Salz, und bei drei verschiedenen Gelegenheiten blieben wir zwei ganze Tage ohne Nahrung, da das Wild, das vor Beginn der Regenfälle sehr zahlreich gewesen war, diesen Teil des Landes nun verlassen zu haben schien. Auch die Regenzeit hatte ernsthaft eingesetzt, und wir waren ständig schweren

Regengüssen ausgesetzt. Jeden Abend errichteten wir eine grobe Art von Schuppen, aber der schwere tropische Regen drang durch unseren hastig gezimmerten Unterstand und überflutete den Boden unter uns derart, dass wir gewöhnlich völlig durchnässt wurden. Während dieser Reise schoss ich drei weitere Elefanten, einer davon ein prächtiger Bulle mit Stoßzähnen, die jeweils 50 lbs. wogen. An dem Tag, an dem ich diesen Elefanten schoss, hatte Cigar zwei andere getötet. Wir waren ihrer Fährte fast den ganzen Tag gefolgt, und es war spät, als wir sie einholten. Ich hatte eine sehr lange, ermüdende Verfolgung hinter meinem Tier und hätte es beinahe verloren. Er startete einen sehr entschlossenen Angriff und trompetete laut, aber ich wich um einen Busch aus, und er verlor mich aus den Augen; schließlich ging er durch den Umniati-Fluss, der wie ein Mühlbach schoss. Dies war meine letzte Chance. Ich war ein ganzes Stück hinter ihm und sehr erschöpft, als er das Ufer hinunterging, aber es gelang mir, einen Endspurt einzulegen, und ich erreichte den Rand des Flusses genau in dem Moment, als er auf der gegenüberliegenden Seite herauskam. Das Ufer war hier mehrere Fuß hoch; das müde und verwundete Tier hatte seine Vorderfüße oben aufgesetzt, während seine Hinterbeine noch im Wasser waren, sodass sein Rücken eine Neigung von 45 Grad aufwies. Als ich sicher stand, feuerte ich in seinen massigen Körper; er sank auf die Hinterbeine, kippte dann nach hinten über und fiel mit einem gewaltigen Spritzer mitten in den Fluss, woraufhin er sich nie wieder rührte. Nur ein kleines Stück seiner runden Flanke und die Spitze eines Stoßzahns waren über dem Wasser sichtbar, sodass wir am nächsten Tag seinen Kopf abschneiden und ihn an eine Stelle rollen mussten, an der das Ufer flach abfiel, bevor wir seine Stoßzähne heraushacken konnten. Als Cigar zu mir stieß, war die Sonne schon einige Zeit untergegangen. Da wir keine Decken bei uns hatten, machten wir ein gutes Feuer, hackten ein paar Büsche ab, die wir im Halbkreis hinter uns platzierten, schnitten ein wenig Gras zum Liegen und gingen sofort zu Bett. Ich war todmüde und sank bald in einen traumlosen Schlummer. Mein Schlaf hatte etwa eine Stunde gedauert, als ich von schweren Regentropfen geweckt wurde, die auf mein Gesicht fielen. Als ich aufstand, sah ich, dass der Himmel tintenschwarz aussah und dass ein Gewitter schnell aufzog. Zehn Minuten später brach es über uns herein, und unter einer feinen Begleitung von Donner und Blitz ergoss sich eine wahre Sintflut von Regen, die bald unser Feuer löschte. Da wir uns am Hang eines Hügels befanden, schoss das Wasser den Abhang hinunter und vergrößerte unser Unbehagen. Kalt, nass und elend saßen wir dort, bis der Tag anbrach. Manchmal verfluchte ich unser Glück laut auf Englisch, und einer der Kaffern echote das Gefühl in seiner eigenen Sprache. Ansonsten sprach keiner von uns, sondern wir ertrugen mit stiller Ergebenheit, was wir nicht vermeiden konnten.

Während der Reise töteten wir einen jungen Elefantenbullen, den die Maschuna oder die Banyai zu lähmen versucht hatten, indem sie die Achillessehne durchtrennten. Vor der Einführung von Feuerwaffen muss diese Methode, Elefanten zu verstümmeln und sie dann mit Assegais zu töten, in diesem Teil Afrikas, wie ich glaube, allgemein üblich gewesen sein, obwohl sie heute nur noch selten praktiziert wird. Die *Modus Operandi* wurde mir wie folgt beschrieben: Ein kühler und geschickter Mann, bewaffnet mit einer für diesen Zweck angefertigten, sehr breitklingigen Axt mit scharfer, rauer Schneide, schleicht sich von hinten an einen schlafenden Elefanten heran und führt mit aller Kraft einen Schlag gegen die Rückseite des Hinterfußes aus, etwa einen Fuß über dem Boden, wobei er versucht, die Achillessehne zu durchtrennen. Wenn dies gelingt, bleibt das arme Tier dort stehen, wo es sich befindet, fast unfähig zur Bewegung – eine rührende Illustration des Triumphs des Geistes über die Materie; wenn der Schlag jedoch nicht mit ausreichender Kraft ausgeführt wird, um ihn sofort kampfunfähig zu machen, erleidet der Elefant einen solchen Schrecken, dass er in Todesangst davonrast, ohne nach der Ursache seines Missgeschicks zu fragen. Alle diese Stämme töten Elefanten auch, indem sie sie von Bäumen aus mit großen, schweren, eigens dafür hergestellten Assegais erstechen. Wenn eine Elefantenherde beobachtet wurde, wie sie ruhig dahin fraß, nahmen mehrere Männer Positionen in Bäumen auf der Marschroute ein, die die ahnungslosen Bestien verfolgten.

Sobald ein Elefant unmittelbar unter einem Baum herging, in dem einer der listigen Wilden saß, stieß dieser die schwere Waffe mit beiden Händen über dem Kopf mit aller Kraft zwischen die Schulterblätter des Tieres. Das verwundete Tier rast mit dem tief im Rücken steckenden Assegai davon; der schwere Schaft schwankt hin und her und treibt das Eisen immer tiefer in seine Eingeweide, bis er schließlich, geschwächt durch innere Blutungen, entweder tot umfällt oder von den Verfolgern, die seiner blutigen Spur gefolgt sind, erstochen wird. Die Klingen dieser Elefanten-Assegais sind oft zweieinhalb Fuß lang und zweieinhalb Zoll breit, und die Schäfte sind, obwohl kurz, sehr schwer und haben einen Durchmesser von zwei bis drei Zoll.

Nach meiner Rückkehr nach Jomani stellte ich fest, dass Mandy von Sebakwe her eingetroffen war. Mein Freund Dorehill war ebenfalls von Gubulawayo mit einigen Waren gekommen, um mit den Griqua- und Burenjägern Handel zu treiben, sodass wir wieder zusammen waren und uns ausführlich über unsere verschiedenen Erlebnisse unterhielten, seit wir uns das letzte Mal getroffen hatten. Mandy war mit einem englischen Elefantenjäger, Herrn George Wood, unterwegs gewesen, um Korn und Reis von den Maschuna östlich des Flusses Hanyane zu kaufen. Sie hatten auch einige Kiele mit Goldstaub gekauft, der offensichtlich aus dem Sand eines Flussbettes gewaschen worden war. Einige Tage später kam George Wood, der mit seinem Wagen am Fluss Se-whoi-whoi stand, nur wenige Meilen entfernt, zu unserem Lager herüber, wo wir ihn mit ziemlich altem Elenfleisch und Kaffernkorn bewirteten. An diesem Tag spielte sich an den Griqua-Wagen eine kleine Tragödie ab. Es stellte sich heraus, dass ein Hottentotte im Dienst eines Bastards namens Lucas einige Tage zuvor einen Kaffernjungen kaltblütig ermordet hatte, indem er ihm ruhig das Gehirn wegpustete, weil dieser ihm nicht sofort Wasser brachte, als er gerufen wurde. In derselben Nacht fing und fesselte Lucas den jungen Mörder und brachte ihn in das Lager. Alle Kaffern versammelten sich sofort und forderten sein Leben als Sühne für das ihres Kameraden, und nachdem Lucas ihn ausgeliefert hatte, schlugen sie ihm sofort mit ihren Knobkerries das Gehirn ein. Ich wusste nichts davon, bis die Hinrichtung vorbei war. Nach dem, was Lucas mir erzählte, bestand kaum ein Zweifel, dass der Schurke sein Schicksal verdient hatte, aber ich war froh, dass ich ihn nicht sterben sah. Sein Körper wurde über einen kleinen Rücken gezogen, keine dreihundert Yards von den Wagen entfernt. In der Nacht kamen Hyänen und lachten und heulten stundenlang um die Leiche, rührten sie aber nie an. In der zweiten Nacht geschah dasselbe, aber in der dritten fraßen sie ihn auf. Da diese Hyänen Tiere eines unbewohnten Landes waren, waren sie nicht an menschliche Überreste gewöhnt und hatten, wie ich glaube, ihre instinktive Scheu vor dem Menschengeruch noch nicht verloren; denn im Matabele-Land, wo die Körper von Menschen, die wegen Hexerei getötet wurden, immer „den Hyänen gegeben“ werden, wird ein Leichnam unweigerlich schon in den ersten Stunden der ersten Nacht selbst vor den Toren eines Kraals weggeschleift.

Etwa am 20. Dezember brachen Mandy, Dorehill und ich sowie die Hottentotten unser Lager ab und starteten nach Süden in das Matabele-Land, wobei wir George Wood noch am Se-whoi-whoi kampierend zurückließen. Als wir Gwenia erreichten, stellten wir fest, dass die Buren bereits weitergezogen waren. Hier ereignete sich ein recht kurioser Vorfall. Wir schlenderten am Abend am Fluss entlang auf der Suche nach Frankolinen, als mein Hund Bill, während er am Ufer entlanglief, von hinten von einem kleineren Krokodil gepackt und unter Wasser gezogen wurde. Der Fluss war hier nicht breiter als zwei Yards, aber tief, und floss am Fuße eines steilen, hohen Ufers. Als ich sah, was passiert war, sprang ich sofort das Ufer hinunter und stellte mich dicht ans Wasser; im nächsten Augenblick kam der Kopf des armen Bill über die Oberfläche, nur um sofort wieder außer Sicht gezogen zu werden. Als ich den weißen Bauch des Krokodils sah, wie es sich mit dem anscheinend nur knapp unter Wasser befindlichen Hund drehte, feuerte ich beide Läufe auf es ab, in der Hoffnung, dass allein der Knall es dazu bringen würde, seinen

Griff zu lockern; aber das tat es nicht. Nach einigen Sekunden tauchten die Kiefer des armen Hundes wieder auf. Ich streckte das Gewehr an den Läufen aus und hielt den Schaft an sein Maul, woraufhin er ihn sofort packte und sich mit dem Griff einer ertrinkenden Kreatur festhielt (der Schaft dieses Gewehrs trägt bis heute die Zahnabdrücke). Dann packte ich den Hund an den Ohren und zog mit all meiner Kraft, wodurch ich das Krokodil – das die Hinterhand des Hundes immer noch fest im Griff hatte – bis über die Augen aus dem Wasser bekam. Dorehill, der direkt oben auf dem Rand des Ufers stand, feuerte dann mit einer Schrotladung in den Kopf des Reptils, woraufhin es sofort losließ und wir es nicht mehr sahen. Der Hund hatte drei schlimme Fleischwunden, erholte sich aber bald. Ich denke, dass die Enge des Baches das Krokodil daran hinderte, seine Kraft voll einzusetzen. Von hier aus brachte uns ein weiterer viertägiger Treck zur Missionsstation Inyati, und schließlich erreichten wir Gubulawayo am 28. Dezember. Ich habe meine Pferde während dieser Erzählung nicht erwähnt, und es genügt zu sagen, dass sie seit Oktober an der tödlichen Pferdepest gestorben waren, sodass ich nur eines mit zurückbrachte, das ich Lobengula als Preis für das Jagdgebiet gab. Neben den 450 lbs. Elfenbein, die ich selbst geschossen hatte, hatte ich noch fast 1200 lbs. erhandelt; und alles in allem stellte ich nach Begleichung meiner Schulden bei Herrn Kisch fest, dass ich während der drei Monate einen Reingewinn von fast £300 gemacht hatte. Man denke jedoch nicht, dass dies heutzutage noch möglich sei, denn die Dinge haben sich seit jener Zeit schrecklich zum Schlechteren gewendet – es gibt nur noch wenige erfolgreiche Jäger, mit denen man handeln kann, und noch weniger Elefanten zum Schießen.

Als ich dem König erzählte, dass seine Elefanten mich nicht aus dem Land vertrieben hätten, sondern ich im Gegenteil mehrere getötet hätte, sagte er lachend: „Nun, du bist ein Mann; wann wirst du dir eine Frau nehmen?“

Kurz darauf brachen meine Freunde Mandy und Dorehill zu den Diamantenfeldern auf, während Sadlier bereits vor unserer Ankunft nach Bamangwato abgereist war; ich hingegen entschied mich, im Land zu bleiben und zu versuchen, im nächsten Jahr wieder mit George Wood auf die Jagd zu gehen.

KAPITEL V

„Inxwala“-Tanz — Matabele-Kriegstracht — Schwarzes Nashorn — Elefantenbullen — Linquasi-Tal — Ständiges Lager — Jagd im „Fliegengebiet“ — Profitables Schießen — Skizze des Landes — Entvölkerung durch Zulus — Varietäten der Fauna — Rappenantilope — Ein „Skerm“ — Auszüge aus dem Tagebuch — Eine große Elefantenjagd — Knappes Entkommen eines Kaffern.

Etwa Mitte Januar erreichte George Wood Gubulawayo, ziemlich mitgenommen vom Fieber; er war sogar so krank, dass er bei der Ankunft in Hope Fountain, dem Wohnsitz des gastfreundlichen Missionars Herrn Thomson, aus seinem Wagen gehoben und ins Haus getragen werden musste. Dort angekommen waren seine Sorgen fast vorbei, und dank der unermüdlichen Güte und Aufmerksamkeit von Frau Thomson und ihrem Ehemann befand er sich bald auf dem Weg der Besserung.

George Wood, mit dem ich für mehr als zwei Jahre verbunden war, hatte den Ruf, ein geschickter und erfahrener Jäger zu sein, und darüber hinaus stellte ich später fest, dass er ein sehr kühler und mutiger Mann war, einer, dessen Puls ebenso ruhig schlug, wenn er einem verwundeten und wütenden Löwen oder einem angreifenden Elefanten gegenüberstand, wie beim ruhigen Frühstücken. Er war der letzte der englischen Berufs-Elefantenjäger in diesem Teil des Landes, nachdem er viele Jahre lang in Gesellschaft des

erfahrenen Hartley und seiner Söhne, der Familie Jennings sowie der Herren W. Finaughty, J. Giffard, T. Leask und H. Biles gejagt hatte, die das Spiel alle etwa zwei Jahre zuvor aufgegeben hatten, als sie feststellten, dass sich die Elefanten in die von der „Fliege" befallenen Gebiete zurückzogen, wohin man ihnen nicht zu Pferd folgen konnte; denn die Jagd auf diese Tiere zu Fuß wurde allgemein als eine zu anstrengende Beschäftigung angesehen, als dass Europäer dabei große Erfolgsaussichten hätten.

Ich traf sehr bald Vereinbarungen, im folgenden Winter gemeinsam mit Wood zu jagen und die Zwischenzeit damit zu verbringen, durch das Matabele-Land zu trecken, die entlegenen Kraals zu besuchen und ein wenig Handel mit den Eingeborenen zu treiben. Damit begannen wir sofort und besuchten während der nächsten vier Monate alle bedeutenden Städte des Landes, trieben hier und da Handel und machten die Bekanntschaft aller wichtigen Indunas. Anfang Februar ritten wir zu Pferd nach Gubulawayo – wobei wir unseren Wagen in Inyati ließen –, um dem großen Tanz des „Inxwala" beizuwohnen, der von den Matabele jedes Jahr gefeiert wird, wenn die ersten Früchte der Erde reifen. Etwa viertausend Krieger versammelten sich, dazu viele Frauen und junge Mädchen. Die Männer waren alle in ihre prächtige Kriegstracht aus schwarzen Straußenfedern gekleidet, die aus einer Art Umhang aus eng aneinandergenähten schwarzen Federn besteht, der Brust und Schultern bedeckt und über dem Kopf in Form einer Hochländer-Mütze aufgebaut ist, wobei nur das Gesicht frei bleibt. Von ihren Hüften hingen Mengen von Leoparden- und Tigerkatzenschwänzen oder Affenfellen herab, die bei den Indunas einen so dichten Rock bilden, dass man ihre Beine überhaupt nicht sehen kann. Einige der Indunas tragen anstelle der Federhaube einen Streifen Otterfell über der Stirn, in dem eine Kranichfeder steckt, die anmutig in der Luft weht. Diese Feder-Kriegstracht ist äußerst kleidsam und lässt selbst einen untersetzten, hässlichen Wilden gut aussehen; und da der Großteil der Matabele physisch eine stattliche, hochgewachsene Rasse von Männern ist, wirken sie prächtig. Wenn sie im Halbkreis um ihren König stehen, mit ihren großen Schilden aus Ochsenhaut vor sich, müssen sie, so denke ich, einen so imposanten Anblick bieten wie irgendeine wilde Rasse auf der Welt.

Die jungen Mädchen tragen um ihre Hüften die am hellsten gefärbten Kattunstoffe, derer sie habhaft werden können, die jedoch nie bis zu den Knien reichen; der Rest ihres Körpers ist nackt. Mit ihren fröhlichen, angenehmen Gesichtern und ihren aufrechten, wohlgeformten Figuren bildeten sie den hübschesten, wenn nicht sogar den imposantesten Teil des Schauspiels.

Das Tanzen dauerte drei Tage, während derer eine große Anzahl Ochsen für das versammelte Volk geschlachtet und immense Mengen Bier getrunken wurden. Der dritte Tag war der interessanteste. Im großen äußeren Kraal standen die viertausend geschmückten Krieger in einem großen Halbkreis, etwa sechs Reihen tief, wobei sie alle unaufhörlich einen tiefen Gesang summten und immer wieder im Einklang ihren rechten Fuß mit einem Stampfen auf den Boden brachten. In Abständen stürmte unter beifälligen Rufen ein bekannter Tapferer, nachdem er beim Namen gerufen worden war, aus den Reihen hervor und zeigte, wie er seine Feinde getötet hatte, wobei er in einer Pantomime darstellte, wie er die feindlichen Schläge mit seinem Schild abwehrte und schließlich mit seinem fatalen Assegai den Todesstoß versetzte. Jeder mit dem Assegai ausgeführte Abwärtshieb stellte ein genommenes Leben dar, und bei jedem Stoß summten die Krieger wie aus einem Munde das Wort „Jee". Einen Mann beobachtete ich, der siebzehn Leben auf seinem Konto hatte, ein anderer fünfzehn und so weiter.

Schließlich kam der König aus dem inneren Kraal heraus, trat in den Kreis und stand inmitten seiner Krieger, wobei er ruhig vor sich hin tanzte. Er war in Affenfelle und schwarze Straußenfedern gekleidet und sah wirklich wie ein König aus. Seine Lieblingsschwester Ningengnee — den Weißen eher unter dem Namen „Ni-Ni" bekannt

— befand sich ebenfalls innerhalb des Kreises, prachtvoll herausgeputzt für diesen Anlass; sie war bedeckt mit einer Unmenge an Perlen, farbigem Kattun, Messingamuletten und silbernen Ketten. Da sie immens fett war, wirkten ihre Sprünge eher grotesk als anmutig, und sie war so kurzatmig, dass sie ständig gezwungen war, innezuhalten und sich mit den Händen auf den Oberschenkeln auszuruhen. Nach einer Weile schritt der König inmitten seiner gefiederten Armee auf das offene Gelände außerhalb des Kraals und vollzog einen Teil der Zeremonie, die darin besteht, einen Assegai zu werfen und dann vorwärtszurennen, um ihn wieder aufzuheben. Als er dies tat, rannten auch alle Krieger vorwärts und schlugen dabei mit dem stumpfen Ende ihrer Assegais gegen die Innenseite ihrer Schilde, was ein Geräusch erzeugte, das buchstäblich wie Donner klang. Seitdem war ich noch dreimal beim Inxwala-Tanz anwesend, habe aber nie wieder gehört, dass die Männer so gegen ihre Schilde schlugen wie bei diesem ersten Mal.

Obwohl wir bereits Mitte April begannen, Lobengula zu bedrängen, uns die Jagd zu gestatten, gab er uns erst am 15. Juni die Erlaubnis zum Aufbruch. Selbst dann wollte er uns nicht in das Maschuna-Land lassen, sondern sagte uns, dass wir westlich des Flusses Gwai jagen müssten. Kurz vor unserer Abreise aus Gubulawayo traf der ehrenwerte Guy Dawnay aus dem Süden ein, begleitet von Herrn Moore aus Natal, und brach bald darauf mit einer Eskorte von Lobengula auf, um die Victoriafälle am Sambesi zu besuchen. Dieser Herr erwarb sich bei den Kaffern einen großen Ruf als erfolgreicher Jäger und gilt bei ihnen, wie ich glaube, als der beste Läufer, der das Land je besucht hat. Er selbst war, so denke ich, sehr zufrieden mit seiner Reise und entzückt von der Schönheit und Größe der Fälle.

Nachdem wir Gubulawayo verlassen hatten, schlugen wir uns querfeldein nach Nordwesten durch, passierten Bukwelas Kraal, wo wir Kaffern für die Reise anheuerten, und überquerten kurz darauf den Fluss Gwai (Tabak). Das Bett des Flusses bestand hier aus feinem weißem Sand, wobei nur sehr wenig Wasser an der Oberfläche sichtbar war, und war etwa 150 Yards breit. Nachdem wir drei Tage lang denselben Kurs gehalten hatten, stießen wir auf die Jagdstraße, die von John Lees Farm in Mengwe zum Tal von Linquasi führt, das seit einigen Jahren ein regulärer Lagerplatz für Jäger während der Wintersaison ist. Am folgenden Tag holten wir eine Gruppe holländischer Jäger aus Mengwe ein, bestehend aus zwei Söhnen und einem Schwiegersohn von John Lee sowie der Familie Potgieter, die ich einige Monate zuvor am Sebakwe getroffen hatte.

Etwa vierzehn Tage nach unserem Aufbruch erreichten wir Linquasi, ein langes, schmales Tal, das wie ein altes Flussbett aussieht, mit mehreren feinen, tiefen Wasserlöchern entlang seines Verlaufs, die von Quellen gespeist werden und niemals austrocknen. Am Abend unserer Ankunft, als wir den Wagen voranreitend aus dem Wald in das offene Tal traten, erblickten wir ein schwarzes Nashorn, das zum Wasser herabkam und das wir schossen. Zwei Tage später töteten wir zwei prächtige Elefantenbullen innerhalb von zehn Meilen um unser Lager. Das Linquasi-Tal, so weit wir uns aufgrund jener Geißel des afrikanischen Jägers, der Tsetsefliege, mit unseren Wagen vorzuwagen wagten, liegt etwa sechzig Meilen Luftlinie fast genau südlich des Zusammenflusses der Flüsse Gwai und Schangani. Hier errichteten wir unser ständiges Lager, bauten starke, löwensichere Umzäunungen für unser Vieh und errichteten eine kleine Hütte im Schatten eines weitausladenden Goussy-Baumes; von hier aus unternahmen wir zu Fuß Streifzüge auf der Suche nach Elefanten in das von der „Fliege“ befallene Land im Nordwesten, wobei unsere Abwesenheit zwischen vierzehn Tagen und zehn Wochen variierte.

Um mehr Gebiet abzudecken und damit der eine oder andere von uns öfter bei den Wagen sein konnte, um nach dem Rechten zu sehen, hielten Wood und ich es für ratsam, getrennt zu jagen; und so verließ ich Anfang Juli die Wagen allein mit elf Kaffern-Dienern. Meine Bewaffnung bestand aus zwei vierpfündigen Elefantengewehren mit

Vorderladung und sonst nichts – Waffen, die, so geeignet sie für das Töten von Elefanten auch sein mögen, für die Erlegung von kleinerem Wild gänzlich ungeeignet sind. So schoss ich in dieser Saison zwar eine beachtliche Anzahl von Elefanten, Nashörnern und Büffeln, feuerte aber selten auf etwas Kleineres.

Im Laufe von vier Monaten tötete ich mit meinem eigenen Gewehr 42 Elefanten, davon 11 große Bullen, deren Stoßzähne durchschnittlich 44 lbs. pro Stück wogen; ich schoss auch einige sehr schöne Kühe, deren Stoßzähne zwischen 15 lbs. und 16 lbs. wogen. Die Stoßzähne des größten Bullen, den ich erlegte, wogen, nachdem sie gründlich ausgetrocknet waren, jeweils 74 lbs. Während der gleichen Zeit schoss George Wood etwa 50 Elefanten, deren Stoßzähne jedoch nicht ganz so viel wogen wie meine, und unsere Kaffern-Jäger schossen ebenfalls fast 40 weitere, sodass wir insgesamt eine sehr profitable Jagd machten. Zu Beginn der Saison konnte ich kaum ein Wort Matabele sprechen, aber nachdem ich vier Monate lang mit Kaffern als meinen einzigen Gefährten gelebt hatte, stellte ich fest, dass ich mich leidlich gut mit ihnen unterhalten konnte.

Der Landstrich, in dem ich hauptsächlich jagte, war eine wilde, hügelige Region im Winkel, den der Fluss Gwai mit dem Sambesi bildet; der Gwai mündet etwa achtzig Meilen östlich der Victoriafälle in den Sambesi. Diese Hügel sind größtenteils dicht bewaldet, obwohl einige sehr felsig und steil und fast alle unwegsam und dornig sind. In einigen Teilen öffnen sie sich zu breiten, grasbewachsenen Tälern, die, mit Baumgruppen und Buschwerk übersät, fast wie ein Park wirken. Die meisten dieser Täler werden von kleinen Flüssen durchschnitten, in denen während der Trockenzeit gewöhnlich Wasser zu finden ist, entweder in gelegentlichen Tümpeln oder durch Grabungen im Sand, während sie nach starken Regenfällen zu wahren Sturzbächen werden. In anderen Teilen wiederum stößt man auf schmale, steilwandige Schluchten oder „Kloofs“, wie sie im südafrikanischen Sprachgebrauch genannt werden, deren Seiten und Böden oft mit dichtem Dschungel bedeckt sind; solche Orte bilden während der Mittagshitze einen bevorzugten Zufluchtsort für Elefanten und Büffel.

Es gibt noch ein weiteres merkwürdiges Merkmal in diesen Hügeln: Einige von ihnen sind, obwohl sie nach allen Seiten steil und felsig abfallen, oben vollkommen eben wie ein Tisch und mit sehr dichtem Busch bewachsen, den das Großwild ebenfalls sehr schätzt.

All dieser Landstrich, obwohl vom König der Matabele beansprucht, dessen Vater Umziligazi die früheren Besitzer vertrieb, ist derzeit unbewohnt; aber vor etwa vierzig Jahren, bevor diese alles besiegenden Zulus dort einfielen und die Bewohner ermordeten oder vertrieben, muss er eine große Bevölkerung ernährt haben, wie die häufigen Spuren von Maisfeldern und die Rodungen, die einst die Stätten großer Dörfer waren, zweifelsfrei beweisen. Diese Menschen gehörten verschiedenen Sektionen des Makalaka-Stammes an und flohen nach der Vertreibung aus ihren Städten und Kornfeldern über den Sambesi, wohin ihre unbarmherzigen Zerstörer, da sie keine Kanus hatten, ihnen nicht folgen konnten.

Die verschiedenen Tierarten, die ich in diesem Bezirk bemerkte, waren Elefant, schwarzes und weißes Nashorn, Büffel, Zebra, Rappen- und Pferdeantilope, Kudu, Impala, Riedbock, Wildschweine (sowohl das Warzenschwein als auch das Buschschwein), Klipspringer und Grauer Steinbock, während in der Nähe des Gwai viele Wasserböcke und eine wunderschön gestreifte und gefleckte Variante des Buschbocks zu finden sind. Zwischen dem Rand der Hügel und Linquasi ist ein großer Teil des Landes mit dichten Dickichten aus Warten-ein-Weilchen-Dornen bedeckt, von den Eingeborenen „Isinanga“ genannt, die sich mit offenen Goussy-Wäldern abwechseln. Hier finden sich zusätzlich zu den meisten oben aufgeführten Tieren auch Elenantilopen und Giraffen.

Zur Veranschaulichung der Art der Jagd, die ich während der Saison betrieb, halte ich es für das Beste, einige Auszüge aus meinem Tagebuch über einige meiner interessantesten Erlebnisse anzuführen, von denen Teile vor einigen Jahren in den Spalten der Zeitung *Field* veröffentlicht wurden:

Nachdem ich eine Probereise von vierzehn Tagen in die „Fliege“ unternommen hatte, während derer ich sieben Elefanten geschossen hatte – darunter zwei prächtige Bullen –, befand ich mich Anfang August im hügeligen Land nahe dem Zusammenfluss der Flüsse Gwai und Schangani, wo ich während der letzten zehn Tage mit nur geringem Erfolg gejagt hatte, da ich nur auf eine Gruppe von Elefantenkühen gestoßen war, von denen ich vier zur Strecke gebracht hatte. So entschloss ich mich nun, das Land im Nordwesten in Richtung der Victoriafälle zu erkunden. Da keiner meiner „Boys“ (alle eingeborenen Diener im Inneren Südafrikas werden „Boys“ genannt, ungeachtet ihres Alters) Kenntnisse über das Land hatte, in dem wir zu jagen beabsichtigten, ließ ich am frühen Morgen vor dem Aufbruch alle Kalebassen mit Wasser füllen, obwohl ich aufgrund der Lage des Landes kaum damit rechnete, dass wir sehr unter dem Mangel an diesem dreifach gesegneten Element leiden würden. Es ist jedoch immer am besten, auf der sicheren Seite zu sein, und wie sich herausstellte, erreichten wir erst am späten Nachmittag Wasser, als wir auf einen großen Elefantenpfad stießen; wir wussten, dass in der Nähe Wasser sein musste, und dem Pfad folgend, kamen wir bald in ein schönes Tal, durch das ein Sandfluss mit Wasserlöchern in Abständen entlang seines Laufs floss.

Ein Stück das Tal hinauf grasten einige Zebras und Impalas ruhig am Fluss entlang, und näher bei uns, genau am Rand des Busches, stand eine kleine Herde Rappenantilopen – darunter ein besonders prächtiger alter Bulle mit einem prachtvollen Paar Hörner, die sich fast bis zu seinen Keulen krümmten. Obwohl wir noch etwas Büffelfleisch übrig hatten und ich durch das Abfeuern eines schweren Gewehres in der Stille des Abends Gefahr lief, Elefanten zu stören, falls welche in der Nachbarschaft waren, konnte ich doch, da der Wind günstig war und wir noch unbemerkt geblieben waren, dem Verlangen nicht widerstehen, mich in den Besitz dieser langen, geschwungenen Hörner zu setzen. Also hieß ich meine Kaffern sich niederzulegen, nahm das am sorgfältigsten visierte der beiden Elefantengewehre – die die einzigen Waffen waren, die ich bei mir hatte – und pirschte mich vorsichtig von Busch zu Busch heran, bis ich schließlich auf etwa 120 Yards an die Herde herangekommen war. In diesem Moment muss der alte Bursche, der näher als die anderen stand, einen undeutlichen Blick auf mich hinter dem Busch erhascht haben; denn mit erhobenem Kopf und aufgestellten Ohren starrte er nun gespannt auf die Stelle, an der ich verborgen kauerte.

Da ich sah, dass es zwecklos war, noch näher heranzukommen, erhob ich mich geräuschlos in eine kniende Position, zielte sorgfältig auf seine Brust und feuerte. Bei dem Schuss sank er auf die Knie, sprang aber wieder auf und jagte im vollen Galopp der flüchtenden Herde hinterher; doch sein Lauf war kurz, denn nachdem er etwa 100 Yards mit voller Geschwindigkeit dahingerast war, torkelte er und fiel, und in wenigen Augenblicken hatten die unbarmherzigen Assegais meiner Kaffern die letzten Funken an Lebenskraft ausgelöscht, die noch geblieben waren.

Als ich herankam, stellte ich fest, dass ich angesichts meiner Waffe (ein glattläufiges Elefantengewehr, das eine vier Unzen schwere Rundkugel verschießt, verstärkt durch fünfzehn Drachmen groben Pulvers) einen sehr beachtlichen Schuss abgegeben hatte; die Kugel war, nachdem sie die Brust ziemlich tief durchschlagen und die gesamte Länge des Körpers passiert hatte, am linken Oberschenkel wieder ausgetreten und hatte auf ihrem Weg das Herz gestreift.

Da es nun spät war und wir sowohl frisches Fleisch als auch Wasser hatten, beschloss ich, hier zu schlafen. Nachdem ich den prachtvoll aussehenden Kopf abgetrennt und einige der Kaffern zurückgelassen hatte, um nach dem Fleisch zu sehen, ging ich mit den übrigen, um einen geeigneten Platz für einen „Skerm“ zu suchen. Aber vielleicht sollte ich zuerst erklären, was ein „Skerm“ ist. Um einen solchen zu errichten, werden zunächst eine Menge Büsche und Äste von Bäumen geschnitten und eine halbkreisförmige Hecke angelegt; nachdem der von dieser Hecke umschlossene Boden mit einer Axt einigermaßen geebnet, Stümpfe herausgehackt, Steine entfernt usw. worden sind, wird eine Menge trockenes Gras geschnitten und in der Mitte in Form eines Bettes ausgelegt, an dessen Fußende ein Pfahl platziert wird, damit das Gras nicht in das Feuer gerät, das etwa zwei oder drei Fuß entfernt angezündet wird. Auf diesem primitiven, aber bequemen Bett breitet der Jäger seine Decke aus, während seine Kaffern-Diener innerhalb der Hecke auf jeder Seite von ihm schlafen, ebenfalls mit Feuern zu ihren Füßen.

Während der Trockenzeit, die in diesen Breitengraden in der Regel von Mai bis Oktober dauert, kann nichts angenehmer sein, als so im Freien zu schlafen. Die Atmosphäre ist trocken und belebend – in der Winterzeit sehr kalt; es fällt kein Tau, und der müde Jäger auf seinem Grasbett, mit nichts, was ihm den klaren Sternenhimmel versperrt, beneidet den Sybariten auf seinem Daunenbett nicht.

Bis zum Sonnenuntergang war der „Skerm“ fertig, das Fleisch ganz zerlegt und an Pfählen aufgehängt, und ich hatte das Häuten des Kopfes der Rappenantilope beendet und dachte gerade daran, mein Abendessen aus gedünstetem Fleisch und Reis, hinuntergespült mit einer Tasse bitterem Tee, in Angriff zu nehmen, als einer meiner Jungen meine Aufmerksamkeit erregte, indem er bemerkte: „Da ist ein Nashorn.“ Und als ich aufblickte, sah ich eine weiße Nashornkuh mit einem fast ausgewachsenen Kalb, die auf einem Fußpfad zum Wasser auf der gegenüberliegenden Talseite herabkam. Meine Jungen waren sehr begierig darauf, dass ich eines schießen sollte, da die weiße Art zu dieser Jahreszeit immer sehr fett und ausgezeichnet zu essen ist. Da ich jedoch am nächsten Tag weiterziehen wollte und sie so viel Fleisch – sowohl von der Rappenantilope als auch vom Büffel – hatten, wie sie tragen konnten, tat ich es nicht; ich betrachte es als eine schwere Sünde, diese schwerfälligen, dämlichen Tiere zu schießen, es sei denn, man benötigt das Fleisch wirklich oder wird durch ein besonders schönes Horn in Versuchung geführt. Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang kam eine große Büffelherde zu einem Tümpel ein Stück flussaufwärts, und wir konnten sie lange Zeit grunzen und im Wasser plätschern hören; auch ein Löwenrudel weckte die Echos der Nacht mit seiner großartigen Musik, aber in einiger Entfernung; und ein paar Hyänen, die in Abständen ihre unheimlichen, melancholischen Geheule von sich gaben, zeugten, wie ich annehme, von ihrer Wertschätzung für die Überreste der Rappenantilope. Schließlich schlief ich, eingelullt von diesen Stimmen der Wildnis und ermüdet von einem langen Tagesmarsch, ein und erwachte nicht, bevor das Licht am östlichen Himmel den Anbruch eines neuen Tages verkündete.

Der heutige Marsch führte uns durch ein hügeliges Gelände, das an die rauen, zerklüfteten Hügel grenzt, die sich von hier bis zum Sambesi erstrecken. Wir kreuzten im Laufe des Vormittags eine Menge Elefantenfährten, einige davon nicht mehr als ein oder zwei Tage alt, sahen aber keine absolut frische, bis wir am späten Nachmittag auf die Spur einer Bullenherde stießen, die während der vorangegangenen Nacht vorbeigekommen war. Das Veldt hier in der Gegend schien hervorragend für Elefanten geeignet zu sein, da es große Mengen des „Machabel“-Baumes gab, den sie besonders gerne mögen.

Da die Sonne nun schnell zum Horizont sank, war es an der Zeit, nach Wasser zu suchen und unser Lager für die Nacht herzurichten. Von den Wildfährten in der Umgebung — Zebra, Impala, Nashorn, Büffel usw., alles Tiere, die regelmäßig jeden Tag trinken —

wussten wir, dass entweder eine Vley oder ein Fluss in geringer Entfernung sein musste; und kurz darauf kamen wir am Fuße eines langen, niedrigen Hügels an ein tiefes Flussbett. Wir folgten ihm etwa eine Meile flussabwärts und entdeckten ein kleines Wasserloch unter einem hohen Ufer, das offensichtlich von Elefanten oder anderem Wild im Sand ausgegraben worden war. Aufgrund der breiten Fußpfade jedoch, die sich flussabwärts fortsetzten, tief in den Boden getrampelt von Generationen ihrer riesigen Füße und mit ganz frischen Spuren darauf, war mir klar, dass in geringer Entfernung ein größerer Tümpel sein musste. Da an dem kleinen Loch genügend Trinkwasser vorhanden war und es bereits spät war, wies ich meine Jungen an, einen Skerm am Hang eines nahe gelegenen Hügels zu errichten, und ging dann mit einem meiner Gewehrträger den Fluss hinunter, um zu sehen, ob es irgendwo in der Nähe war. Ich war noch keine hundert Yards gegangen, als mir eine große Herde Büffel und Zebras, die am Ufer grasten und einige im etwa dreihundert Yards entfernten Flussbett, zeigten, dass Wasser in der Nähe war.

Da ich noch etwas frisches Fleisch hatte und nicht feuern wollte, um keine Elefanten zu stören, ging ich geradewegs auf die Büffel zu. Nachdem sie den Eindringling gründlich gemustert hatten, drehten sie sich um und suchten, angeführt von den Zebras, in einem schwerfälligen Galopp für etwa hundert Yards das Weite, sammelten sich dann zu einer dichten Masse, drehten sich wieder um, warfen einen weiteren Blick zurück und verschwanden schließlich hinter einer Anhöhe.

Ich ging nun hinunter, um das Wasser zu besichtigen, und fand nicht nur einen, sondern eine ganze Reihe großer Tümpel. An einer Stelle gab es ein kleines Becken unter einem steilen Ufer, so klar und kühl wie Kristall, da es durch den überhängenden Felsvorsprung so geschützt war, dass die Sonne nie darauf schien. In rechtem Winkel zum Flussverlauf führten zwei Täler zwischen niedrigen Hügelketten zu diesen Tümpeln hinunter; durch jedes dieser Täler und entlang beider Flussufer führten unzählige Elefantenpfade, die alle an den Wasserlöchern zusammenliefen. Nach der Fährte, den zerbrochenen Bäumen ringsum usw. zu urteilen, schien dies ein alter, traditionsreicher Tränkeplatz von ihnen zu sein, und zudem einer, den nur die Bullen aufsuchten; denn — obwohl flussaufwärts und flussabwärts, entlang der Pfade und überall ringsum die Spuren lagen, einige alt, einige ganz frisch, von dem, was meine Fantasie als gigantische Stoßzahnbullen ausmalte — war keine einzige Kuhfährte zu sehen. Auch die Spuren von Wild fast jeder Art, besonders aber Nashorn (sowohl weißes als auch schwarzes) und Büffel, wiesen den Ort als einen bevorzugten Platz auch dieser Tiere aus; tatsächlich schien es mir, als hätte ich endlich ein Jägerparadies erreicht, und so kehrte ich mit freudigen Erwartungen für den morgigen Tag leichten Herzens zum Skerm zurück und beschloss, dort am kleinen Tümpel zu bleiben, der etwa eine Viertelmeile vom Tränkeplatz entfernt war, da wir so wahrscheinlich keine Elefanten stören würden, die nachts zum Trinken herabkämen.

Es war gerade dunkel geworden, als ich den Skerm erreichte; nach einem frugalen, aber herzhaften Abendessen wies ich die Kaffern an, keinen Lärm zu machen, und träumte bald von Elefanten mit abnormalen Stoßzähnen, Nashörnern mit fünf Fuß langen Hörnern und anderen, ebenso angenehmen Hirngespinsten. Gegen Mitternacht schreckte ich aus dem Schlaf auf, in der festen Überzeugung, ein Elefant habe mich „überrannt“ und schicke sich an, seinen bösen Willen an mir auszulassen; doch als ich aufblickte, sah ich einen meiner Jungen, der mich an der Schulter rüttelte. Seine Augen glänzten vor Aufregung in der Dunkelheit, als er mir mitteilte, dass Elefanten unten am Wasser tränken, da er gerade einen habe trompeten hören. Nun waren alle Jungen wach, und wir saßen um die glimmenden Feuer und lauschten mit schmerzhafter Intensität auf das erhoffte Geräusch.

„Nansia!“ (Da ist es!) brach es wie aus einem Munde aus den Kaffern hervor, und das Trompeten eines Elefanten, offensichtlich unten am Wasser, klang erneut schrill und klar durch die stille Nachtluft. Wir saßen wohl noch eine Stunde wach und lauschten, hörten aber nichts weiter – zumindest nichts außer dem Schnauben eines schwarzen Nashorns, das ebenfalls auf dem Weg zur Tränke war –, und so legten wir uns noch einmal nieder, um uns durch Schlaf für den erwarteten Kampf am nächsten Morgen zu stärken.

Früh am nächsten Morgen, sobald es zu dämmern begann, waren wir auf den Beinen. Nachdem ich die Zündhütchen der Gewehre überprüft, die Pulverbeutel gefüllt (bei der Elefantenjagd zu Fuß laden wir mit der Hand aus einem ledernen Pulverbeutel, der an der Seite hängt) und zehn Vier-Unzen-Kugeln in jede Tasche gesteckt hatte, trank ich hastig eine Tasse starken Kaffee, aß ein paar Bissen gegrilltes Fleisch und brach zum Wasser auf. Meine zwei jüngsten Kaffernjungen ließ ich zurück, damit sie auf meine Decken und die Ausrüstung im Skerm achtgeben sollten.

Am nächsten Tümpel angekommen, überzeugte uns der erste Blick davon, dass unsere Ohren uns in der Nacht nicht getäuscht hatten; denn dort, tief in den weichen Schlamm eingedrückt, lagen die riesigen Fußabdrücke mehrerer prächtiger Bullen. Eine sorgfältige Untersuchung der Umgebung zeigte uns bald, dass sie durch das Tal zur Rechten gekommen waren und, nachdem sie an allen Tümpeln getrunken und geplanscht hatten, in die niedrigen Hügel zur Linken weitergezogen waren. Ich setzte Minyama, meinen besten Fährtensucher, auf die Spur, und wir verloren keine Zeit mit der Verfolgung. Die Herde bestand, soweit man es beurteilen konnte, aus etwa zehn oder zwölf Bullen, darunter drei oder vier regelrechte Prachtexemplare mit Fußabdrücken von fast zwei Fuß Durchmesser. Die Fährte führte uns in nordöstlicher Richtung über niedrige, wellige Hügel. Hier hatten sie es offensichtlich ruhig angehen lassen und an den saftigen „Machabel“-Bäumen gefressen, die dort sehr zahlreich waren. Sie hatten ein solches Chaos angerichtet, dass es leicht war, ihnen zu folgen, ohne auf die Fußabdrücke zu achten – man musste nur vorausblicken auf die Bäume, die ihrer Rinde beraubt waren, und auf die Büschel frischer Blätter und zerkaute Rinde entlang ihres Pfades.

Nachdem wir der Fährte etwa zwei Stunden durch diese Art von Gelände gefolgt waren, führte sie uns zu wesentlich höheren und schrofferen Hügeln. Hier hatten sie aufgehört zu fressen und waren auf einen alten Pfad eingeschwenkt, den sie im Gänsemarsch mit zügigem Schritt entlangzogen. Nach einer weiteren Stunde auf diesem Pfad verließ die Fährte ihn wieder und schlug erneut die alte Richtung über die Hügel ein. Genau hier stießen wir auf eine Menge Spuren vom Vortag, was das Folgen sehr erschwerte; aber schließlich stöberte Minyama sie mit dem Scharfsinn und der Ausdauer eines Bluthundes wieder auf, und weiter ging es. Gegen elf Uhr gelangten wir in ein Stück sehr dichten, gestrüppartigen Busches (was die Kaffern „Idoro“-Busch nennen) in einer tiefen Schlucht zwischen den Hügeln. Hier bewegten wir uns mit großer Sorgfalt und Vorsicht vorwärts und erwarteten jeden Augenblick, die Elefanten zu sehen, da ich sicher war, dass sie einen so günstigen Ort für ihre Mittagssiestas nicht auslassen würden; sie zogen jedoch mitten hindurch und den steilen Hügel auf der anderen Seite hinauf.

Oben angekommen, blickten wir in eine große Schlucht hinab, die auf allen Seiten von steilen Hügeln umschlossen und mit dichtem Busch bewachsen war – wesentlich dichter noch als jener, den wir gerade durchquert hatten. Beim Anblick war ich mir sicher, dass meine Freunde keine paar hundert Yards entfernt schlafend standen (es war nun etwa Mittag und die Sonne sehr heiß). Die Kaffern zogen hier ihre Sandalen aus Rohleder aus, um leiser gehen zu können, und während wir der Fährte vorsichtig folgten, stiegen wir behutsam in die Tiefen der Schlucht hinab. Nahe der Mitte stießen wir auf eine Stelle, die sie offensichtlich erst vor Kurzem verlassen hatten, da der Dung noch warm war. Bevor wir weitere hundert Yards vorangekommen waren, hielt Minyama plötzlich inne, kauerte

sich nieder, deutete mit dem Arm nach vorn, wandte mir den Kopf zu und flüsterte: „Nansia incubu“ (Da sind die Elefanten). Ah, wie diese zwei Worte die Brust des Jägers durchbeben und das Herz vor konzentrierter Aufregung springen lassen!

Ich bückte mich und sah sie nun in nicht mehr als dreißig Yards Entfernung, denn der Busch war sehr dicht. Sie standen in einer Masse zusammengedrängt im Schatten eines großen Baumes und schlugen schläfrig und zufrieden mit ihren riesigen Ohren, völlig ahnungslos gegenüber dem tödlichen Feind, der so nah lauerte. Da ich annahm, dass sie beim Aufschrecken versuchen würden, die steilen Hänge der Schlucht zu erreichen, und da der schwache Wind von ihnen zu uns herüberwehte, schickte ich zwei meiner Jungen auf jede Seite nach oben, um sie zu mir zurückzutreiben, falls sie in deren Richtung kämen (es ist gewöhnlich ein Leichtes, Elefanten durch Schreie vor ihnen zum Abdrehen zu bewegen, wobei es natürlich vorkommt, dass sie stattdessen in Richtung des Lärms angreifen). Nachdem ich diese Vorkehrungen getroffen, einen Schluck Wasser aus der Kalebasse genommen und meinen Gürtel zurechtgerückt hatte, winkte ich meinen beiden Gewehrträgern. Ich nahm mein erstes Gewehr und schlich leise bis auf etwa zwanzig Yards an die noch ahnungslosen Elefanten heran, um nach dem schönsten Paar Stoßzähne Ausschau zu halten.

Wegen der Art, wie sie zusammengedrängt standen, konnte ich die meisten nicht besonders gut sehen; einer jedoch, der links von den anderen stand und mir halb abgewandt war, zeigte auf der rechten Seite einen schönen langen Stoßzahn und bot gleichzeitig ein gutes Ziel hinter der Schulter; da ich keine bessere Chance sah, feuerte ich. Ich hatte gehofft, mit dem zweiten Gewehr einen weiteren Schuss abgeben zu können, aber der Busch war so dicht und die Elefanten brachen in ihrer Panik so schnell aus, dass ich keine Gelegenheit dazu erhielt; also rief ich meinem zweiten Gewehrträger zu, er solle dicht aufschließen, und rannte so schnell ich konnte hinter ihnen her. Zu Beginn ihres Ausbruchs hatten sie, eng beieinander laufend, einen Pfad wie eine Wagenstraße freigeschlagen; doch als sie die steile Seite des Hügels erreichten, mussten sie ihr Tempo drosseln (Elefanten können bergauf nur sehr stetig gehen, aber bergab rennen sie, egal wie rau der Boden ist, mit enormer Geschwindigkeit).

Etwa 150 Yards vom Startpunkt entfernt fiel derjenige, auf den ich im Stehen gefeuert hatte, tot um – er war mitten durch das Herz geschossen worden –, und ich stürmte an ihm vorbei hinter den anderen her. Glücklicherweise rannten sie direkt auf die zwei Kaffernjungen zu, die ich vor dem Schuss den Hügel auf der rechten Seite der Schlucht hinaufgeschickt hatte. Als diese lautstark schrien, drehten die Tiere sofort ab und kamen, Bäume, Büsche, Steine und alles andere vor sich herwälzend, direkt an mir vorbei wieder heruntergestürmt. Als sie vorbeizogen, verpasste ich einem einen Schuss irgendwo im Bereich der Schulter; aber da der Busch so dicht war, war es kaum mehr als ein Schnappschuss, und obwohl mein erstes Gewehr wieder geladen war, blieb keine Zeit für einen weiteren. Doch eine vier Unzen schwere Rundkugel, gehärtet mit Zink und Quecksilber, ist keine Kleinigkeit, selbst für ein so gewaltiges Tier wie einen afrikanischen Elefantenbullen. Sofort nach dem Treffer verlangsamte er sein Tempo, und da er mit den anderen nicht mehr mithalten konnte, scherte er aus und hielt sich an die Flanke des Hügels.

Ich tat mein Bestes, um an ihm dranzubleiben; aber obwohl er jetzt nur noch in einer Art langem Halbschritt-Halbtrapp ging, musste ich mich mächtig anstrengen, um im dichten Busch meine Position zu halten, denn ein Elefant ist trotz seiner Größe leicht aus den Augen zu verlieren. Ich achtete sorgfältig darauf, unter dem Wind zu bleiben, da ein verwundeter Elefant dazu neigt, unangenehm zu werden, und sich beim Angriff mehr auf seinen Geruchssinn als auf seine Sehkraft verlässt. Dreimal pirschte ich mich an seine Seite heran und nahm das Gewehr aus den Händen meines Kaffern, um zu feuern; aber

der Busch war so dicht, dass ich trotz der unmittelbaren Nähe keine Chance bekam und weiterrennen musste, in der Hoffnung, dass das Gelände bald etwas offener würde. Schließlich, nachdem wir den Boden der Schlucht durchquert hatten, hörte er entweder etwas oder bekam einen Windhauch von verunreinigter Luft; er drehte sich plötzlich um, die riesigen Ohren aufgestellt, den Rüssel gerade ausgestreckt und die bösartigen Augen in unsere Richtung gerichtet. Er stand bereit zum Angriff, zweifellos sobald er unseren exakten Standort ausgemacht hätte.

Doch ihm blieb nur wenig Zeit zum Überlegen, denn das Gewehr an die Schulter zu bringen und eine Kugel in seine entblößte Brust zu setzen, war das Werk weniger Sekunden. Als er die Kugel empfing, sank er auf die Knie, fing sich aber wieder, rappelte sich langsam auf, drehte sich um und setzte seinen Rückzug fort, nun allerdings nur noch im langsamen Schritt.

In diesem Moment bemerkte ich beim Blick nach rechts vier weitere Elefanten, die ein Stück weiter vorn den Hang herunterkamen (mein Junge Minyama behauptete später, diese abgefangen und zurück zum Talboden getrieben zu haben). Da ich glaubte, dass derjenige, dem ich meine Aufmerksamkeit gewidmet hatte, so gut wie erledigt sei, und ich mir nach Möglichkeit einen weiteren sichern wollte, schickte ich meinen zweiten Gewehrträger und zwei weitere Jungen hinter ihm her; ich wies sie an, ihm den Rest zu geben oder ihn zumindest nicht aus den Augen zu verlieren, und rannte dann los, um die anderen vier abzufangen. Ich kam gerade rechtzeitig, und als sie nicht mehr als vierzig Yards vor mir im Gänsemarsch vorbeizogen, verpasste ich dem letzten (er hatte das schönste Elfenbein) einen Schuss mitten in die Schulter, allerdings ein paar Zoll zu hoch. Es verlangsamte sein Tempo jedoch erheblich, und er trennte sich von den anderen.

Schnell nachladend folgte ich ihm, und als der Busch etwas offener wurde, schrie ich hinter ihm: „Hi there! Woho, alter Mann!“ – fatale Neugier oder vielleicht der Wunsch nach Rache veranlassten ihn umzukehren, woraufhin ich ihm eine weitere Vier-Unzen-Kugel in die Brust jagte. Er drehte sich sofort im Kreis, aber da ihn seine Kräfte verließen, ging er nur noch wenige Yards und blieb unter einem Baum stehen. Nachdem er eine weitere Kugel quadratisch in die Schulter erhalten hatte, gab er ein heftiges Kopfschütteln von sich, das seine riesigen Ohren klatschen ließ, sank langsam mit ausgestreckten Hinterbeinen nieder und gab seinen zähen alten Geist auf – er sah dabei, obwohl tot, für die ganze Welt aus wie ein zahmer Elefant, der wirtschaftet, damit die Leute in den Howdah aufsteigen können.

Da ich einige Schüsse von meinem Gewehrträger auf den zuerst verwundeten Elefanten gehört hatte, eilte ich nun so schnell wie möglich in die Richtung, aus der der letzte Schuss gefallen war. Plötzlich gellte unweit zu meiner Linken das Schweigen des Waldes erneut von kurzen, durchdringenden Trompetenstößen wider, so schnell hintereinander und über so lange Zeit, dass ich sicher war, einer meiner Jungen sei gefasst worden. Wenn ein Elefant seinem Verfolger entweder sehr nahe ist oder ihn tatsächlich eingeholt hat, stößt er Schrei um Schrei in schneller Folge aus, während er seinen Feind zertrampelt und mit den Stoßzähnen durchlöchert; er hört erst auf zu schreien, wenn er mit ihm fertig ist. Von Personen, die auf diese Weise behandelt wurden, ist selten bekannt, dass sie sich hinterher über ihre Behandlung beschwert hätten.

Bevor ich den Schauplatz erreichen konnte, hatte das Trompeten aufgehört; also rief ich meinen Gewehrträger beim Namen, lauschte gespannt und war im nächsten Moment sehr erleichtert, ihn zu sehen – zwar noch am Leben, aber sehr kleinlaut dreinschauend. Da stand er, ohne Gewehr oder Assegais, ganz zerkratzt und blutend vom heftigen Kontakt mit den Büschen, die Augen fast aus dem Kopf tretend vor Schreck – was kaum verwunderlich war angesichts der harten Prüfung, die er gerade hinter sich hatte. Er

erzählte, dass er dem Elefanten zwei Schüsse gegeben habe, woraufhin dieser einfach langsam weitergegangen sei, ohne davon Notiz zu nehmen. Als er dann zum Nachladen stehengeblieben war, habe er ihn für einen Moment aus den Augen verloren. Er sei dann mit dem Blick auf den Boden der Fährte nachgerannt und fast unter die Stoßzähne der Bestie geraten, bevor er sie sah; denn der Elefant hatte hinter einem Busch gewartet, ihn ganz nah herankommen lassen und ihn dann beim Herausstürmen buchstäblich hundert Yards lang unter seinem Rüssel vor sich hergetrieben. Zweifellos hätte er ihn schließlich erwischt, wenn er nicht durch seine vorangegangenen Wunden so geschwächt gewesen wäre. Auf der Flucht hatte der Junge das Gewehr und die Assegais weggeworfen; er muss wahrlich eine wunderbare Flucht vollbracht haben, denn auf seinem Rücken und an seinen Waden klebten Blutstropfen, die nur vom Rüssel des Elefanten stammen konnten.

Die zwei anderen Kaffern, die in seiner Nähe gewesen und beim Anblick des angreifenden Elefanten geflüchtet waren, kamen nun herbei. Ich hieß sie, die Fährte aufzunehmen, damit wir das Gewehr holen und das Tier dann erlegen könnten, da ich sicher war, dass es nicht weit weg war. Nachdem wir das Gewehr und die Assegais aufgesammelt hatten (eines davon war vom Elefanten zertreten und zerschmettert worden), nahmen wir die Fährte auf. Wie ich vorhergesagt hatte, waren wir nicht weit gegangen, als wir ihn sahen, wie er langsam dahinwandelte, das Blut vom Rüssel tropfend, sehr krank aussehend – obwohl er höchstwahrscheinlich einen weiteren Angriff versucht hätte, wenn er die Chance bekommen hätte; manchmal sind sie bis zum allerletzten Moment kampfbereit, und es ist bekannt, dass sie mitten im Angriff tot umgefallen sind. Ich rannte nun in einem weiten Halbkreis ein Stück um ihn herum, wartete vor ihm und verpasste ihm, als er vorbeizog, aus etwa zwanzig Yards Entfernung eine Kugel durch das Herz. Direkt beim Einschlag des Projektils fiel er in einen Lauf, legte etwa hundert Yards zurück und stürzte mit einem Krachen mausetot zu Boden, wobei er im Fall einen kleinen Baum mit riss.

Bei der Untersuchung stellte sich heraus, dass dies der prächtigste der drei war; seine Zähne wogen 56 lbs. beziehungsweise 57 lbs. Die desjenigen, der auf die Knie gefallen war, waren zwar lang, aber dünner und wogen jeweils 42 lbs. Bei der Untersuchung des zuerst geschossenen Tieres zeigte sich schließlich, dass es nur einen Stoßzahn hatte (keine ganz ungewöhnliche Sache in Südafrika, wenn auch häufiger bei Kühen als bei Bullen anzutreffen), was ich beim Schießen nicht gewusst hatte. Dieser einzelne Zahn wog 53 lbs.

Da die Zeit nicht reichte, um die Zähne aller drei Elefanten herauszuhacken und noch vor Einbruch der Nacht zum Skerm zurückzukehren, beschloss ich, die des größten herauszuhacken und meine Jungen am nächsten Tag für die der verbleibenden zwei zurückzuschicken. Nach etwa anderthalb Stunden harter Arbeit lagen die Stoßzähne auf dem Gras. Nachdem wir das Herz (meiner Meinung nach der Leckerbissen, obwohl manche den Fuß oder Rüssel bevorzugen), das gesamte innere Fett – das, wenn es ausgelassen wird, fast so gut wie Butter ist – und etwas Fleisch vom dicken Teil des Rüssels herausgeschnitten hatten, machten wir uns auf den Heimweg. Wir erreichten den Skerm genau bei Sonnenuntergang; und bald röstete ein Stück Elefantenherz, fein gesalzen und gepfeffert, an einem Ast über der Glut. Wenn ich nur einen weißen Gefährten gehabt hätte, mit dem ich über den Sport des Tages hätte sprechen und die Schlacht noch einmal schlagen können, wäre mein Glück vollkommen gewesen.

Meine Jungen jedoch machten sich eine richtige Nacht daraus. Nachdem sie sich an fettem Fleisch vollgefressen hatten, begannen sie zu tanzen – mal alle zusammen, mal vollführte einer von ihnen einen Einzeltanz, während die anderen im Takt klatschten. Dann wurde der gesamte Jagdsport des Tages pantomimisch nachgestellt; und die ganze Zeit sangen sie wilde Lieder, einige improvisiert zum Lob ihres und meines Mutes als Jäger, während andere die alten Standardlieder ihres Landes waren, von denen es einen

großen Vorrat gibt. Alles in allem war es eine wilde und interessante Szene, und ihre nackten Gestalten und wilden Gesten, die mal scharf gegen den dunklen Hintergrund hervorstachen und mal nur vage im unsicheren Licht der großen Holzfeuer zu sehen waren, riefen mir lebhaft die Bilder aus einem alten Buch zu Hause über Captain Cooks Reisen ins Gedächtnis – von den Südsee-Insulanern, die um das Feuer tanzten, während eine schmackhafte Mahlzeit aus Menschenfleisch zubereitet wurde.

Da wir weit vom Tränkeplatz der Elefanten entfernt waren und man nach einem erfolgreichen Jagdtag immer ein wenig Nachsicht walten lassen muss, ließ ich ihnen ihren Spaß. Sie hielten bis nach Mitternacht durch, aßen, tanzten und sangen in Abständen; schließlich forderte jedoch die müde Natur ihr Recht, und wir schliefen alle fest bis zum Tageslicht.

TAFEL IV

1. **Kronenducker-Antilope** ♂ (*Cephalophus mergens*).

Geschossen am Fluss Tati, Sept. 1876.

1. **Kronenducker-Antilope** ♀ (*Cephalophus mergens*).

Geschossen am Fluss Limpopo, Mai 1880.

1. **Oribi-Antilope** ♂ (*Nanotragus scoparius*).

Geschossen auf dem Manica-Plateau, nördlich des Sambesi,

1. Dez. 1877.

2. **Klippspringer-Antilope** ♂ (*Nanotragus oreotragus*).

Geschossen im Maschuna-Land, Sept. 1880.

1. **Kronenducker-Antilope** ♂ (*Cephalophus mergens*).

Geschossen am Rande der Kalahari-Wüste, Juli 1872.

Hornlänge: 5 Zoll.

1. **Steinböckchen** ♂ (*Nanotragus tragulus*).

Geschossen in Griqualand, Nov. 1871.

1. **Steinböckchen** ♂ (*Nanotragus tragulus*).

Geschossen im Maschuna-Land, 3. Dez. 1878.

1. **Steinböckchen** ♂ (*Nanotragus tragulus*).

Geschossen am Fluss Tati, April 1874.

1. **Greisböckchen** ♂ (*Nanotragus melanotis*).

Von einem Hund im Maschuna-Land gefangen, 11. Sept. 1878.

PLATE IV

1

2

3

4

5

6

7

9

8

To face page 86.

KAPITEL VI

Tagebuch-Fortsetzung – Eine Rast – Frischer Honig – Aufbruch zur Elefantenjagd – Zwei Bullen geschossen – Marsch nach Wasser – Eine Nacht ohne Abendessen – Vierzehn Tage Jagd – Vergraben des Elfenbeins – Rückkehr zu Wood – Schwarzes Nashorn – Ein Bienennest – Weißes Nashorn – Sechs Elefantenbullen geschossen – Ein Kaffer getötet – Verhängnisvolle Elefantenjagd – Knappe Flucht – Unfall – Rückkehr zu den Wagen.

Am nächsten Morgen schickte ich früh einen Jungen hinunter, um zu sehen, ob Elefanten während der Nacht am Wasser getrunken hatten. Da dies nicht der Fall war und zudem Sonntag war, beschloss ich, einen Ruhetag einzulegen. Ich behielt zwei Kaffern bei mir im Skerm und schickte die anderen aus, um die Zähne der beiden verbleibenden Elefanten herauszuhacken. Dann nahm ich meine Decken und einen Band mit Byrons Gedichten, machte es mir unter einem schattigen Baum bequem und bereitete mich auf einen faulen Vormittag vor.

Während des Tages kam ein Honiganzeiger zum Skerm, zwitscherte und flatterte von Baum zu Baum und tat sein Bestes, um unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Da ich mir sagte, dass ein wenig frischer Honig im Veldt immer eine willkommene Ergänzung des Vorratsschranks ist, hieß ich meine beiden Jungen, die kleine Axt und einen Feuerbrand (um die Bienen einzuräuchern) zu nehmen und dem lärmenden kleinen Kerl zu folgen. Bald verkündete das leise Geräusch von Hacken, dass er sie nicht etwa zum Narren hielt, wie es manchmal vorkommt, sondern sie zu einem Nest ganz in der Nähe geführt hatte. Nach etwa einer Stunde kehrten sie mit einem großen Stück Mopani-Rinde zurück, die an beiden Enden hochgebogen und voller köstlichem, frischem Honig war, dem ich sogleich ausgiebig zusprach. Spät am Nachmittag kamen die Jungen mit den drei Stoßzähnen zurück, schwer beladen mit Fett und Fleisch. Sie berichteten, etwa auf halbem Weg zwischen dem Skerm und den toten Elefanten frische Fährten gekreuzt zu haben. Da offensichtlich mehrere Herden dieser Tiere in der Gegend waren, beschloss ich, mindestens eine Woche hierzubleiben und das Umland gründlich zu bejagen.

In der Nacht hörten wir am Wasser nichts, aber als wir am nächsten Morgen früh hinuntergingen, stellten wir zu unserer Freude fest, dass dennoch eine stattliche Bullenherde dort getrunken hatte und in dieselbe Richtung abgezogen war wie jene, der wir am Samstag gefolgt waren. Wir füllten die Kalebassen und folgten ihnen bald in schnellem Tempo. Während der ersten Stunde hielten sie fast denselben Kurs wie die, die wir zuletzt geschossen hatten; nach einer Weile bogen sie jedoch in eine eher nördliche Richtung ab, und die Fährte führte uns auf einen der großen Elefantenpfade, die in diesem Teil des Landes so verbreitet sind. Hier waren sie offensichtlich in großem Tempo ausgebrochen, als ob sie etwas erschreckt hätte. Stunde um Stunde stapften wir den Pfad entlang, bis ich zu glauben begann, dass wir kaum eine Chance hätten, sie einzuholen. Da Elefantenbullen jedoch nicht jeden Tag zu sehen sind, beschloss ich, noch nicht aufzugeben, obwohl meine Jungen, als ich zum ersten Mal für ein paar Minuten unter einem Baum rastete, versuchten, mich von der weiteren Verfolgung abzubringen. Sie sagten, die Elefanten seien offensichtlich auf der Wanderung (*trekking*) und hätten nicht die Absicht, während der Mittagshitze innezuhalten, und wir würden am Ende nur umsonst ohne Decken, Nahrung und Wasser schlafen müssen.

Es war ein drückend heißer Tag, und unser Wasser ging in der Tat zur Neige. Doch immer noch auf das Beste hoffend, hieß ich sie, ruhig zu sein und die Fährte wieder aufzunehmen, was sie mürrisch taten. Nach einer weiteren Stunde Fußmarsch verließ die

Fährte erneut den Pfad und führte quer durch das Veldt. Die Elefanten hatten hier und da wieder zu fressen begonnen, verlockt von den weichen Blättern der Machabel-Bäume, die dort in großer Fülle wuchsen. Gegen vier Uhr setzte ich mich erneut für ein paar Minuten zur Ruhe. Nun hatte ich größere Hoffnung, die Elefanten einzuholen, denn sie hatten eine Zeit lang ruhig gefressen, wenn auch stetig vorwärtsziehend, und ich wusste, dass wir in den letzten Stunden stark auf sie aufgeholt haben mussten. Die Sonne sank jedoch schnell den westlichen Hügeln entgegen, und ich fürchtete, dass die Dunkelheit hereinbrechen könnte, bevor wir sie einholten.

Da meine Kaffern wussten, dass es selbst bei einer Umkehr unmöglich wäre, den Skerm in dieser Nacht noch zu erreichen, und dass unsere einzige Chance auf Fleisch und Wasser darin bestand, vorwärtszudringen und die Elefanten zu erwischen, nahmen sie die Fährte mit neuem Eifer wieder auf. Wir waren nicht weit gegangen, als wir an eine Stelle kamen, an der sie sich in drei Gruppen aufgeteilt hatten. Nur zwei waren dem alten Kurs gefolgt, und da die Fährte dieser beiden die größte von allen war, beschloss ich, ihnen zu folgen.

Das Land wurde hier karger und zerklüfteter, obwohl die Täler spärlich mit den nun fast blattlosen Mopani-Bäumen bestanden waren. Da die Elefanten jedoch gefressen und hier einen Ast, dort einen Streifen Rinde abgebrochen hatten, war die Fährte leicht zu verfolgen, und wir kamen gut voran. Dem Aussehen des Dungs und der Frische der Blätter und der gekauten Rinde nach zu urteilen, holten wir sie sichtlich schnell ein. Da die Sonne jedoch kaum noch eine Stunde am Himmel stand und es in diesen Breitengraden nur eine kurze Dämmerung gibt, begann ich zu fürchten, dass die Dunkelheit uns zuvorkommen würde. Schließlich, nach einer weiteren halben Stunde Fährtensuche, drehte der vorderste Kaffer mit seinem nackten Fuß etwas Dung um, erklärte ihn für warm, und ich wusste, dass wir unser Wild nun jeden Moment sehen mussten. In der Tat, keine zehn Minuten später duckte sich mein Junge Minyama, der vorn auf der Spur war, plötzlich weg, als wäre er angeschossen worden; ich wusste, er hatte die Elefanten gesehen. Ich schlich mich vorwärts, spähte vorsichtig über den Kamm und erblickte dort zwei prächtige alte Bullen, die etwa siebzig Yards entfernt am Hang unter einem großen Mopani-Baum standen.

Der größere stand breitseitig zu uns und war wahrlich ein prachtvolles Tier, mit einem Paar bemerkenswert langer, weißer, makelloser Stoßzähne, die weit über die Lippe ragten – die größten, die ich tatsächlich jemals zuvor oder danach im Leben gesehen habe. Der andere stand mit dem Kopf zu uns, aber obwohl seine Zähne aufgrund seiner Position verkürzt wirkten, konnte ich sehen, dass auch sie lang und dick waren. Sie genossen offensichtlich eine kleine Rast; ihre großen Ohren schlugen träge gegen ihre Seiten wie zwei enorme Fächer. Sie ahnten nichts von dem beharrlichen Feind, der ihnen wie ein rächendes Schicksal durch alle ihre Wendungen gefolgt war und nun endlich so nah bei ihnen stand, während sie in vermeintlicher Sicherheit schliefen. Es war jedoch keine Zeit zu verlieren, da die Sonne bereits hinter den Hügeln verschwunden war und ich wusste, dass mir bestenfalls eine knappe halbe Stunde Tageslicht blieb.

Etwa auf halbem Weg den Hang hinunter, zwischen unserem Standort und den Elefanten, lag ein umgestürzter Mopani-Baum, der zweifellos während der letzten Regenzeit von einem dieser Tiere entwurzelt worden war. Ich nahm mein Gewehr und schlich, dicht gefolgt von meinem zweiten Träger, Schritt für Schritt sehr vorsichtig auf sie zu. Obwohl ein Elefant sehr schlecht sieht und man fast bis an ihn herantreten kann, wenn der Wind stimmt und Buschwerk vorhanden ist, fürchtete ich hier, da mir nur die wenigen toten Äste des Mopani-Baumes als Sichtschutz dienten, sie könnten mich sehen und flüchten, bevor ich sie erreichte. Ich gelangte jedoch sicher genug an den Baum, ohne sie zu stören. Gerade als ich über einige der am Boden liegenden Äste kletterte, um auf

die andere Seite zu gelangen, trat ich unglücklicherweise auf einen trockenen Stock, der mit einem lauten Knacken brach. Der größere Elefant hörte es, ging sofort ein paar Schritte vorwärts und blieb mit erhobenem Kopf und aufgestellten Ohren stehen, wobei er gespannt lauschte.

Ich war nun nicht mehr als dreißig Yards entfernt. Er stand breitseitig und bot ein prächtiges Ziel, doch unglücklicherweise war seine Schulter teilweise von einem kleinen Mopani-Baum verdeckt, an dem er stand. Das verhinderte eine Chance auf einen Herzschuss; aber es war keine Zeit zu verlieren, da er die Gefahr wittern und jeden Moment losrennen konnte. Also zielte ich auf seine Lunge (was bei Großwild an der richtigen Stelle fast ein besserer Schuss ist als durch das Herz) und betätigte den Stecher. Ich selbst wurde vom Rückstoß des schwer geladenen Gewehres fast umgeworfen. Als er die Kugel empfing, stieß das riesige Tier ein lautes Brüllen aus, halb Gebrüll, halb Stöhnen, und rannte, gefolgt von seinem Gefährten, den sanft abfallenden Hügel in enormem Tempo hinunter. Ich warf das Gewehr hin, damit es von meinem Begleiter geladen und nachgebracht wurde, und stürmte, dicht gefolgt von meinem zweiten Gewehrträger und den übrigen Kaffern (deren Aufgabe es war, den Elefanten vorauszueilen und sie zu mir zurückzutreiben), in eifriger Verfolgung hinterher.

Am Fuße des Hügels, etwa zweihundert Yards entfernt, befand sich ein tiefer Wasserlauf. Während die Elefanten diesen durchquerten, holten wir erheblich auf. Der Verwundete kam auf der gegenüberliegenden Böschung zum Stehen, drehte sich um und stellte sich seinen Verfolgern entgegen, wobei er das Blut in Strömen aus seinem erhobenen Rüssel schleuderte. Da ich nun nah bei ihm war, riss ich meinem Kaffern das zweite Gewehr aus den Händen und wollte gerade feuern, als dieser wahre Monarch des afrikanischen Waldes mit einem Krachen zusammenbrach – erlegt durch das einzige Lebewesen, das ihm etwas anhaben konnte: den unbarmherzigen Menschen.

Ich hielt keine Sekunde inne, um meine Beute zu betrachten, sondern rannte in meinem besten Tempo hinter dem anderen her, der etwa hundertfünfzig Yards voraus über den nächsten Kamm verschwand. Da das Gelände ziemlich offen war, konnten wir ihn im Blick behalten, obwohl er ein gutes Stück entfernt war. Der Boden unter den Füßen war jedoch übermäßig rau; überall lagen große Felsbrocken und Steine umher, und die Art, wie das riesige Tier über sie hinwegkletterte, war wahrlich staunenswert. Schließlich erreichte er ein breites, trockenes Sandbett eines Flusses mit einer steilen, hohen Böschung auf der anderen Seite. Als er dort hineinlief, waren wir immer noch etwa dreihundert Yards zurück. Nun war meine Chance, und wahrscheinlich meine letzte, denn ich wusste, er würde Zeit verlieren, wenn er auf der anderen Seite wieder hinaufkletterte. Sobald er aber oben war, würde er wieder Tempo machen, und da es am kühlen Abend war, hätten die Kaffern kaum eine Chance, ihn einzuholen und abzudrehen. Obwohl ich schrecklich außer Atem war, nahm ich meine erschöpften Kräfte für eine letzte Anstrengung zusammen und legte, dicht gefolgt von meinem Gewehrträger, einen Spurt hin.

Als der Elefant sich mühsam und langsam dem oberen Rand näherte, gelangte ich bis auf etwa einhundertzwanzig Yards an ihn heran. Ich zielte schnell, genau hinter die großen Rippen, während er sich halb seitlich wegdrehte, und feuerte. „Ingenile!“ (Es ist in ihn hineingegangen), sagte der Kaffer, und wir rannten weiter und sprangen genau in das Flussbett, als er über die gegenüberliegende Böschung verschwand. Müde und keuchend schleppten wir uns über den tiefen Sand des Flussbettes. Als wir auf der anderen Seite auf das ebene Gelände hinaufkletterten, waren wir sehr überrascht und erfreut, das Ziel unserer Verfolgung keine hundert Yards entfernt auf seinen Vorderknien zu sehen, wobei seine Stoßzähne auf dem Boden ruhten. Bevor wir ihn erreichen konnten, rollte er auf die Seite, um nie wieder aufzustehen. Die Kugel war genau hinter den Rippen

eingedrungen und weit nach vorn gedrungen; sie muss einige der großen Arterien direkt über dem Herzen zerrissen haben, denn als wir das Organ am nächsten Morgen herausschnitten, stellten wir fest, dass es nicht direkt getroffen worden war, wie ich zuerst vermutet hatte.

So hatte ich mit zwei Kugeln zwei prächtige Elefantenbullen zur Strecke gebracht und war mit meinem Erfolg sehr zufrieden. Doch es war Zeit, an andere Dinge zu denken. Unser letzter Wasserkürbis war gegen zwei Uhr geleert worden, und da der Tag übermäßig heiß gewesen war, hatten sowohl die Kaffern als auch ich dringend einen Schluck nötig, schon bevor wir die Elefanten erreichten; und jetzt, nach unserem harten Lauf, litten wir schrecklich unter Durst. Aufgrund der tiefen Löcher, die von Elefanten in den Sand des Flussbettes gegraben worden waren, vermuteten wir jedoch, dass wir ganz in der Nähe Wasser finden würden.

Als diejenigen meiner Jungen eintrafen, die, da sie die Wasserkalebassen und Äxte trugen, während der Jagd nicht hatten mithalten können, hieß ich alle Kaffern, etwas Fleisch vom Rüssel abzuschneiden, damit wir es mitnehmen könnten, um dann am ersten Wasserloch zu schlafen, auf das wir stießen. Sie beteuerten jedoch, dass der „Durst sie umbringe“ und dass es besser sei, zuerst Wasser zu holen (im Glauben, es sei ganz nah), dann die Kalebassen zu füllen und zurückzukommen, um beim Elefanten zu schlafen. Da ich nicht dachte, dass es einen großen Unterschied machen würde, stimmte ich zu, und wir machten uns sofort flussabwärts auf den Weg. Es war nun fast dunkel, und wir gingen das weiche Sandbett entlang und erwarteten jeden Moment, in einem der Löcher Wasser zu finden. Wir gingen jedoch weiter und weiter und kratzten erfolglos am Boden eines Lochs nach dem anderen, bis wir schließlich so weit weggekommen waren, dass ich beschloss, eher hungrig schlafen zu gehen, wenn wir erst einmal Wasser fänden, als den ganzen Weg zum Elefanten zurückzustapfen.

Da ich seit der ersten Morgendämmerung unaufhörlich gelaufen war und eine äußerst anstrengende Jagd hinter mir hatte, war ich übermäßig erschöpft. Nichts hätte mich dazu bewegt, auch nur einen Yard weiterzugehen, außer dem Durst – nicht einmal die Aussicht auf ein gutes Abendessen, obwohl ich mit Ausnahme eines winzigen Bissens gegrillten Fleisches am frühen Morgen vor dem Aufbruch seit dem vorangegangenen Abend nichts gegessen hatte. Wasser jedoch muss man haben: Hunger tritt nur in Schüben auf und ist zu ertragen, aber Durst foltert einen ohne Unterlass, bis er gestillt ist.

Ich schätze, wir müssen uns so eine anderthalbe Stunde oder länger vorangetastet haben und begannen gerade zu verzweifeln, als wir genau dort, wo der Fluss schmaler wurde und zwischen zwei hohen Hügeln verlief, im Dunkeln unter der überhängenden Klippe die Umrisse einiger Hütten von Eingeborenen wahrnahmen. Als wir zu ihnen hingingen (und dabei ein altes Maisfeld überquerten), stellten wir fest, dass sie schon lange verlassen waren. Sie mussten von Eingeborenen vom Sambesi bewohnt worden sein, die in ihr eigenes Land zurückgekehrt waren (wahrscheinlich aus Angst vor den Matabele), nachdem sie ihren Mais geerntet hatten. Diese Entdeckung gab uns neue Hoffnung, da wir sicher waren, dass Wasser in der Nähe sein musste; und in der Tat, nachdem wir ein kurzes Stück gegangen waren und über einige große Felsbrocken im Flussbett geklettert waren, entdeckten wir einen Tümpel unter einem gewaltigen Felsen und stillten bald unseren Durst. Auf beiden Seiten von uns stiegen die Hügel steil an, und obwohl es eine strahlende Sternennacht war, drang nur wenig Licht auf den Boden dieser Schlucht, die überaus dunkel und düster war. Es braucht jedoch nur wenig Licht, um einem durstigen Mann das Trinken zu ermöglichen.

Nachdem wir uns sattgetrunken und die Kalebassen gefüllt hatten, begannen wir, den Hügel zu erklimmen, um einen Platz für die Nacht zu suchen. Als wir etwa auf halber

Höhe einen leidlich flachen Vorsprung fanden, beschloss ich, nicht weiterzugehen. Wir waren zu müde, um an den Bau eines Skerms zu denken; also entfachten wir ein Feuer, und ich legte mich ohne Decke auf den nackten Boden, wobei ich meinen Filzhut als Kissen auf einen Stein legte. Die Kaffern verteilten sich um zwei oder drei andere Feuer. Obwohl ich mir eingestand, dass es auf dieser Welt viele angenehmere Dinge zum Abendessen nach einem harten Tagewerk gibt als kaltes Wasser, fühlte ich mich angesichts des erfolgreichen Ausgangs des Jagdtages trotz Hunger, Erschöpfung und eines Bettes auf der kalten Erde beschwingt und froh. Nach einer Weile verging das extreme Hungergefühl, und ich schlief ziemlich gut, wenn ich auch durch die Kälte immer wieder aufwachte. Gegen Mitternacht kamen zwei oder drei Löwen zum kleinen Tümpel unter uns zum Trinken und ließen die enge Schlucht von ihren gewaltigen, tiefen Stimmen widerhallen. Zu jeder anderen Zeit hätte ich dazugelegen und diesem prachtvollen Ständchen mit Vergnügen gelauscht; doch gerade jetzt, da ich sehr müde war und schlafen wollte, war ich froh, als sie abzogen – was zweifellos durch ein paar dicke Steine beschleunigt wurde, die ich die Kaffern den Hügel hinunter auf sie zurollen ließ. Danach schlief ich wieder ein, nur um von der Kälte geweckt zu werden, die der frühen Morgendämmerung immer vorausgeht.

Sobald es hell genug war, füllten wir die Kalebassen nach und brachen zu den toten Elefanten auf, da uns ein harter Tag bevorstand, wenn wir die Stoßzähne heraushacken und noch am selben Abend zum Skerm zurückkehren wollten. Da wir nun nicht mehr den Windungen des Flusses folgen mussten, erreichten wir bald unsere nächste Beute. Ich ließ die Hälfte der Kaffern dort zurück und wies sie an, schnell die Zähne herauszuhacken, ihren Hunger zu stillen und dann zu mir und den restlichen Jungen beim anderen Elefanten nachzukommen.

Als ich den Kadaver des letzteren erreichte, stellte ich fest, dass er in der Tat ein prächtiges Paar Stoßzähne hatte – der obere, wie er auf der Seite lag, ragte 4 Fuß über die Lippe hinaus und maß (nach dem Heraushacken) 6½ Fuß in der Länge bei einem Gewicht von 84 lbs. (Diese Zähne verloren später beim Austrocknen jeweils 10 lbs. an Gewicht). Der untere Stoßzahn war fast exakt gleich, wog aber 2 lbs. weniger. Der andere hatte ebenfalls ein sehr schönes Paar Zähne von jeweils 59 lbs. Gewicht. Nachdem ich ein paar Quadratzoll Elefantenherz vertilgt hatte (ich wage kaum zu sagen, wie viele), fühlte ich mich mit der ganzen Menschheit im Reinen und wohl belohnt für all die kleinen Unannehmlichkeiten des vorangegangenen Tages.

In etwa anderthalb Stunden kamen die Jungen mit dem ersten Paar Stoßzähne und so viel Fett und Fleisch nach, wie sie tragen konnten. Da auch unsere beiden bereit waren, hatten wir das Fleisch bald verschnürt. Nachdem ich jeweils zwei Jungen eingeteilt hatte, um die großen Stoßzähne abwechselnd zu tragen, wandten wir uns wieder der Heimat zu und schlugen eine Luftlinie quer durch das Land ein. Auf unserem Weg stießen wir auf eine Menge Wild, darunter mehrere Nashörner – sowohl schwarze als auch weiße –, zwei große Büffelherden und viele Zebras, Impalas, Wildschweine usw.; wir sahen jedoch keine frische Elefantenfährte.

Schließlich erreichten wir genau bei Sonnenuntergang den großen Tränkeplatz nahe unserem Skerm. Während wir den Pfad entlanggingen, der von dort zu unserem Lager führte, trafen wir auf zwei schwarze Nashörner, die es jedoch glücklicherweise für sie (da ich mein altes Elefantengewehr in den Händen hielt) nicht für nötig befanden, uns zu belästigen. Nachdem sie uns einige Sekunden lang aufmerksam gemustert und ein paar Schnauber von sich gegeben hatten, drehten sie sich um und trollten sich im schnellen Trab davon. In wenigen Minuten erreichte ich wieder mein Hauptquartier. Da die beiden Jungen, die ich zurückgelassen hatte, mir einen sehr schönen Eintopf aus Elefantenherz und Reis gekocht hatten und ein Kessel Tee bereitstand, erübrigt es sich fast zu erwähnen,

dass ich bald darauf ein köstliches Mahl genoss und dabei einen Appetit an den Tag legte, den nur ein Jäger zu schätzen weiß. Da die Jungen zu erschöpft von der Arbeit der letzten zwei Tage waren, um tanzen zu wollen – obwohl ihr Appetit ungemindert war –, schlief ich bald fest unter meinem Kaross und träumte von Jagderlebnissen, wie man sie nur in den glücklichen Jagdgründen der Fantasie findet.

Noch vierzehn Tage blieb ich im selben Skerm oder Lager, das ich bereits beschrieben habe, bejagte das Umland in jeder Richtung mit gutem Erfolg und erlegte drei weitere schöne Elefantenbullen und fünf Kühe, von denen zwei bemerkenswert schönes Elfenbein trugen. Da ich dann mehr Elfenbein hatte, als meine elf Kaffern auf einmal tragen konnten, beschloss ich, es so schnell wie möglich zu den Wagen bei Linquasi zu bringen, und machte mich daran, es in Etappen dorthin zu transportieren. Gegen Ende des Monats hatte ich die gesamte Ladung bis nach Dett gebracht, einem langen offenen Tal inmitten dichter Goussy-Wälder mit schwammigem, sumpfigem Boden, das zwei bis drei Tagesmärsche von Linquasi entfernt liegt. Hier traf ich meinen hottentottischen Wagenlenker John und zwei Kaffern, die von unserem Hauptquartier mit Pulver und Blei auf dem Weg zu W., meinem Partner, waren, von dem ich seit mehr als zwei Monaten nichts gehört hatte.

Sie erzählten mir (George Wood), dass W.s Skerm zwei harte Tagesmärsche von hier entfernt in den Hügeln liege, etwas westlich von dem Gebiet, in dem ich gejagt hatte. Als ich diese Nachricht hörte, gab ich sofort jeden Gedanken an eine Rückkehr zu den Wagen auf. Nachdem ich das Elfenbein in einem großen Loch im weichen Sand vergraben hatte – in einer Tiefe, von der ich glaubte, dass sie Hyänen daran hindern würde, es zu wittern oder durch Scharren freizulegen –, brach ich mit meinen Führern zurück in die Hügel auf.

Am Morgen des dritten Tages erreichten wir W.s Skerm, das wie ein Krähennest auf dem Gipfel eines Hügels thronte, an dessen Fuß ein breiter Sandfluss vorbeizog, in dem sich ein dünnes Rinnsal wie ein silberner Draht dahinwandte. Am Tag nach dem Verlassen von Dett trafen wir auf eine große Gruppe Matabele, die aus ihrem eigenen Land nahe den Quellen des Gwai unterwegs waren, um in einer Pfanne in den Hügeln Salz zu sammeln; sie alle trugen Kriegsschilde, und wehe jedem unglücklichen Amachanka, dem sie begegnen mochten; wenn sie nicht ermordet wurden, so wurden sie von diesen skrupellosen Marodeuren unweigerlich ihres gesamten Besitzes beraubt. Einige dieser Männer kannten mich und waren sehr höflich. Nach einem halben Stündchen Gespräch setzte ich meine Reise fort, wobei mir einige von ihnen folgten, in der Hoffnung, dass ich ihnen bald ein großes Tier schießen würde; und wie es der Zufall wollte, stießen wir, noch bevor wir eine Meile zurückgelegt hatten, auf ein schlafendes schwarzes Nashorn, das John und ich ohne große Mühe erlegten. Ich nahm nur das Rippenfleisch für mich selbst und überließ den Rest des Kadavers den Matabele, die, wie ich wohl sagen darf, den Geiern und Hyänen nicht viel davon übrig ließen.

Bei meiner Ankunft am Skerm stellte ich fest, dass W. auf der Jagd war, aber spät am Abend kehrte er zurück und war sehr überrascht, mich vorzufinden. Wir beide hatten seit unserem letzten Treffen Glück gehabt, und bei einer kräftigen Mahlzeit aus Nashornleber und Reis sowie einem Kessel Kaffee saßen wir bis tief in die Nacht zusammen und erzählten einander von unseren verschiedenen Jagderlebnissen der vergangenen zwei Monate. W.s Vorgehensweise unterschied sich ein wenig von der meinen; er hatte zehn seiner Kaffern Gewehre gegeben, und sie alle jagten mit ihm zusammen, wobei sie wahllos auf die Elefanten feuerten. Die natürliche Folge war, dass es nach jeder erfolgreichen Jagd mehrere Anspruchsberechtigte für einige der geschossenen Elefanten gab, und es war oft schwierig zu entscheiden, wer von ihnen dem umstrittenen Tier tatsächlich die erste Kugel verpasst hatte. Drei meiner Kaffern trugen ebenfalls Gewehre, aber ich schickte sie gewöhnlich allein zur Jagd aus; nicht, dass es mich groß kümmerte,

wenn sie sich untereinander stritten, aber ich verwahre mich sehr dagegen, wenn einer meiner Diener Anspruch auf einen Elefanten erhebt, von dem ich glaube, ihn selbst erlegt zu haben. W. jedoch, der wahrscheinlich mehr Elefanten geschossen hatte als jeder andere lebende Engländer, war über diese Eitelkeit erhaben und dachte nur daran, wie er die größtmögliche Menge Elfenbein sichern konnte.

Am Tag nach meiner Ankunft verließen wir den Skerm und begaben uns nach Nordwesten, wobei wir zwei Kaffern zurückließen, um auf das Elfenbein und das Gepäck aufzupassen. Wir blieben fünf Tage fort, schossen aber nur zwei Elefantenkühe. Die Hügel hier (nahe dem Sambesi) waren höher, schroffer und steiler als jene, in denen ich weiter östlich gejagt hatte, und in vielen der tiefen, engen Schluchten war die Szenerie höchst beeindruckend. Obwohl die Wände dieser Klüfte in manchen Fällen fast senkrecht abfielen, hatten dennoch einige Bäume in den Felsspalten Halt für ihre Wurzeln gefunden, unter denen die fantastisch geformten Baobabs mit ihren langen, blattlosen Gliedern besonders fremdartig aussah.

Auf den ersten Blick schienen viele dieser Klippen für jedes Tier außer einem Pavian unzugänglich; doch wir stellten fest, dass die Elefanten an vielen von ihnen regelrechte Pfade angelegt hatten, die im Zickzack wie eine Straße an einem Schweizer Berg auf- und abwärts führten, und an manchen Stellen waren durch die Bemühungen dieser massigen Ingenieure große Gesteinsblöcke beiseite gedrückt worden, um ihren Tritt sicherer zu machen.

Dass Elefanten sehr steile Stellen hinauf- und hinunterklettern können, ist jedoch wohlbekannt; aber es mag für manche Leser neu sein zu hören, dass Nashörner fast ebenso flink sind. Ich habe viele der schwarzen und eines der weißen Gattung mit wunderbarer Gewandtheit und Trittsicherheit die steilsten und steinigsten Hügel hinauf- und hinunterklettern sehen, die man sich nur vorstellen kann.

Eines Abends, als W. und ich auf dem Gipfel eines dieser steilen Hügel saßen, wurde unsere Aufmerksamkeit von den Kaffern auf eine graue, formlose Masse gelenkt, die inmitten einiger großer Gesteinsblöcke nahe dem Kamm eines hohen Bergrückens direkt gegenüber von uns lag. Die Meinungen gingen auseinander, ob es sich um einen alten Büffelbullen, ein Nashorn oder einen Felsen handelte; doch während wir beobachteten, wurde die letzte Vermutung schnell zerstreut, denn die bisher reglose Masse erhob sich langsam, und als sie stand, bot sich uns die wohlbekannte Kontur eines schwarzen Nashorns dar. Da uns das Fleisch ausgegangen war, war dies genau das, wonach wir Ausschau gehalten hatten; so trafen wir sofort Vorbereitungen, um es zu umgehen. Doch obwohl der Wind günstig stand, war der Hang kahl und steinig, und trotz unserer größten Mühe, leise aufzutreten, hörte es uns kommen und machte sich davon, bevor wir in Reichweite waren. Wir feuerten beide gleichzeitig; W.s Sechs-Pfund-Kugel erwischte das Tier tief unten am Vorderbein, und meine traf es in die Rippen, aber zu weit hinten. Zuerst hielt es sich entlang des Bergrückens, und da W.s Kugel es leicht verkrüppelt hatte, gelang es uns, mit unseren zweiten Gewehren direkt über das Tier zu gelangen; als es dies sah, drehte es ab und galoppierte den fast senkrechten Hang hinunter, wobei es sich seine Tritte zwischen den großen Felsblöcken in einer außergewöhnlichen Weise suchte. Bevor es jedoch weit gekommen war, feuerte W. von oben; daraufhin schienen die Vorderbeine des Tieres nachzugeben, es stürzte auf den Kopf und schlug den saubersten und erstaunlichsten Purzelbaum, den ich je sah. Im nächsten Moment war es wieder auf den Beinen, aber ich war dicht hinter ihm, und als es auf dem ebenen Boden angekommen war, sich am Hang entlang wandte und mir eine gute Chance bot, schoss ich auf seine Schulter – ein schlechter, aber sehr glücklicher Schuss, denn ich brach ihm das Genick und tötete es natürlich auf der Stelle. Wir stellten fest, dass die Kugel, die W. von oben abgefeuert hatte, das Tier im Nacken getroffen hatte, etwa einen Fuß hinter dem Kopf; sie

muss das Rückgrat gestreift und das Tier für einen Moment gelähmt haben, was die wunderbare Weise erklärte, in der es kopfüber den Hügel hinuntergerollt war.

Als wir wieder W.s Skerm erreichten, hielten wir Kriegsrat und beschlossen, dass wir sofort zu den Wagen gehen sollten, da die Elefanten diesen Teil des Landes verlassen zu haben schienen und keiner von uns seit mehr als zwei Monaten nachgesehen hatte, wie unser Eigentum bewacht wurde. Dementsprechend brachen wir am nächsten Morgen nach Osten auf und erreichten am späten Nachmittag den Skerm, der während des größten Teils des Augusts mein Hauptquartier gewesen war und den wir ohne Schwierigkeiten fanden, da er am Fuße eines eigentümlich geformten Hügels lag. Seltsam, wir hatten so lange nur einen Tagesmarsch voneinander entfernt gejagt, und doch hatte keiner von uns eine Ahnung vom Verbleib des anderen gehabt. Sobald wir den Skerm erreicht hatten, nahm ich meine zwei Gewehrträger und ein paar weitere Jungen mit Äxten mit und ging, um ein Bienennest herauszuhauen, von dem ich ganz in der Nähe wusste. Es erwies sich als gut bestückt, und wir gewannen daraus wohl 15 bis 20 lbs. herrlichen Honigs. Während wir mit dem Hauen beschäftigt waren, kam einer meiner Kaffern, der sich ein Stück entfernt hatte, herbeigerannt und sagte, ein weißes Nashorn liege keine hundert Yards entfernt im Schlaf. Da ich dachte, der Lärm müsse es bereits gestört haben, hielt ich es nicht für der Mühe wert nachzusehen; doch als wir den ganzen Honig genommen hatten, dachte ich, ich würde einfach dorthin gehen, wo es gewesen war, und war sehr überrascht, das vertrauensselige Tier immer noch in tiefem Schlaf liegend vorzufinden. Es muss taub gewesen sein, denn wir hatten die letzte halbe Stunde einen gewaltigen Lärm und Geplapper gemacht, sicherlich nicht mehr als 150 Yards von ihm entfernt. Ich ging dicht an das Tier heran und pfiff, woraufhin das schläfrige Tier aufstand und ich es hinter die Schulter schoss; es lief etwa 100 Yards und blieb dann stehen, und eine zweite Kugel in die Schulter tötete es. Es war eine Kuh und sehr fett; so ließ ich einige Kaffern zurück, um sie zu zerlegen, kehrte mit dem Honig direkt zum Skerm zurück und schickte weitere Jungen, um beim Tragen des Fleisches zu helfen.

Zu diesem Zeitpunkt war es bereits ganz dunkel, und W. wartete auf mich, um mit dem Abendessen zu beginnen. Während ich den Honig hieb, hatte ich zwei Schüsse gehört und erfuhr auf Nachfrage, dass sie von meinem Gefährten abgefeuert worden waren, der unten nahe der Elefantentränke ein schwarzes Nashorn erlegt hatte. In jener Nacht tranken zwei Löwen an dem kleinen Wasserloch direkt bei unserem Skerm und gingen dann einen Pfad unmittelbar hinter uns hinauf, wobei sie furchterregend brüllten. Sie waren so nah, dass einige der Kaffern unruhig wurden, brennende Holzscheite warfen und sie anschrien. Als wir am nächsten Morgen zu den großen Wassertümpeln hinuntergingen, stellten wir fest, dass in der Nacht keine Elefanten dort getrunken hatten; doch um ihnen eine weitere Chance zu geben, machten wir, anstatt sofort mit dem Elfenbein zu den Wagen aufzubrechen, eine Runde durch die Hügel im Nordwesten und kehrten bei Einbruch der Nacht zu unserem Skerm zurück. Sobald der Tag graute, schickten wir ein paar Kaffern zum Wasser hinunter, um zu sehen, ob Elefanten da gewesen waren, und bei ihrer Rückkehr nach einer Viertelstunde mit der freudigen Nachricht, dass eine prächtige Bullenherde in der Nacht getrunken habe, nahmen wir sofort die Verfolgung auf. Wir stellten fest, dass sie von der rechten Seite herabgekommen und auf ihrer eigenen Fährte zurückgekehrt waren, wobei sie beim Gehen gemütlich gefressen hatten, sodass wir große Hoffnung hatten, sie ohne viel Mühe einzuholen. Wir mussten jedoch bald feststellen, dass unsere Zuversicht fehl am Platze war, denn nach einiger Zeit hatten sie aufgehört zu fressen, sich nach Nordosten gewandt und waren auf einen Pfad eingeschwenkt, den sie im Gänsemarsch und in schnellem Tempo entlanggegangen waren, als hielten sie auf eine Zufluchtsstätte in den Hügeln zu. Stunde um Stunde stapften wir dahin, über schroffe, steinige Hügel und durch offene, grasbewachsene Täler, in denen verstreut Gruppen der weichblättrigen Machabel-Bäume oder vielmehr Sträucher wuchsen; doch obwohl die Blätter und die Rinde dieses Baumes

eine Lieblingsspeise der Elefanten bilden, hatten sich jene, die wir verfolgten, weder nach rechts noch nach links gewandt, um auch nur einen einzigen Zweig zu pflücken.

Nach dem Mittag änderte sich das Aussehen des Landes, und wir gelangten in eine Reihe von Schluchten, die mit dichtem, struppigem Busch bewachsen waren. Unglücklicherweise war das Gras hier abgebrannt worden, andernfalls hätten die Elefanten, da bin ich sicher, für ihren Mittagsschlaf angehalten. In einem dieser Dickichte stießen wir auf drei schlafende schwarze Nashörner (R. bicornis). Als wir auf ihrer Höhe waren, bekamen sie unseren Wind, sprangen auf und stürmten kräftig schnaubend dicht am Kopf unserer Kolonne vorbei. Es war eine Familienrunde, bestehend aus einem Bullen, einer Kuh und einem ausgewachsenen Kalb; sie zogen so nah an uns vorbei, dass ich den dicken Stock, den ich als Ladestock benutzte, nach ihnen warf und das Ziel überflog, sodass er hinter ihnen niederfiel.

Kurz nach diesem Vorfall verloren wir die Fährte auf sehr hartem, steinigem Boden und hatten einige Mühe, sie wiederzufinden, da die Kaffern, erschöpft von der intensiven Hitze und in dem Glauben, wir würden die Elefanten nicht mehr einholen, den Mut verloren hatten und sich nicht anstrengen wollten, in der Hoffnung, wir würden die Verfolgung aufgeben. Durch ein wenig Sorgfalt und Beharrlichkeit gelang es uns jedoch, und nach einiger Zeit gelangten wir wieder in offeneres Gelände. Um es kurz zu machen: Ich schätze, es war etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang, als wir zu einem großen Baum kamen, von dem die Elefanten gerade erst weitergezogen waren. Zuerst dachten wir, sie hätten unseren Wind bekommen und seien geflohen, aber bei der Untersuchung stellten wir fest, dass sie nur ruhig weitergegangen waren. Wir setzten die Wasserkalebassen und Äxte ab, die Kaffern zogen ihre Sandalen aus Rohleder aus, und dann folgten wir der Fährte erneut, schnell, aber vorsichtig. Es war vielleicht fünf Minuten später, als wir sie endlich erblickten: sieben an der Zahl, allesamt große, ausgewachsene Bullen. W. und ich gingen bis auf etwa dreißig Yards heran und feuerten fast gleichzeitig; er auf einen, der breitseitig stand, und ich auf einen anderen, der mir zugewandt war. Unser Hottentotten-Junge feuerte ebenfalls, und als die Tiere abdrehten, gaben unsere Kaffern, von denen etwa zehn Gewehre trugen, eine Salve ab. Kein Elefant schien jedoch ernstlich getroffen zu sein, und sie machten sich in großem Tempo davon. Da ich nach der Lage des Geländes vor uns urteilte, dass sie nach rechts abbiegen würden, machte ich mit meinen zwei Gewehrträgern eine Abkürzung, während W. hinter ihnen blieb. Das Glück war mir hold, denn sie drehten genau wie erwartet ab, und ich erhielt einen prächtigen Breitseitschuss, als sie an der fernen Seite einer kleinen Mulde keine vierzig Yards entfernt vorbeizogen.

Da der Kaffer im Laufen das Gewehr nachgeladen hatte, das ich bereits abgefeuert hatte und auf das ich mich am meisten verließ, schoss ich damit auf den vordersten Elefanten, ein enormes Tier mit langen weißen Stoßzähnen, als er mir genau gegenüberstand. Mein Junge hatte das Pulver mit der Hand eingefüllt und muss es überladen haben, denn der Rückstoß warf mich zu Boden, und das Gewehr selbst flog mir aus den Händen. Dadurch verlor ich ein wenig Zeit; denn als ich mein zweites Gewehr ergriff, hatten sich die Elefanten (außer dem gerade getroffenen) wieder zurück in Richtung W. und der Kaffern gewandt. Dennoch verpasste ich einem anderen eine Kugel hinter die großen Rippen, während er schräg von mir weglief. Der erste, den ich mitten in die Schulter getroffen hatte, ging nun sehr langsam einen steilen Hügel hinauf und sah aus, als würde er jeden Augenblick umfallen; doch da man (solange ein Elefant nicht tatsächlich tot ist) nie wissen kann, wie weit er noch geht, beschloss ich, ihn zu erledigen, bevor ich zu den anderen zurückkehrte. Als ich den Gipfel des Hügels erreichte und er mich keine zwölf Yards hinter sich kommen hörte, drehte sich das riesige Tier um, stellte seine gigantischen Ohren auf und blickte kläglich in meine Richtung. Das arme Tier war zweifellos zu schwach zum Angreifen, und als es eine weitere Kugel in die Brust erhielt, wich es

langsam zurück, sank dann auf die Hinterkeulen, warf den Rüssel hoch in die Luft und rollte auf die Seite, tot.

In dieser Zeit war der Rest der Elefanten, gehetzt und verwirrt durch das kontinuierliche Feuern von W. und unserer kleinen Armee von eingeborenen Jägern, im Kreis herumgekommen, und ich sah die vier noch verbliebenen (denn neben dem von mir getöteten lagen zwei weitere am Boden) im Gänsemarsch in jenem langen, schnellen Halblauf-Halbschritt herankommen, in den diese Tiere nach ihrem ersten Ansturm verfallen. Ich rannte sofort schräg auf sie zu; doch bevor ich nahe genug herankommen konnte, blieb einer erst zurück und stürzte dann schwer zu Boden, sodass nur noch drei übrig waren. W., der außer Atem war, war zurückgeblieben; aber die meisten Kaffern waren noch zur Stelle und feuerten von beiden Seiten so schnell sie laden konnten. Es war erstaunlich, wie schlecht sie schossen; ihre Kugeln schlugen ständig überall um die Elefanten herum in den Boden ein, manchmal vor ihren Rüsseln, manchmal dahinter, und immer wieder pfiff eine hoch über die Köpfe hinweg. Vergeblich schrie ich ihnen zu, sie sollten aufhören zu schießen und mich schießen lassen; ihr Blut war in Wallung, und sie ballerten einfach weiter.

Gerade als ich mich gut an ihre Seite herangearbeitet hatte, durchquerten die Elefanten eine kleine Mulde und gelangten in ein kleines Stück struppigen Busches am Hang des Berges dahinter, in dessen Schutz sie sofort anhielten und sich umdrehten, was mir eine glänzende Chance bot. Ich hatte gerade meine beiden Gewehre leergeschossen – wobei ich ein Tier voll in die Brust und ein anderes, das breitseitig zu mir stand, in die Schulter getroffen hatte –, als lautes Wehklagen und Schreie wie „Mai-ai!“ „Mai mamo!“ von meinen kaffrischen Begleitern dicht hinter mir ausbrachen. Gleichzeitig warfen meine zwei Gewehrträger ihre Gewehre weg, rannten rückwärts, klatschten in die Hände und schrien wie die übrigen. Als ich mich hastig umdrehte, sah ich einen Kaffern am Boden gestreckt; seine Gefährten saßen um ihn herum, jammerten und klatschten in die Hände, und ich begriff sofort, was geschehen war. Der arme Kerl, der am Boden lag, hatte aus etwa dreißig Yards Entfernung hinter mir auf die Elefanten gefeuert und war dann auf einen Ameisenhügel gelaufen, genau in dem Moment, als ein anderer Kaffer, der lieber einen sichereren Abstand hielt, einen wahllosen Schuss abgab, der den armen Mendose genau zwischen den Schulterblättern traf und an der rechten Brust wieder austrat. Ich rannte sofort hin, um zu sehen, was getan werden konnte, aber jede menschliche Hilfe war vergeblich – der arme Kerl war tot. In diesem Moment fielen zwei weitere Schüsse dicht hinter uns, und ein oder zwei Minuten später kamen W. und unser Hottentotten-Junge John hinzu. Einer der drei Elefanten war nach meinem letzten Schuss ganz in der Nähe gestürzt, und ein zweiter, schwer verwundet, war direkt auf W. und John zugelaufen, die der Fährte folgten; und die zwei Schüsse, die ich gerade gehört hatte, hatten sein Schicksal besiegelt. Der dritte jedoch, der einzige Überlebende der ursprünglichen sieben, hatte in der Verwirrung das Weite gesucht, was ihm ohne den unzeitigen Tod von Mendose niemals gelungen wäre.

Die Sonne stand nun kurz vor dem westlichen Horizont, und es war wenig Zeit zu verlieren. Die Kaffern schrien und weinten immer noch und schienen völlig gelähmt, und ich begann zu glauben, dass sie tiefergehende Gefühle besaßen, als ich ihnen je zugetraut hatte. Doch auf die Frage, ob sie den Leichnam den Hyänen überlassen wollten, rafften sie sich auf. Wie es der Zufall wollte, befand sich an der Seite eben jenes Ameisenhügels, auf dem der arme Kerl den Tod gefunden hatte, ein großes tiefes Loch, das wahrscheinlich von einem Ameisenbären gegraben, nun aber unbewohnt war. In dieses schlichte Grab legten wir den Körper, zusammen mit einer kaffrischen Nadel, um sich die Dornen aus den Füßen zu ziehen, und seinen Assegais, um sich auf seiner Reise in die nächste Welt zu verteidigen; dann versperrten wir den Eingang fest mit großen Steinen, um die herumstreunenden Hyänen daran zu hindern, ihn wieder auszugraben. Armer

Mendose! Er war ein gehorsamer, williger Diener und bei weitem der beste Schütze unter all unseren eingeborenen Jägern.

Das Erste, was nun getan werden musste, war, etwas Fleisch von einem der Elefanten abzuschneiden, dann zu einem Wassertümpel hinunterzugehen, den wir während der Jagd passiert hatten, und dort einen „Skerm“ für die Nacht zu errichten. Als wir den nächsten Kadaver erreichten, der sich in einem recht guten Zustand befand, war ich sehr überrascht zu sehen, wie meine Kaffern jeden Anschein von Trauer ablegten und in ihrer üblichen Manier um Fettstücke und andere Leckerbissen kämpften und stritten. Selbst der Bursche, der das Unglück gehabt hatte, seinen Kameraden zu erschießen, war – obwohl er ständig beteurte, sein „Herz sei tot“ – genauso eifrig dabei wie der Rest. Am Abend lachten, plauderten und sangen sie wie gewöhnlich, nahmen ein überaus herzhaftes Abendessen zu sich und schienen in der Tat jede Erinnerung an die Tragödie, die sich erst vor wenigen Stunden ereignet und sie zu jener Zeit so tief zu berühren geschienen hatte, aus ihren Köpfen verloren zu haben.

So endete der – was das Gewicht des Elfenbeins betraf – beste Jagdtag, an dem ich je teilgenommen hatte. Am nächsten Tag ließen wir die Kaffern mit drei amerikanischen Äxten arbeiten, und noch vor Einbruch der Nacht lagen die zwölf Stoßzähne (von denen kein einziger gebrochen war) nebeneinander und bildeten eine der schönsten Trophäen, die das Herz eines Waidmanns begehren konnte. Das größte Paar Stoßzähne wog 57 lbs. pro Stück, und das kleinste 29 lbs. beziehungsweise 31 lbs. – eine sehr ordentliche Ausbeute an Bullen-Elfenbein.

Einige Tage später erlebten wir im Tal von Dett eine Elefantenjagd von ganz anderem Charakter. Wir waren am Vorabend dort angekommen und hatten das Elfenbein, das ich dort zurückgelassen hatte, von Menschenhand unberührt vorgefunden; allerdings hatten die Hyänen, vom Geruch geleitet und trotz der Tiefe, in der es vergraben war, den Sand weggescharrt und die obersten Zähne freigelegt.

Dett ist, wie ich bereits erwähnte, ein langes Tal, das in einen der Nebenflüsse des Gwai mündet, mit einem sumpfigen Grund und großen Schilfbetten, zwischen denen hier und da einige offene Wasserlöcher erscheinen. Nahe seinem oberen Ende, etwa zwei oder drei Meilen oberhalb des ersten dieser Tümpel, wird es auf einer Seite von dichten Dschungeln aus Warten-ein-weilchen-Dornen begrenzt, die sich viele Meilen weit in westlicher Richtung erstrecken. Diese gewaltigen Dorndschungel werden von den Kaffern „Sinangas“ genannt, und es gilt als gefährliches Unterfangen, Elefanten in ihre dunklen Tiefen zu folgen, da die Tiere diese Gegend als ihr ganz eigenes Reich betrachten und jedes Eindringen als persönliche Beleidigung auffassen. Was die Gefahr ausmacht, ist Folgendes: Das Gebüsch ist so dicht und dornig, dass es – außer dort, wo Elefanten, Büffel oder Nashörner Pfade gebahnt haben, durch die sie ohne Schwierigkeit brechen – in vielen Teilen völlig undurchdringlich ist; man läuft daher Gefahr, bei einem Angriff steckenzubleiben und wie eine Fliege im Spinnennetz gefangen zu werden. Das einheitliche, düstere Grau dieser blattlosen Dorndschungel (denn erst wenn der Regen fällt, sprießen die Blätter) passt sich zudem so gut der fahlen, bleigrauen Farbe der Elefantenhaut an, dass das Tier trotz seiner Größe erst aus allernächster Nähe sichtbar wird; oft war das Grollen ihrer Gedärme die erste Warnung, die ich bei der Fährtenarbeit erhielt, während sie selbst nur wenige Yards entfernt völlig unsichtbar blieben. Elefanten sind in diesen Sinangas in der Regel bösartiger als anderswo, und es gibt nur sehr wenige eingeborene Jäger, die einer Fährte weit hinein folgen.

Unser Lager – dort, wo ich das Elfenbein vergraben hatte – lag in beträchtlicher Entfernung talabwärts, etwa acht bis zehn Meilen von den eben erwähnten Sinangas entfernt. In der Nacht, als wir Dett erreichten, hörten wir beim Schlafen Elefanten an

einem Wasserloch unweit talaufwärts trinken, und beim ersten Morgengrauen nahmen wir nach einer Tasse heißem Kaffee die Fährte auf. Die Elefanten, eine stattliche Truppe von acht oder zehn Bullen, hatten die ganze Nacht über in den großen, offenen Graswäldern, die Dett säumen, geäst, hielten sich jedoch immer in Richtung der Sinangas, wo sie, wie wir vermuteten, die Hitze des Tages verbringen wollten. Es war jedoch erst eine Stunde oder so nach Mittag (da sie einen Umweg im Zickzack zurückgelegt hatten), als sich unsere Vermutungen bestätigten und wir in das dichte Gebüsch eindrangen.

Etwa eine Stunde später stießen wir auf sie; sie standen etwa fünfzig Yards entfernt zu unserer Rechten unter einer Gruppe von Kameldornbäumen an einem Ort, der im Vergleich zur allgemeinen Dichte des umgebenden Dschungels eher offen war. Neben der kleinen Bullentruppe, der wir gefolgt waren und die uns am nächsten stand, befand sich unmittelbar dahinter eine sehr große Herde von Kühen, die, da wir ihre Fährte nicht gekreuzt hatten, wahrscheinlich bei Sikumi – einem wenige Meilen entfernten Wasserloch – getrunken hatten und von der anderen Seite zu diesem Treffpunkt gekommen waren.

Nach einem hastigen Schluck Wasser gingen wir sofort auf sie zu. Als wir vorrückten, muss das leichte Rascheln der Büsche die Aufmerksamkeit eines der Bullen erregt haben, denn er hob seinen Rüssel hoch in die Luft und machte einige Schritte vorwärts. „Ich nehme ihn, und du feuerst auf den mit den langen weißen Zähnen links“, flüsterte W. „Geht in Ordnung!“ war die Antwort, und im nächsten Moment feuerten wir. Ich hatte gerade noch Zeit zu sehen, wie mein Elefant auf die Knie sank, als er von der Herde Kühe verdeckt wurde, die, durch die Schüsse aus dem Schlaf gerissen und ohne genau zu wissen, wo die Gefahr lag, in einer Masse auf uns zustürmten; ein oder zwei von ihnen trompeteten, während andere eine Art grollendes Geräusch von sich gaben.

Wir ergriffen unsere zweiten Gewehre, schrien aus Leibeskräften und drückten erneut ab. Unser Hottentotten-Junge John und fünf unserer Kaffern, die ebenfalls Gewehre trugen, feuerten auch; daraufhin drehte die Herde ab und verschwand in einer Staubwolke rechtwinklig zur Seite. Mein Gewehr hatte nur das Zündhütchen abgeschlagen, aber mein Kaffer, dem ich es zurückwarf, lud es in dem Lärm und der Eile – im Glauben, es sei abgefeuert worden – über die alte Ladung drüber, eine Tatsache, die ich erst später zu meinem Leidwesen feststellen sollte. Die Wolke aus Sand und Staub, die von den panischen Elefanten aufgewirbelt worden war, war anfangs so dicht, dass wir nichts erkennen konnten; doch hinter ihnen herlaufend, machte ich bald den von mir verwundeten Bullen aus, den ich an der Länge und Form seiner Stoßzähne erkannte. Er war offensichtlich schwer getroffen und, unfähig mit der Herde mitzuhalten, scherte er aus und zog allein davon; doch er wurde fast sofort von vier alten Kühen begleitet, die alle nur kleine, unbedeutende Zähne hatten und, anstatt zu fliehen, ganz langsam gingen, mal vor und mal hinter ihm, als wollten sie ihn ermutigen. Da ich sah, wie schwer er verwundet war, folgte ich ihm sogleich, nur begleitet von meinen zwei Gewehrträgern Nuta und Balamoya, während W. und der Rest der Kaffern hinter der Herde hergingen. Mein Bulle ging so langsam, dass ich keine Mühe hatte, mich durch die Büsche zu fädeln und vor ihn zu gelangen, was ich tat, um einen Breitseitschuss zu erhalten, wenn er an mir vorbeizog. Eine der vier Kühen, die ihn noch begleiteten, trug den Kopf hoch und den Schwanz kerzengerade in der Luft und drehte sich ständig von einer Seite zur anderen. „Diese Kuh wird uns Ärger machen; schieß sie“, sagte Nuta, und ich wünschte, ich hätte seinen Rat befolgt; aber ihre Zähne waren so klein und der Bulle schien so am Ende zu sein, dass ich dachte, es wäre eine Verschwendung von Munition. Ich wartete daher, bis er ein Stück vor mir stand, und verpasste ihm dann aus allernächster Nähe eine Kugel direkt hinter die Schulter, wie ich glaubte, genau an die richtige Stelle; er setzte seinen Weg jedoch fort, als hätte er nichts gespürt.

Nachdem ich dasselbe Gewehr nachgeladen hatte, rannte ich hinter ihm her, hielt es mit beiden Händen vor mir, bereit, es jeden Augenblick anzuschlagen; und da die vier Kühe etwa zwanzig Yards voraus waren, schrie ich, in der Hoffnung, er würde sich umdrehen. Der Klang meiner Stimme hatte die gewünschte Wirkung; denn er stellte sofort die Ohren auf und schwang sich herum – oder war vielmehr gerade dabei; denn sobald seine Ohren hochgingen, war mein Gewehr an der Schulter, und sobald er mir die Breitseite bot, feuerte ich. Daraufhin drehte er sich wieder um und brach im Trab durch die Büsche. Ich dachte, es sei ein letztes, krampfartiges Aufbäumen und dass er umfallen würde, bevor er weit käme; ich gab Nuta das Gewehr zum Nachladen zurück und rannte hinter ihm her, die Augen auf die zitternden Büsche gerichtet, die sich hinter ihm schlossen, als plötzlich der Rüssel eines anderen Elefanten – buchstäblich über meinem Kopf – herumgewirbelt wurde und ein kurzer, scharfer Wutschrei durch mich drang, der das Blut bis in die Fingerspitzen kribbeln ließ. Es war eine der elenden alten Kühe, die mir so hinter einem dichten Buschwerk aufgelauert hatte.

Selbst wenn ich mein Gewehr in den Händen gehabt hätte, wäre kaum Zeit zum Feuern geblieben, so dicht war sie an mir dran; so aber waren meine beiden Kaffern etwa fünfzehn Yards hinter mir, und das Einzige, was ich tun konnte, war zu rennen. Wie ich entkam, weiß ich kaum. Ich sprang über und durch Dornenbüsche, die ich im Normalzustand für undurchdringlich gehalten hätte; aber ich wurde vorangetrieben von den kurzen, gellenden Schreien, die in schneller Folge die Luft vibrieren ließen, und von der Angst, vom Rüssel umschlungen oder von den Stoßzähnen des wütenden Tieres durchbohrt zu werden. Nach ein paar Sekunden (denn ich glaube nicht, dass sie mich hundert Yards weit verfolgte, obwohl es mir wie eine Ewigkeit vorkam) hörte das Schreien auf. Während der Jagd war der Elefant so dicht hinter mir, dass ein Blick über die Schulter unmöglich war; ich stürmte nur vorwärts und sprang im Zickzack, um zu verhindern, dass sie mich packen konnte, und erst als das Trompeten plötzlich aufhörte, wusste ich, dass ich außer Reichweite war. Ich war barbeinig – wie immer bei der Jagd zu Fuß – und mein einziges Kleidungsstück vor dem Angriff war ein Flanellhemd gewesen; doch nun stand ich fast *in puris naturalibus* da, denn mein Hut, der Ledergürtel um meine Taille und etwa drei Viertel meines Hemdes waren von den Büschen weggerissen worden, und ich bezweifle, dass irgendwo an der Vorderseite meines Körpers noch ein Quadratzoll unversehrter Haut geblieben war!

Nachdem die Kuh von mir abgelassen hatte, rannte ich noch etwa fünfzig Yards weiter (da ich dachte, wenn sie meine Stimme in der Nähe hörte, könnte sie erneut angreifen) und rief dann die Namen meiner zwei Gewehrträger, die sofort antworteten und bald herbeigelaufen kamen, beide mit ihren Gewehren, von denen ich befürchtet hatte, sie hätten sie weggeworfen. „Amehlo 'mahlope, soree!“ sagten sie – wörtlich: „Weiße Augen, Herr!“ – eine kaffrische Redewendung für: „Was für eine knappe Flucht!“ Ich hieß sie, meine Fährte aufzunehmen, damit ich meinen Hut wiederbekäme und dann dem Bullen folgen könnte, von dem ich weggetrieben worden war; ich war sicher, dass er nach dem letzten Schuss nicht mehr sehr weit gekommen war. Gerade als wir aufbrechen wollten, rief Nuta: „Sieh den Staub; da laufen sie!“ Und tatsächlich sah ich eine Staubwolke etwa zweihundert Yards entfernt zu unserer Rechten über dem Busch aufsteigen. In dem Glauben, sie stamme von den vier Kühen und der Bulle sei noch bei ihnen, rannten wir sofort dorthin. Beim Kreuzen der Fährte zeigte jedoch ein Blick, dass die Kühe allein waren – der Bulle war, wie ich nun sicher war, zurückgeblieben, zu schwer verwundet, um noch mitzuhalten. Die Kühe waren im Laufschritt unterwegs und hatten, wohl zufrieden damit, mich vertrieben zu haben, ihren verwundeten Herrn seinem Schicksal überlassen.

Ziemlich erschöpft von der Anstrengung, zu der mich die alte Kuh gezwungen hatte, und in der Zuversicht, dass der verwundete Bulle nicht weit von der Stelle entfernt war, an der ich ihn zuletzt gesehen hatte, setzte ich mich am Fuße eines Kameldornbaumes nieder,

während einer meiner Jungen hinaufkletterte, um zu sehen, ob er ihn irgendwo im umgebenden Busch stehen sehen konnte. Nach etwa zehn Minuten kam er herunter, ohne etwas erkannt zu haben, und wir machten uns auf den Rückweg, in der Absicht, zuerst meinen Hut zu finden – dessen Fehlen ich bereits schmerzlich spürte, da die Sonne mit gewaltiger Kraft brannte – und dann die Fährte des verwundeten Elefanten aufzunehmen. Wir waren vielleicht hundert Yards gegangen, als unsere Aufmerksamkeit durch jemanden erregt wurde, der ein kurzes Stück voraus schrie. Wir hielten inne, um zu lauschen. Kurz darauf wiederholten sich die Rufe, diesmal ganz nah. Im selben Moment sah ich, wie sich die Spitzen einiger Büsche vor uns heftig bewegten, und erkannte dann den Umriss des Rückens und Kopfes eines Elefanten, der auf uns zukam. Mir war sofort klar, dass das Schreien von einem unserer Kaffern stammte, der versuchte, den Elefanten zu wenden und ihn zurück zu W. oder einem unserer Jäger mit Gewehr zu treiben. Ich griff eine Handvoll Sand und warf ihn in die Luft, um den Wind zu prüfen, und stellte mich so auf, dass der Elefant, wenn er denselben Kurs hielt, dicht oberhalb des Windes an mir vorbeiziehen musste, was mir einen prächtigen Breitseitschuss bieten würde. Doch *l'homme propose, et Dieu dispose*; denn als er nur noch etwa dreißig Yards entfernt war, in schnellem Schritt stetig herankam und ich gerade sah, dass ihm vier recht kleine Kälber folgten, schrie der Kaffer, der ihn vor sich her trieb und nichts von meiner Position wusste, erneut ein wenig zu meiner Rechten. Daraufhin wich der Elefant von seinem Kurs ab und kam direkt auf unseren Standort zu. Als ich das sah, schrie ich so laut ich konnte, in der Hoffnung, er würde wieder abdrehen und mir doch noch die Breitseite bieten; aber ich vermute, er war es müde, in der heißen Sonne umhergetrieben zu werden, und hielt es für an der Zeit, Einspruch zu erheben; denn anstatt auszuweichen, hob er den Kopf, spreizte seine riesigen Ohren und kam direkt auf uns zu. Sicher, dass er angreifen würde, sobald er uns ausmachte, wartete ich nur, bis sein Kopf durch einen Busch direkt vor uns brach, und feuerte ihm in die Brust, was ihn in die Knie zwang. Er war augenblicklich wieder auf den Beinen und krachte zu meiner Linken durch die Büsche davon, während die vier Kälber geradeaus weiterliefen und dicht zu meiner Rechten an uns vorbeirannten.

Ich riss Balamoya mein zweites Gewehr aus den Händen – zum ersten Mal, seit es zu Beginn der Jagd nur das Zündhütchen abgeschlagen hatte –, bahnte mir einen Weg durch den Dschungel, um ihn abzufangen; und da er schwer verwundet war und in einen langsamen Schritt verfallen war, gelang mir dies leicht. Ich rannte ein Stück voraus und ließ ihn keine dreißig Yards entfernt breitseitig an mir vorbeiziehen. Ich visierte genau die Mitte seiner Schulter an und drückte ab. Diesmal ging das Gewehr los – es war ein Elefantengewehr Kaliber 4, doppelt geladen, wobei das Pulver jedes Mal von einem Kaffern mit den Händen eingefüllt worden war – und ich ging auch los! Ich wurde förmlich vom Boden gehoben, drehte mich in der Luft und fiel mit dem Gesicht in den Sand, während das Gewehr meterweit über meine Schulter davongeschleudert wurde. Zuerst war ich von dem Schlag fast betäubt, und bald stellte ich fest, dass ich meinen rechten Arm nicht heben konnte. Zudem war ich über und über mit Blut bedeckt, das aus einer tiefen Wunde unter dem rechten Jochbein spritzte, verursacht durch den Schaft des Gewehrs, als dieser durch die Gewalt des Rückstoßes nach oben flog. Der Schaft selbst – obwohl er, wie alle Elefantengewehre, mit der Innenhaut eines Elefantenohrs umwickelt war, die in grünem Zustand aufgezogen im trockenen Zustand so fest wie Eisen hält – war in Stücke zerschmettert, und es war ein Wunder, dass der Lauf nicht geplatzt war.

Ob die zwei Kugeln den Elefanten getroffen hatten oder nicht, kann ich nicht sagen; aber ich glaube es fast, denn er ging nach meinem Schuss nur noch wenige Yards weit und blieb dann stehen, wobei er immer wieder den Rüssel hob und blutunterlaufenes Wasser über seine Brust spritzte. Ich ging vorsichtig bis auf etwa vierzig Yards an ihn heran und setzte mich nieder. Obwohl ich meinen Arm nicht ausstrecken konnte, konnte ich den Unterarm so weit heben, dass ich den Abzug erreichte; aber der Schock hatte mich so mitgenommen, dass ich feststellte, das Visier nicht einmal auf einen Meter genau auf der

richtigen Stelle halten zu können. Der Elefant blieb vollkommen ruhig stehen; also ließ ich Nuta meinen Arm vorsichtig hin- und herbewegen, um die Beweglichkeit wiederherzustellen, und hoffte, dass in der Zwischenzeit der Kaffer, dessen Schreien mir den Elefanten ursprünglich zugetrieben hatte, herbeikommen und W. holen könnte. Zweifellos wäre er sofort gekommen, wenn ich gerufen hätte, denn er konnte nicht weit weg sein; hätte ich das aber getan, hätte der Elefant entweder angreifen oder seine Flucht fortsetzen können, was ich beides nicht wünschte.

Nach kurzer Zeit, als keine Aussicht auf Hilfe bestand und meine Nerven wieder etwas ruhiger geworden waren, nahm ich mein Lieblingsgewehr von Nuta, stützte den Ellbogen auf das Knie und gab einen ruhigen Schuss ab. Ich war jedoch selbst in dieser Position noch sehr unsicher, glaube aber nicht, dass die Kugel weit von der richtigen Stelle eingeschlagen sein kann. Als der Elefant den Schuss erhielt, machte er einen Satz nach vorn und brach in schnellem Schritt durch die Büsche, sodass wir im harten Trab laufen mussten, um ihn im Auge zu behalten. Er schien nun sehr bösartig zu sein, denn als er einen trockenen Ast knacken hörte, drehte er sich um und rannte auf uns zu; dann blieb er mit aufgestellten Ohren stehen und tastete mit dem Rüssel in alle Richtungen, um unseren Wind zu bekommen. Nuta, der bis zu diesem Tag immer ein höchst standhafter und mutiger Gewehrträger gewesen war, schien nun von Panik gepackt zu sein; er weigerte sich, mir das Gewehr weiter nachzubringen, und rief: „Lassen Sie den Elefanten, Herr; heute sind Sie verhext und werden sicher getötet werden." Da der Elefant jedoch offensichtlich sehr schwer verwundet war, dachte ich nicht daran, die Jagd aufzugeben, solange ich mithalten konnte, und nachdem ich Nuta mit einigen angelsächsischen Redewendungen bedacht hatte, rannte ich wieder los.

Der Busch wurde nun sehr dicht, und da der Elefant direkt von uns wegstrebte, bot sich keine Gelegenheit für einen Schuss. Etwa eine Meile weiter kamen wir jedoch zu einer jener großen, offenen Grasflächen, die hier und und da inmitten der Sinangas vorkommen. Sie war gut eine Quadratmeile groß und vollkommen kahl, bis auf einige große Kameldornbäume, die in Gruppen verstreut standen. Als er diese Freifläche erreichte, behielt der Elefant, anstatt in den Busch zurückzukehren, wie ich es erwartet hätte, seinen Kurs bei, hielt direkt auf die gegenüberliegende Seite zu und verfiel in jenen langen, schwingenden Schritt, bei dem ein Mann zu Fuß ein ordentliches Tempo laufen muss, um mitzuhalten. Ich war nun schon lange barhäuptig der Hitze der glühenden Tropensonne ausgesetzt, und der Schlag, den ich vom Gewehr erhalten hatte, hatte mich so erschüttert, dass ich mich todmüde fühlte und kaum noch ein Bein vor das andere setzen konnte. Ich sah ein, dass ich niemals in der Lage sein würde, bis auf Schussweite an den Elefanten heranzukommen, der nun etwa 150 Yards Vorsprung hatte; also nahm ich Nuta das Gewehr ab und hieß ihn, zu versuchen, ganz um ihn herumzulaufen und ihn durch Schreien zu mir zurückzutreiben. Befreit von der Last des Gewehrs und als glänzender Läufer, vollbrachte er dies bald; weit voraus stellte er sich hinter den Stamm eines Kameldornbaumes und hallo-te laut. Dementsprechend hatte ich die Genugtuung zu sehen, wie der Elefant anhielt, die Ohren hob, fest in die Richtung des Lärms blickte, dann herumwirbelte und geradewegs auf den Dschungel zurückmarschierte, den er gerade verlassen hatte – auf einer Linie, die ihn in einer Entfernung von etwa fünfzig oder sechzig Yards an mir vorbeiführen würde.

Ich stand vollkommen still, während Balamoya dicht hinter mir kniete; denn obwohl Elefanten im Offenen sehr gut sehen können, habe ich immer festgestellt, dass sie einen für einen Baum oder einen Stumpf zu halten scheinen, wenn sie keinen Wind bekommen und man sich nicht rührt. Darauf vertraute ich nun, und während der Elefant herankam, hatte ich volle Muße, ihn zu betrachten. Der Boden zwischen uns war kahl wie ein Brett, abgesehen davon, dass er mit etwa einen Fuß hohem, grobem Gras bewachsen war, und er sah wahrlich wie ein gigantisches und furchteinflößendes Tier aus; seine Stoßzähne

waren für seine Größe klein, einer von ihnen an der Spitze gebrochen, und ich glaube nicht, dass sie viel mehr als 30 lbs. pro Stück gewogen haben können.

Er kam stetig näher, wobei er seinen Rüssel vor und zurück schwang, bis er etwa siebzig Yards von meinem Standort entfernt war. Plötzlich sah ich zu meinem Entsetzen, wie er den Rüssel scharf hob, als wolle er einen flüchtigen Windhauch auffangen, und im nächsten Augenblick hielt er inne und wandte sich uns voll zu – den Kopf erhoben und die enormen Ohren wie zwei Segel gespreizt. Er machte ein paar Schritte auf uns zu, wobei er die Füße sehr langsam hob und sie so vorsichtig absetzte, als fürchtete er, auf einen Dorn zu treten. Es war ein angstvoller Moment; er war offensichtlich sehr misstrauisch, wusste uns aber nicht recht einzuordnen. Ich glaube, wenn wir reglos geblieben wären, hätte er sich doch noch abgewandt und wäre weitergegangen. „Steh still!“, flüsterte ich Balamoya durch die Zähne zu; doch der Anblick des herannahenden Monsters war zu viel für ihn – er sprang auf und rannte davon. Im selben Moment, als er sich bewegte, griff der Elefant an, ohne zu trompeten und mit gesenktem Rüssel.

Obwohl ich kurz zuvor noch sehr zittrig gewesen war, festigte die Unmittelbarkeit der Gefahr meine Nerven, und ich glaube, ich habe nie ein Gewehr ruhiger gehalten als bei dieser Gelegenheit. Da er direkt auf mich zukam und seinen Rüssel nicht hob, war seine Brust vollständig verdeckt; es blieb daher nichts anderes übrig, als auf seinen Kopf zu schießen. Er kam mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit näher, und ich hörte nur das „Wisch, Wisch“ des Grases, wenn seine gewaltigen Füße hindurchfegten. Er war vielleicht noch zwanzig Yards entfernt, als ich abdrückte. Ich zielte ein wenig über der Rüsselwurzel, genau zwischen die Augen. Unmittelbar nach dem Schuss rannte ich so schnell ich konnte seitlich weg, obwohl ich nicht mehr viel Kraft zum Laufen in mir hatte.

Beim Blick über die Schulter sah ich ihn mit immer noch aufgestellten Ohren und leicht gewandtem Kopf dastehen und in meine Richtung blicken. Das Blut strömte aus einer Wunde genau dort, wo ich hingezielt hatte, seinen Rüssel hinunter. Da der Treffer von einer Vier-Unzen-Kugel stammte, die von einer schweren Pulverladung getrieben worden war, kann ich nicht begreifen, warum sie nicht bis in sein Gehirn drang. Sie hatte ihn jedoch halb betäubt und rettete mir das Leben; denn wäre er erneut angegriffen, wäre es mir in meinem erschöpften Zustand völlig unmöglich gewesen, ihm auszuweichen. Nachdem er eine kurze Zeit stillgestanden und sich sanft von einer Seite zur anderen gewiegt hatte, drehte er sich wieder um und trottete über die Ebene. Nuta, der gesehen hatte, was geschehen war, versuchte nicht mehr, ihn erneut zu wenden, sondern hielt sich ihm aus dem Weg und kehrte in einem großen Bogen zu mir zurück. Vielleicht war es ganz gut, dass er das tat.

Ich gab die Verfolgung nun auf, da ich vollkommen erschöpft war. Ich legte mich in den Schatten des nächsten Kameldornbaumes und machte mich nach einer Stunde Rast, als die Sonne bereits tief stand, auf den Rückweg. Schließlich traf ich W. und alle Kaffern an der Stelle wieder, an der wir zu Beginn der Jagd die Kalebassen und Äxte abgestellt hatten. Alle machten sehr bedrückte Gesichter, und ich erfuhr bald, dass W. ebenso erfolglos gewesen war wie ich, sodass wir insgesamt nicht einen einzigen Elefanten erlegt hatten.

Ich war mir jedoch sicher, dass der Bulle, den ich zuerst verwundet hatte, nicht sehr weit von der Stelle entfernt sein konnte, an der ich ihn zuletzt gesehen hatte. Nachdem wir ein wenig Wasser getrunken hatten, das ich dringend nötig hatte, machten wir uns alle auf den Weg, um ihn aufzuspüren. Mit einiger Mühe fanden wir meine Fährte und schließlich auch meinen Hut, der in einem dichten Dornbusch feststeckte – zusätzlich geschmückt mit meinem Ledergürtel und dem größten Teil meines Hemdes. Anhand der Spuren sahen wir, dass die Kuh mich bis direkt an diesen Busch verfolgt hatte und dann umgekehrt war; ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, dass ich meine Rettung

dem Umstand verdanke, dass sie an dem Hut gerochen hatte. Wir suchten nun nach der Fährte des Bullen und fanden sie bald mit Blut besprengt; doch nachdem wir ihr nur ein kurzes Stück gefolgt waren, wurde sie von den Spuren eines großen Teils der Herde ausgelöscht, die während der Jagd umgekehrt war und sie gekreuzt hatte. Alle Bemühungen, die Spur wieder aufzunehmen, waren fruchtlos, und als schließlich die Sonne unterging, mussten wir aufgeben und das nächste Wasserloch ansteuern, das wir nach etwa anderthalb Stunden Marsch in der Dunkelheit erreichten. Eine Büffelherde war kurz vor uns dort gewesen und hatte sich im flachen Tümpel gewälzt und gestampft, bis das Wasser für jeden außer einem durstigen Jäger untrinkbar geworden war. Hier schliefen wir. Wir hatten weder Nahrung noch Decken, was ich persönlich jedoch nicht als allzu hart empfand, da ich zu erschöpft war, um Hunger zu spüren, und die Nächte bereits wärmer wurden.

Der Schnitt an meiner Wange war etwa zwei Zoll lang und tief und reichte bis unter das Jochbein. Da wir weder Nadel noch Faden hatten, um ihn zu nähen, und die Stelle für einen Verband ungeeignet war, blieb nichts anderes übrig, als es der Natur zu überlassen. Glücklicherweise verheilte die Wunde, da ich bei bester Gesundheit war, sofort durch *Primärheilung*, obwohl sie der Sonne ausgesetzt blieb. Auch wenn ich heute noch eine Narbe trage, die als Souvenir an den unglücklichsten und ereignisreichsten Tag der Elefantenjagd dient, an dem ich je teilnahm, konnte ich nach etwa zehn Tagen wieder jagen. Meine Schulter war stark geprellt, und ich muss mir einige Muskelfasern gerissen haben, denn es dauerte mehr als drei Monate, bis ich meinen Arm wieder rechtwinklig vom Körper wegstrecken konnte, obwohl ich die ganze Zeit über tadellos damit schießen konnte.

Nahrungsmangel zwang uns, die Suche nach dem verwundeten Elefanten abzubrechen – was in diesem Buschwerk und ohne Fährte ohnehin der Suche nach der Nadel im Heuhaufen geglichen hätte –, und so machten wir uns am nächsten Tag talabwärts auf den Weg zu unserem Lager. Am Nachmittag ging W. hinaus und schoss ein schwarzes Nashorn, während ich mich damit beschäftigte, die kleinen schwarzen Spitzen der „Warten-ein-weilchen"-Dornen aus meinem Körper zu ziehen, die ziemlich gleichmäßig über meine Person verteilt waren. Am nächsten Tag brachen wir erneut in Richtung Linquasi auf und stießen beim Überqueren einer großen Lichtung auf eine Büffelherde, von der W. zwei Tiere erlegte. Eines davon war eine sehr fette Kuh, und das Fleisch war köstlich, zart und saftig und bestem Rindfleisch vollkommen ebenbürtig. An jenem Abend schliefen wir bei Chuma-Malisse.

Am folgenden Morgen, etwa zwei Stunden nach dem Aufbruch und beim Durchqueren eines Gürtels aus jungem Wald, hatten wir das Glück, direkt in eine Herde Elefantenkühe hineinzulaufen. Es war eine große Versuchung zu schießen, aber ich hielt es für besser, die Wunde an meiner Wange nicht wieder aufzureißen, und so lief ich nur mit W. mit und half ihm beim Laden und Reichen der Gewehre. Er tötete drei Tiere, und unser Hottentotten-Junge erlegte ebenfalls eines, dazu kam noch ein kleines Tier, das einer der Kaffern zur Strecke brachte – ein Tier, das niemals hätte geschossen werden dürfen und das ich nicht mitzähle. Beim Erblicken dieser Elefanten hatten wir die Wasserkalebassen abgestellt und ein großes, etwa einen Meter quadratisches Stück Fleisch, das wir aus den Rippen eines der Büffel geschnitten hatten, auf einer Grasfläche ausgebreitet. Auf ihrer Flucht rannten sie genau über diese Sachen hinweg, zerbrachen zwei Kalebassen, während eine von ihnen mitten auf das Büffelfleisch trat, das nur etwa einen halben Zoll dick war, und ein Loch genau in der Größe ihres Fußes hineinstampfte. Noch am selben Tag schlugen wir alle Stoßzähne heraus und erreichten am nächsten Abend Linquasi, wo wir unsere Ochsen, Pferde, Hunde und tatsächlich alles andere bei den Wagen sicher und in gutem Zustand vorfanden.

TAFEL V

1. **Wasserbock** ♂ (*Cobus Ellipsiprymnus*).

Geschossen im Mashuna-Land, 17. Sept. 1880. Hornlänge: 2 Fuß 7 Zoll.

1. **Puku-Antilope** ♂ (*Cobus Vardoni*).

Geschossen am Chobe-Fluss, 7. Juli 1874. Hornlänge: 1 Fuß 4 Zoll.

1. **Puku-Antilope** ♂ (*Cobus Vardoni*).

Geschossen am Chobe-Fluss, 12. Aug. 1874. Hornlänge: 1 Fuß 4 Zoll.

1. **Riedbock** ♂ (*Cervicapra Arundinacea*).

Geschossen am Tati-Fluss, 2. Dez. 1880. Hornlänge: 1 Fuß 2 Zoll.

1. **Riedbock** ♂ (*Cervicapra Arundinacea*).

Geschossen am Chobe-Fluss, 1. Nov. 1879. Hornlänge: 1 Fuß Zoll.

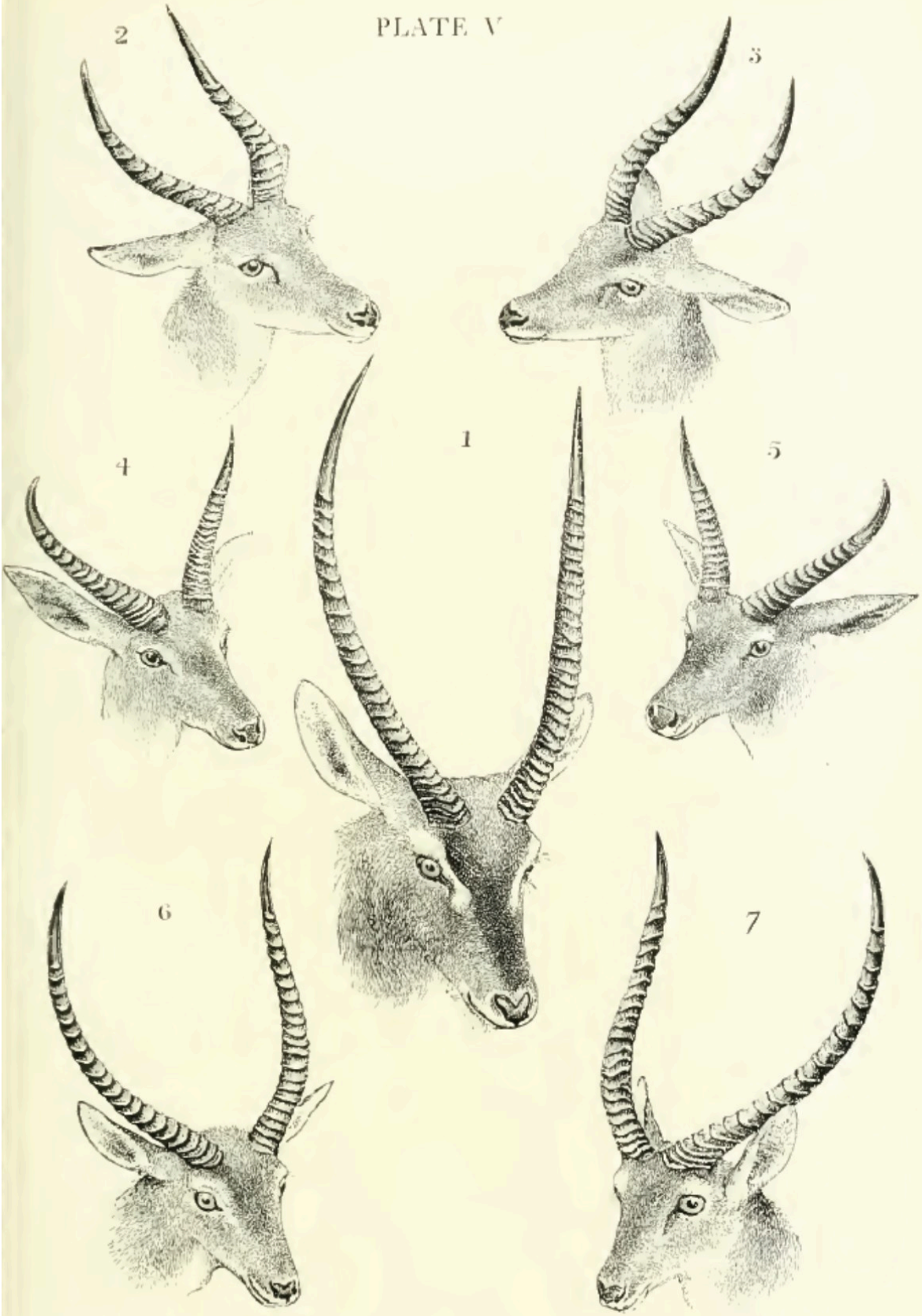
1. **Letschwe-Antilope** ♂ (*Cobus Leche*).

Geschossen in den Sümpfen des Lukanga-Flusses, etwa 14° südlicher Breite. 7. Jan. 1878. Hornlänge: 2 Fuß 1 Zoll.

1. **Letschwe-Antilope** ♂ (*Cobus Leche*).

Geschossen am Chobe-Fluss, 12. Juli 1879. Hornlänge: 2 Fuß 3 Zoll.

PLATE V



To face page 122.

KAPITEL VII

Schlechtes Wetter — Langsames Reisen — Mr. und Leutnant Garden — Daka — Verlassen der Wagen — Elefantenjagd; die erste der Saison — Ein Blutbad — Erster Blick auf die Fälle — Schwieriges Gelände — Herrliches Panorama — Die Erhabenheit der Victoriafälle des Sambesi — Eine Büffelherde — Am Ufer des Sambesi — Doppelter Mond-Regenbogen — Fallgruben für Wild.

Bis Ende November setzten wir die Jagd mit wechselndem Erfolg fort, mal in der Nähe des Gwai-Flusses, mal in den dichten Warten-ein-weilchen-Dorndschungeln nördlich und westlich von Linquasi. Zu dieser Zeit hatte die Regenzeit bereits richtig eingesetzt, und wir trekkten zurück nach Gubulawayo, wobei wir fast 5000 lbs. sehr feines Elfenbein mit uns führten. Während der Sommermonate verbrachten wir die meiste Zeit damit, handelnd durch das Land zu ziehen, und unternahmen einen Ausflug über die hohen und offenen Heiden südöstlich des Matabele-Landes bis zum Zusammenfluss von Ingesi und Lunti. Dort fanden wir einige Flusspferde, schossen jedoch keine, hatten aber sehr gutes Waidwerk unter den Herden von Streifengnus, Zebras und Pferdeantilopen, die sich auf den Ebenen aufhielten. Im März 1874 trekkten wir hinunter nach Tati in Gesellschaft der Herren Fairbairn und Dawson, zwei jungen Schotten, die mit Lobengula Handel getrieben hatten und nun mit zwei stattlichen Ladungen Elfenbein auf dem Weg nach Bamangwato waren.

Unsere Absicht war es, während des kommenden Winters in dem an die Flüsse Chobe und Sambesi grenzenden Land zu jagen und dabei unbedingt die Victoriafälle zu besuchen. Da in den Monaten Januar und Februar ständig wahre Sturzbäche von Regen gefallen waren, hatte sich das gesamte Land zwischen Gubulawayo und Tati in einen Sumpf verwandelt. Das Reisen mit afrikanischen Ochsenwagen ist schon zu den besten Zeiten eine langsame Angelegenheit, aber um eine Vorstellung davon zu geben, wie langsam es im Landesinneren am Ende einer sehr nassen Jahreszeit werden kann, möchte ich hier festhalten, dass wir auf dieser Reise dreiundzwanzig Tage brauchten, um Mengwe zu erreichen, das auf der Straße nur neunundfünfzig Meilen von Gubulawayo entfernt liegt, obwohl wir im Durchschnitt sieben oder acht Stunden täglich arbeiteten. Die Wagen sanken im sumpfigen Boden ständig bis zum Bodenbrett ein, und immer wieder versanken die Ochsen allesamt bis zum Bauch im Morast. Wann immer dies geschah, mussten wir die Wagen entladen, die Räder ausgraben und Baumstämme sowie abgehauenes Buschwerk vor sie legen, um ein erneutes Einsinken zu verhindern. Am Ende eines harten Arbeitstages befanden wir uns oft nur wenige hundert Yards von der Stelle entfernt, an der wir am Morgen aufgebrochen waren. Wir brachen zudem dreizehn Deichseln (Disselbooms*), die alle unter erheblichem Zeit- und Arbeitsaufwand ersetzt werden mussten. Dennoch ging es immer vorwärts, und schließlich erreichten wir Tati. Hier trafen wir Mr. J. L. Garden und seinen Bruder, Leutnant Garden. Da ihre Ziele denen unseren sehr ähnelten – außer dass sie zum Vergnügen taten, was George Wood und ich als Geschäft betrieben –, vereinbarten wir bald, gemeinsam bis zum Sambesi zu reisen.

- Disselboom ist die Deichsel des Wagens, an der die beiden hinteren Ochsen angeschirrt sind.

So trekkten wir an einem klaren, hellen afrikanischen Wintermorgen, dem 6. Mai 1874, von Tati aus in Richtung der noch fernen Jagdgründe des Sambesi. Insgesamt bildeten wir eine beachtliche Karawane, da unsere Gruppe aus Mr. und Leutnant Garden nebst ihrem englischen Diener Tofts mit drei Wagen sowie Wood und mir mit zweien bestand.

Da der Weg von Tati zum Sambesi englischen Händlern und Jägern so gut bekannt ist und erst kürzlich von Dr. Holub sowie vielen anderen Reisenden vor ihm beschrieben wurde, werde ich meine Leser nicht mit einer Schilderung desselben behelligen, sondern sie direkt zu unserem Lager an den Quellgewässern des Flusses Daka (ausgesprochen Deykah) führen, das etwa sechzig Meilen südlich der Victoriafälle liegt und das wir schließlich am 10. Juni erreichten. In Daka waren wir einige Tage damit beschäftigt, starke Umzäunungen für unser Vieh zu errichten und einen Vorrat an Wildfleisch für unsere Leute und Hunde anzulegen, die bei den Wagen bleiben sollten, während wir zur Jagd fort waren. Schließlich brachen wir am 22. Juni zu den Fällen auf. Die Route von Daka dorthin führt die ersten etwa dreißig Meilen durch hügeliges Land, das von mehreren kleinen, nach Osten fließenden Bächen durchzogen wird. Dann folgen nacheinander breite Sandgürtel, die dicht mit prächtigen Goussy-Bäumen bestanden sind; zwischen diesen und dem Fluss liegt ein Gebiet, das zu den rauesten der Welt zählt – zerschnitten von unzähligen steilen Hängen, jähen Schluchten und Klüften, die ihren Weg hinunter zu dem tiefen, engen Abgrund finden, in dem der Sambesi für viele Meilen unterhalb der großen Fälle als kochender, schäumender Wildwasserstrom fließt.

Früh am Morgen des dritten Tages nach dem Verlassen der Wagen, während wir den Rand eines mit ziemlich dichtem Busch bewachsenen Sandgürtels streiften, hörten wir ganz in der Nähe den Ruf eines Elefanten – nicht den lauten Schrei, den diese Tiere ausstoßen, wenn sie wütend sind, sondern etwas, das sehr dem Schrei eines Pavians ähnelte; in der Tat so ähnlich, dass viele unserer Kaffern, die wenig Erfahrung mit diesen Tieren hatten, sagten, es sei einer. Alle unsere Buschmänner erklärten ihn jedoch sofort für einen Elefanten, woraufhin wir sogleich Halt machten, unser gesamtes Gepäck ablegten und in den Busch eindrangen, um nach Fährten zu suchen. In kurzer Entfernung vom Rand wurde der Dschungel außerordentlich dicht, wenn auch nicht dornig, und etwa zwanzig Fuß hoch. Wir rückten nun langsam und vorsichtig vor und waren keine hundert Yards weit gekommen, als wir auf eine Elefantenfährte stießen. Der Boden bestand aus weichem Sand, und die Fußabdrücke machten den Eindruck, als seien sie erst in diesem Moment eingeprägt worden; sie waren sicher keine fünf Minuten alt. Wir verteilten uns nun in einer Linie, in der ich der Mann am linken Flügel war, und mit Ausnahme meiner eigenen Kaffern verlor ich den Rest der Gruppe bald aus den Augen.

Der Wind stand uns günstig, sodass wir nur vorsichtig vorrücken mussten, bis wir die Elefanten sichteten. Wir hatten vor der Trennung vereinbart, dass derjenige, der sie zuerst sah, nicht feuern, sondern Kaffern schicken sollte, um den Rest zu rufen, damit wir alle eine Chance bekämen. Auf diese Weise schlich ich mich Schritt für Schritt vorwärts, als mich plötzlich einer meiner Buschmänner sanft am Arm berührte und ein geflüstertes „—s—s“ von sich gab. Als ich mich umwandte und der Richtung seiner Hand und Augen folgte, erblickte ich den undeutlichen Umriss eines Elefanten, der durch den dichten, düster gefärbten, blattlosen Busch schimmerte. Er stand breitseitig zu mir, etwas links, und nachdem ich ihn einmal gesehen hatte, war er leicht auszumachen, da er nicht mehr als fünfzehn Yards von uns entfernt war. Ich konnte sehen, dass es ein Bulle war, von der Größe her fast ausgewachsen, obwohl die Kleinheit seiner Stoßzähne zeigte, dass er noch jung war. Als ich ihn zuerst sah, stand er vollkommen still, doch während ich zusah, streckte er seinen Rüssel aus, brach die Enden einiger kleiner Zweige ab, führte sie zum Maul und begann ruhig zu kauen. Nachdem ich mich sorgfältig umgesehen hatte, ohne weitere Elefanten zu entdecken, schickte ich einen Kaffern aus, um meine Freunde zu benachrichtigen. Er hatte mich kaum verlassen, als zu meiner Rechten drei Schüsse fielen, und noch bevor ich das Gewehr an die Schulter heben konnte, wirbelte das riesige Tier vor mir herum und war davon. Ein Hase hätte nicht flinker oder lautloser wenden und Fahrt aufnehmen können. Doch obwohl ihn seine Schnelligkeit vor einem Breitseitschuss bewahrte, kam ich noch rechtzeitig dazu, ihm eine Vier-Unzen-Kugel in die Hüfte zu jagen. Ich rief meinem Lieblings-Buschmann „Hartebeest“ zu, er solle der Fährte folgen,

und bald waren wir hart an seinen Fersen. Er lief nicht geradeaus, sondern schlug Haken im Busch. Da der Boden weich und sandig war, konnte der Buschmann mit voller Geschwindigkeit rennen, und ich selbst, in exzellenter körperlicher Verfassung, blieb ihm dicht auf den Fersen.

Wir waren vielleicht eine Meile weit gelaufen, als unweit zu unserer Rechten ein wahres Fusillade-Feuer eröffnet wurde. Ich überlegte gerade, die Fährte zu verlassen und querfeldein in Richtung der Schüsse zu laufen, überzeugt davon, dass meine Gefährten mit der Herde im Kampf lagen, als der Buschmann plötzlich ausrief: „Nansia! Nansia!" (Da ist er!), und ich erhaschte gerade noch einen Blick auf meinen eigenen Elefanten, der mit aufgestellten Ohren dastand und angestrengt lauschte. Er muss durch die soeben gefallenen Schüsse beunruhigt gewesen sein und hatte vielleicht jemandes Wind bekommen, denn in diesem Moment wandte er sich um und kam krachend in meine Richtung nieder. Ich ergriff mein Gewehr und verpasste ihm im Vorbeigehen – ich glaube wahrlich auf weniger als zehn Yards Entfernung – einen guten Schuss direkt in die Schulter. Daraufhin hielt er sofort an, wandte sich uns zu, hob Rüssel und Ohren und stieß zwei oder drei kurze, scharfe Wutschreie aus. Da seine Schulter jedoch gebrochen war, konnte er nicht angreifen, und nachdem er drei weitere Kugeln erhalten hatte, sank er tot zu Boden. Dies war mein erster Elefant in diesem Jahr. Als wir schließlich alle wieder zusammentrafen, stellte ich fest, dass meine Gefährten zwei weitere getötet hatten, beides junge Bullen von etwa der gleichen Größe wie der meine; die sechs Stoßzähne wogen im Durchschnitt etwa 20 lbs. pro Stück. Zusätzlich zu den erlegten Tieren hatte Wood einen ausgewachsenen Bullen mit feinen Stoßzähnen verwundet, ihn aber aufgrund der Dichte des Busches schließlich verloren.

Sobald unsere Kaffern wieder alle an der Stelle versammelt waren, wo Decken und übriges Gepäck zurückgelassen worden waren, schickten wir sie in drei Gruppen aus, um die Stoßzähne herauszuhauen, während wir uns daran machten, ein Frühstück zuzubereiten, auf das uns die kühle Morgenluft und die Aufregung der Jagd einen bärigen Appetit gemacht hatten. Nachdem wir sehr gemächlich eine reichliche und nahrhafte Mahlzeit eingenommen hatten – in der einige Scheiben gebratenes Herz, frisch von einem der soeben erlegten Elefanten, einen nicht unwichtigen Bestandteil bildeten –, machten wir uns (geleitet von dem lauten Geschrei und dem diabolischen Gesang der Kaffern) auf den Weg, um den nächsten unserer drei Preise zu inspizieren, der nicht mehr als 300 Yards entfernt war.

Der gewaltige Kadaver, oder vielmehr das, was davon übrig war, lag auf einer Seite, so wie er gefallen war, mit ausgestreckten Beinen. Hinter den Rippen und direkt über dem Bauch hatten die Kaffern ein großes Hautstück von etwa drei Fuß im Quadrat abgezogen und durch die so entstandene Falltür den Magen und die Gedärme herausgezogen; sie hatten auch Herz, Leber und Lunge herausgeschnitten, sodass nur noch eine hohle Hülle übrig war, in deren unterer Hälfte das Blut einen Fuß tief im Becken stand. In diesen Hohlraum stiegen sie und die Buschmänner nun paarweise hinein, wobei sie völlig aus dem Sichtfeld verschwanden, suchten eifrig nach kleinen Fettstücken entlang des Rückgrats und um die Nieren und badeten darin, wobei sie sich über und über mit dem Blut beschmierten. Dies ist eine unter allen Eingeborenen im Inneren Afrikas übliche Praxis, wann immer großes Wild wie Elefanten oder Nashörner getötet wird, besonders wenn es die ersten der Saison sind. Ob sie sich einbilden, dass dieses Blutbad ihnen Mut verleiht, kann ich nicht sagen. Sie waschen es nicht wieder ab, sondern lassen es auf sich trocknen, wo es bleibt, bis es allmählich abfällt oder abgerieben wird. Bis zu unserer Ankunft am Schauplatz war beim Herausklopfen der Stoßzähne kaum ein Fortschritt erzielt worden, da jeder diesen Teil der Arbeit seinen Gefährten überlassen und seine gesamte Zeit und Aufmerksamkeit darauf verwandt hatte, sich Leckerbissen aus fettem, saftigem Fleisch zu sichern und diese über dem Feuer zu rösten, das in der Nähe entzündet worden war. Unsere Anwesenheit

änderte jedoch bald den Stand der Dinge, und schließlich, eine Stunde nach Mittag, waren die sechs Stoßzähne nebeneinander aufgereiht, jeder Eingeborene hatte sein mit Bastfäden geschnürtes Bündel aus Fleisch und Fett, und wir waren bereit, unsere Reise fortzusetzen. Hätte es in unserer unmittelbaren Nähe Wasser gegeben, wären wir geblieben und hätten die Nacht hier verbracht; da der nächste Bach jedoch in beträchtlicher Entfernung lag, hielten wir es für das Beste, weiterzuziehen.

Ein Marsch von etwa acht oder zehn Meilen durch niedrige, spärlich bewaldete Hügel führte uns zu einem kleinen Fluss. Da es bereits recht spät war, schlugen wir sogleich unser Lager nahe dem Gipfel einer Anhöhe auf der gegenüberliegenden Seite auf. Natürlich gab es an jenem Abend eine Extraportion Garn zu spinnen, und am behaglich lodernden Logfeuer sitzend, schlugen wir die Schlacht erneut und erlegten unser Wild noch einmal. Auch unsere einheimischen Begleiter, die in einem Überfluss der fettsten und geschätztesten Teile der drei Elefanten schwelgten, tanzten und sangen „à qui le mieux"; und schließlich begannen einige herumstreifende Hyänen, die das in Girlanden an allen Bäumen rund um unser Lager hängende Fleisch gewittert hatten, uns mit ihrem kläglichen, melancholischen Geheul ein Ständchen zu bringen. Doch schließlich begann der Schlaf, „des müden Geistes süßer Tröster", sich über uns zu senken. So riefen wir den Kaffern zu, sie sollten ihr wildes und lärmendes Treiben einstellen und die Feuer schüren – besonders jenes, das wir mit Blick auf das morgige Frühstück über einem Erdloch entzündet hatten, in dem ein riesiger Klumpen Elefantenrüssel lag. Wir wickelten uns in unsere Decken und vergaßen bald alle Sorgen und Mühen dieser Welt.

Am Samstag, dem 27. Juni, erhaschten wir schließlich vom Kamm eines hohen Sandgürtels aus den ersten Fernblick auf die weltberühmten Victoriafälle des Sambesi. Unser Führer hatte uns offensichtlich weit von unserem direkten Kurs abgebracht; denn anstatt genau bei den Fällen auf den Fluss zu stoßen, wie es hätte sein sollen, befanden wir uns nun weit östlich davon. Doch wir alle waren ihm für diesen Fehler dankbar, denn andernfalls hätten wir nicht nur den herrlichen Blick aus der Vogelperspektive auf das gesamte Sambesi-Tal verpasst, den wir nun genossen, sondern hätten wahrscheinlich auch nicht, wie wir es am folgenden Tag taten, jene bemerkenswerte Schlucht untersucht, durch die der Fluss unterhalb der Fälle fließt. Von unserem Standort aus war der Anblick wahrhaft prachtvoll; wir mussten gut zwanzig Meilen entfernt sein, aber die ungeheuren Gischtmassen, die wie weiße, federleichte Wolken aus der langen, schmalen Schlucht hoch in die Luft stiegen, in die der Fluss (mehr als eine Meile breit) wahnsinnig hinabstürzte, schienen kaum zwei Meilen entfernt zu sein.

Mit Mr. Gardens Glas konnten wir durch die weniger dichten Teile der Gischt den breiten, blauen Fluss sehen, der mit dicht bewaldeten Inseln übersät war, und hier und da sogar die hohen, dünnen Stämme und anmutigen, gefiederten Kronen mehrerer hoher Palmen ausmachen. Zwischen unserem Standort und dem Fluss lag unter uns ausgebreitet jene raue, zerklüftete Gegend, die ich zuvor erwähnt habe, in alle Richtungen zerschnitten von unzähligen Spalten und Klüften. Deren Unebenheiten verliehen ihr, unterstützt durch den Zauber, den die Entfernung unweigerlich ausübt, einen für das Auge angenehmen Anblick, wenngleich sie zu Fuß eines der mühsamsten Geländestücke ist, die ich kenne. Auf der anderen Seite des Flusses erhoben sich nacheinander Kette um Kette niedriger, gut bewaldeter Hügel, deren fernste am Horizont mit dem Himmel verschmolzen und eines der schönsten Panoramen begrenzten, die mir bisher zu schauen vergönnt war.

Unsere Buschmänner und Kaffern aus dem Matabele-Land konnten die Gischtwolke überhaupt nicht verstehen und machten die naivsten Bemerkungen darüber; sie behaupteten, es sei Dampf, der aus kochendem Wasser aufsteige, und fragten dann unseren Führer, wie es deren Leute geschafft hätten, einen so großen Topf zu bauen! Da es noch früh war, als wir die Fälle zum ersten Mal erblickten, hofften wir, sie oder ihre

unmittelbare Nähe vor Einbruch der Dunkelheit erreichen zu können; doch nie wurden irrende Sterbliche mehr getäuscht. Aufgrund der zahllosen Schluchten, von denen jede tiefer und steiler als die vorherige war, befanden wir uns bei Sonnenuntergang immer noch mindestens acht oder zehn Meilen vom ersehnten Ziel entfernt, obgleich wir nicht mehr als eine Meile von der tiefen Schlucht entfernt waren, an deren Grund der Fluss unterhalb der Fälle fließt. In jener Nacht lagerten wir auf dem Gipfel eines kleinen runden Hügels und wurden vom tiefen, beständigen Dröhnen des herrlichsten Wasserfalls der Welt in den Schlaf gewiegt.

Obwohl die Victoriafälle nur 18 Grad südlich des Äquators liegen, sind die Nächte zu dieser Jahreszeit sehr kalt. Tagsüber ist die Temperatur etwa so wie an einem Sommertag in England, aber die Atmosphäre ist viel trockener und daher nicht so drückend. Dies ist natürlich die kalte Jahreszeit, und schon Ende August wird ein gewaltiger Umschwung eintreten.

Am Morgen des 28. brachen wir auf, um die Fälle aus nächster Nähe zu sehen, fest entschlossen, direkt zum Fluss hinunterzusteigen und dann am Rand der Schlucht entlangzustreifen, durch die er hier fließt. Diese Schlucht ist an sich ein höchst wunderbarer Anblick und muss in vielerlei Hinsicht den tiefen Canyons im Nordwesten Amerikas ähneln. Die Wände dieser kuriosen Spalte in der Erdoberfläche sind mehr als steil – sie sind überhängend –, und an ihrem Grund, in einer Tiefe von vielen hundert Fuß, fließt der Fluss als kochender, schäumender Wildbach.

Wir folgten nun dem Lauf des Flusses und machten oft weite Umwege, um die vielen steilen Klüfte zu umgehen. Unterwegs schoss Mr. Garden eine Wasserbockkuh, die er mit einer Kugel durch den Nacken auf der Stelle zur Strecke brachte. Da wir noch nicht gefrühstückt hatten, schnitten wir sogleich die Leber heraus, entzündeten ein Feuer und machten kurzen Prozess damit.

Als wir uns den Fällen näherten, stellten wir fest, dass der Fluss in scharfen Zickzacklinien verlief und seine allgemeine Fließrichtung immer wieder kreuzte, sodass wir, indem wir von Punkt zu Punkt abkürzten, nicht einmal ein Viertel des Weges zurücklegten, den wir hätten gehen müssen, wenn wir dem Rand der Schlucht gefolgt wären. Schließlich, gegen Mittag, standen wir am Rande der Fälle selbst. Wie wünschte ich, ich könnte Ihnen eine Vorstellung von deren wunderbarer Erhabenheit und Schönheit vermitteln! Doch die Aufgabe übersteigt meine Kräfte bei Weitem. Stellen Sie sich einen mehr als eine Meile breiten Fluss vor, der plötzlich über einen 400 Fuß tiefen Abgrund stürzt, der in einer vollkommen geraden Linie über seine gesamte Breite verläuft; vielleicht kann die Fantasie anhand dieser nackten Fakten in gewissem Maße ausmalen, welch grandioser Anblick die Victoriafälle des Sambesi sein müssen. Der Fluss stürzt in einen schmalen Riss in der Erde, der quer zu seinem Lauf verläuft. Dieser Riss, das Ergebnis einer Naturkatastrophe, ist nur etwa 100 Yards breit, und der Auslass daraus, der nahe dem Nordufer liegt, ist noch enger. Beide Seiten dieses eine Meile langen Spaltes, in den der Fluss stürzt, sind vollkommen steil, sodass man am Rand bis zum Auslass entlanggehen kann, direkt gegenüber den Fällen und auf derselben Höhe wie der Fluss oberhalb derselben. Die gleichmäßige Front der Fälle wird durch zwei Inseln unterbrochen, beide nahe dem Südufer gelegen, von denen eine durch Dr. Livingstone „Garden Island“ getauft wurde. Dies spielt jedoch keine große Rolle, da aufgrund der dichten Gischt, die aus dem Abgrund hoch in die Luft steigt, niemals mehr als 200 oder 300 Yards auf einmal gesehen werden können.

Während wir den Fällen gegenüberstanden, war das Dröhnen ohrenbetäubend, und die Gischt war so dicht, dass wir absolut nichts sehen konnten, außer wenn ein Windstoß sie für einen Moment beiseite blies. Doch diese Augenblicke waren prachtvoll. Man steht, das

muss man verstehen, am äußersten Rand der Schlucht, auf einer Ebene mit dem Fluss oben und nur getrennt vom Katarakt durch die Breite der Öffnung (etwa 100 Yards), in die er hineinstürzt. Wenn also ein plötzlicher Windstoß die Gischt direkt vor einem wegweht, sieht man den wunderschönen blauen Fluss, übersät mit dicht bewaldeten, palmentragenden Inseln, scheinbar so still und ruhig wie ein See, wie er friedlich dahinfließt, achtlos der kommenden Gefahr, bis er mit einem Krachen als eine einzige, prächtige Masse aus flockigem, schneeweißem Schaum in einen 400 Fuß tiefen Abgrund springt. Wo immer man auch hinschaut: Die Sonnenstrahlen, die auf die fallenden Schaummassen scheinen, bilden eine doppelte Zone prismatischer Farben, von deren Tiefe und Brillanz niemand eine Vorstellung haben kann, der nur die vergleichsweise schwachen Tönungen eines gewöhnlichen Regenbogens gesehen hat. Das sind die Victoriafälle – eines der, wenn nicht *das* erhabenste Naturschauspiel auf dieser Seite des Paradieses.

Mr. Garden, der auch die Niagarafälle gesehen hat, ist der Ansicht, dass die Victoriafälle alles in allem an Erhabenheit und Pracht überlegen sind, obwohl bei ersteren die Wassermasse größer ist als an jedem Teil der letzteren; doch Vergleiche sind unangenehm, und zweifellos zeichnet sich jeder Wasserfall auf unterschiedliche Weise aus. Überall im Umkreis von hundert Yards um den Katarakt wird man von der Gischt natürlich in kürzester Zeit durchnässt, und nahe am Rand ist es, als stünde man in einem Teich. Der schmale Spalt, der als Abfluss des Flusses dient, biegt um und verläuft 500 oder 600 Yards parallel zum Abgrund, um sich dann, wie zuvor beschrieben, mehrmals im Zickzackkurs vor- und zurückzuwinden. Auf der so entstandenen Landzunge ist der Boden durch die ständige Durchnässung der Gischt immer feucht und sumpfig, und auf ihm befindet sich ein dichter Hain großer Bäume einer mir unbekannten Art sowie in einigen Teilen dichtes Unterholz, das aus Palmenbüschen und anderen Sträuchern besteht. Dieser feuchte und schattige Rückzugsort bildet (besonders während der heißen Jahreszeit) einen beliebten Aufenthaltsort für Elefanten und Büffel, daneben auch für Wasserböcke, Kudus, Impalas usw. Die frische Fährte zeigte uns, dass eine Büffelherde den Ort kurz vor unserer Ankunft verlassen hatte, und die gewaltigen Fußabdrücke von Elefanten und Flusspferden zeugten davon, dass einige dieser Tiere ebenfalls erst vor Kurzem hier gewesen waren.

Bevor wir diesen herrlichen Ort verließen, gingen wir hinauf, um uns den Eingang der Schlucht anzusehen, in die der Fluss stürzt, wenn er aus dem Abgrund der Fälle hervortritt. Als wir uns dem Rand näherten, erblickte ich als Erster keine zwanzig Yards vor mir durch die dichte, neblige Gischt eine kleine Antilope, die ich für einen Riedbock hielt. Sie stand da und graste buchstäblich am äußersten Rand des schrecklichen Abgrunds, völlig ungeachtet des Getöses der herabstürzenden Wassermassen, der durchnässenden, durchdringenden Gischt (die uns mittlerweile bis auf die Knochen frösteln ließ) und, schlimmer als alles andere, der rücksichtslosen Eindringlinge in ihr feuchtes Reich. Eine Kugel aus Mr. Gardens Gewehr, die ihr das Vorderbein brach, war der erste Hinweis, den sie auf unseren Standort erhielt, und eine weitere durch die Schulter gab ihr den Rest. Nachdem die Kaffern sie aus der Reichweite der Gischt getragen hatten, um sie zu häuten und das Fleisch zu zerlegen, wurde meine Aufmerksamkeit durch den Ausruf eines meiner Matabele-Kaffern auf sie gelenkt: „Was für ein Bock ist das? Es ist kein Riedbock — sieh dir seinen Schwanz an!“ Als ich das tat, sah ich sofort, dass es eine Art war, die mir völlig unbekannt war. Es war ein Weibchen, etwa von der Größe eines Riedbocks, aber etwas schwerer im Körperbau und von einer Art fuchsroten Farbe, mit langem, lockigem Haar auf dem Rücken und den Hinterläufen. Wir dachten zuerst, es sei ein Letschwe-Weibchen, aber auf Nachfrage bei unseren Sambesi-Eingeborenen erklärten sie es für einen Puku, eine von Dr. Livingstone entdeckte Antilope, die er nach Major Vardon benannt hatte (*Cobus Vardoni*). Sie sagten, es

gäbe hier nur sehr wenige, aber weiter oben am Sambesi, am Nordufer, und am Südufer des Chobe seien sie häufig; und dies stellten wir später auch fest.

Oberhalb der Fälle, von dem etwa sechzig Meilen entfernten Punkt an, wo der Chobe einmündet, fließt der Sambesi durch niedrige, wellenförmige, waldbedeckte Sandrücken, die hier und da in schroffen Felsklippen oder steinigen Hügeln gipfeln. Seine Ufer und die Inseln, mit denen sein breiter blauer Busen übersät ist, sind mit anmutigen, federartigen Palmen zweier Varietäten geschmückt, unter denen am Nordufer manch kleine Gruppe ordentlich aussehender Eingeborenenhütten zu sehen ist. Alles in der Nähe dieses herrlichen Flusses wirkt grün und lächelnd. Sein Wasser ist von tiefem Blau, so rein und klar, wie man es sich nur wünschen kann. In den stillen, tiefen Abschnitten hinter den Inseln oder in den ruhigen, schattigen Buchten, die durch eine Landzunge gebildet werden, tummeln sich Herden von Flusspferden in fast völliger Sicherheit; während von den Bäumen und Büschen, die seine Ufer säumen, fremdartige Vögel, aufgeschreckt durch die Annäherung der Eindringlinge, ihren Weg zu sichereren Rückzugsorten suchen; und ab und zu sieht man den stattlichen weißköpfigen Schreiseeadler, wie er in anmutigen Kreisen hoch oben schwebt oder auf dem obersten Ast eines verdorrten Baumes sitzt und von Zeit zu Zeit den lauten, kreischenden Schrei ausstößt, der dem Adlergeschlecht eigen ist.

Selbst in einem fruchtbaren, wasserreichen Land ist der erste Anblick eines schönen Flusses immer angenehm; aber nach unserer langen Reise durch die unsäglich trostlosen, sandigen, durstigen, stillen und leblosen Einöden, die sich in ungebrochener Monotonie von den Ufern des Sambesi bis zum fernen Limpopo erstrecken, wirkte der Anblick der herrlichen fließenden Wasserfläche und der subtropischen Üppigkeit und des Grüns der umgebenden Landschaft wie eine Vision des Paradieses auf unsere durstigen Augen. Ich kann hier gleich erwähnen, dass wir den Sambesi und die Victoriafälle unter den günstigsten Umständen sahen, denn da die Regenfälle in der vergangenen Saison beispiellos schwer gewesen waren und noch nicht lange zurücklagen, war der Fluss bei unserer Ankunft immer noch außergewöhnlich hoch und die Wassermenge an den Fällen viel größer, als es gewöhnlich der Fall ist; denn mit Ausnahme der Stellen, wo sie durch die zwei zuvor erwähnten Inseln unterbrochen wurde, bot die Front der Fälle eine einzige, ununterbrochene Schaumwand, und nirgendwo waren die Felsen zu sehen, die ihre Regelmäßigkeit beeinträchtigten, als Mr. Baines 1862 seine exzellenten und sehr präzisen Zeichnungen davon anfertigte. Ich selbst stattete den Fällen später im folgenden Oktober, ganz am Ende der Trockenzeit, einen zweiten Besuch ab, als der Fluss seinen niedrigsten Stand hatte; und obwohl sie immer noch ein großartiger Anblick waren und gleichzeitig, da die Gischt viel geringer war, eine weit umfassendere Sicht möglich war als bei meinem ersten Besuch, war der Effekt meiner Meinung nach nicht zu vergleichen mit dem, der durch das Herabstürzen der weit größeren Wassermasse erzeugt wurde, die ich damals sah.

Während der zwei folgenden Tage, Montag und Dienstag, blieben wir in unserem Lager nahe den Fällen, unternahmen kurze Ausflüge flussauf- und flussabwärts und kehrten immer wieder zurück, um unsere Augen noch einmal an dem mächtigen Katarakt zu weiden; und am Montagabend, als der Mond im Vollmond stand, gingen wir hin, um die Fälle bei seinem Licht zu betrachten. Seine blassen, sanften Strahlen waren jedoch nicht in der Lage, die dichten Massen silbriger Gischt zu durchdringen, auf denen sie dennoch einen vollkommenen doppelten Mond-Regenbogen einprägten, dessen sanfte Farbtöne an Schönheit den prunkvolleren Farben seines tageszeitlichen Verwandten in nichts nachstanden.

Während dieser zwei Tage kamen sehr viele Eingeborene in Kanus von ihren Dörfern am Nordufer herüber (die Südseite ist hier aus Furcht vor Invasionen der Matabele

unbewohnt) und brachten Körbe mit Korn, Mais, Bohnen und Erdnüssen zum Verkauf. Ihre Kanus sind einfach grob ausgehöhlte und an den Enden abgerundete Baumstämme und sind sehr zerbrechlich wirkende Fahrzeuge; sie werden gewöhnlich von zwei Eingeborenen gepaddelt, einer im Bug und der andere im Heck, und befördern nicht mehr als einen Passagier, der in der Mitte sitzt.

Entlang der Flussufer fanden wir hier, dass die Eingeborenen eine große Anzahl von Fallgruben gegraben hatten, etwa zehn Fuß tief, um Flusspferde, Elefanten oder Büffel zu fangen. Da diese immer in den Pfaden dieser Tiere platziert und ordentlich mit trockenem Gras abgedeckt sind, sind sie äußerst schwer zu entdecken, selbst wenn man weiß, dass solche Dinge vorhanden sind; aber der arglose Reisende, der von dergleichen nichts weiß, wird mit ziemlicher Sicherheit früher oder später in einer von ihnen verschlungen. Dies geschah zwei Personen unserer Gruppe, von denen glücklicherweise keiner in irgendeiner Weise verletzt wurde. Danach übernahmen wir den Plan, einen der Kaffern vorangehen zu lassen, der uns rechtzeitig vor ihrem Standort warnte, indem er sie entweder mit einer Assegai aufdeckte oder hineinfiel – ein Beispiel, dem wir natürlich sorgfältig nicht folgten.

Doch die ganze Zeit über schritt die Saison schnell voran, und es war an der Zeit, auf der Suche nach Elefanten weiterzuziehen; so hielten wir am Dienstagabend einen Kriegsrat ab, um zu entscheiden, in welchen Teil des Landes wir unsere Schritte als Nächstes lenken sollten. Wie das berühmte Haus, das in der Bibel erwähnt wird, waren wir unter uns gespalten. Wood wünschte, umzukehren und durch die Hügel ostwärts in das Land nahe dem Fluss Gwai zu ziehen, wo er und ich im vorangegangenen Jahr so erfolgreich gejagt hatten, während ich selbst darauf brannte, dem Sambesi nach Westen zu folgen, in der Hoffnung, in dem unbekannten Land in dieser Richtung ein Jägerparadies zu finden; und Mr. Garden und sein Bruder neigten meiner Meinung zu. So wurde schließlich beschlossen, dass Wood vierzehn unserer Kaffern und Buschmänner nehmen und sich nach Osten aufmachen sollte, wobei er die Stoßzähne der drei bereits geschossenen Elefanten mitnahm, die er bei der ersten Gelegenheit zu den Wagen nach Daka weiterleiten würde; während ich mit zehn Kaffern und zwei Buschmännern zusammen mit den Gardens und ihrem gesamten Gefolge den Fluss hinaufziehen würde.

KAPITEL VIII

Kudu — Impala — Lebenszähigkeit — Wasserbock — Ein neuer Diener — Der „Chobe"-Fluss — Puku-Antilopen — Büffel — Eine verwundete Kuh — Elefantenjagd — Löwen in der Nacht — Reichtum an Büffeln — Die „Puku-Ebenen" — Moskitos und Tsetsefliegen

Es war am 1. Juli 1874, als wir unser Lager an den Victoriafällen abbrachen, wo wir eine angenehme Woche verbracht hatten, um dieses grandios schöne Werk der Natur von jedem günstigen Punkt aus zu betrachten und immer wieder neu zu betrachten.

Dem Lauf des Flusses folgend und dicht am Ufer bleibend, fanden wir das Gehen in den meisten Teilen sehr erträglich, obwohl an manchen Stellen die Sandgürtel, die dicht bewaldet und mit dichtem Unterholz bedeckt waren, bis direkt an den Wasserrand reichten. Kurz vor Sonnenuntergang, als wir gerade eine Abkürzung über eine Landzunge machten, um eine große Flussbiegung zu vermeiden, erblickte ich den Kopf und die Ohren einer Kudukuh, die uns vom Rand eines Buschfleckens aus aufmerksam beobachtete. Ich machte Captain G. darauf aufmerksam, und er feuerte sofort, aber die Entfernung war recht groß, und ob der Schuss Wirkung zeigte oder nicht, kann ich nicht sagen; jedenfalls sprang das Tier durch die Büsche davon, gefolgt von mehreren weiteren, darunter zwei Bullen. Einer dieser letzteren trug ein sehr schönes Paar Hörner, also riss

ich mein Zehner-Kaliber-Gewehr aus den Händen des Kaffern, der es trug, und rannte mit meiner größten Geschwindigkeit am Busch entlang, in der Hoffnung, ihnen den Weg abzuschneiden, wenn sie auf der anderen Seite heraustraten. Ich kam gerade rechtzeitig, denn die Kudus waren, wie ich erwartet hatte, gegen den Wind gedreht und passierten mich im Gänsemarsch in nicht mehr als 120 Yards Entfernung. Der größte Bulle — ein prachtvolles Exemplar der vielleicht schönsten Antilope der Welt — kam als Letzter, und als er gemächlich vorbeigaloppierte, nahm ich ihn genau vor der Schulter ins Visier, um die Geschwindigkeit einzukalkulieren, mit der er sich bewegte, und feuerte. Der Schuss, der beim Aufprall laut klatschte, brachte ihn auf die Knie, aber er sprang wieder auf, bog rechtwinklig von seinem bisherigen Kurs ab und kam in weiten Sprüngen direkt in meine Richtung gelaufen. Jemand, der mit den Gewohnheiten des Tieres nicht vertraut ist, hätte geschworen, dass er angriff; aber ich wusste wohl, dass es nur der krampfartige Ansturm war, den alle Tiere machen, nachdem sie eine Kugel durch das Herz erhalten haben. Als er nur noch wenige Yards von meinem Standort entfernt war, stürzte er kopfüber zu Boden, erlangte aber seine Beine wieder, machte einen weiteren kurzen Ansturm und fiel dann erneut nach vorne — mit solcher Wucht, dass der Knochen des Unterkiefers an einem großen Stein zerbrach — und lag für immer still. Dies war der schönste Kudu, den ich bisher geschossen hatte, und in der Tat einer der schönsten, die ich je gesehen hatte, und mit Bewunderung betrachtete ich seine anmutigen Proportionen und den kleinen, wildähnlichen Kopf, der von den langen Spiralhörnern gekrönt wurde. Der Rest unserer Gruppe kam nun herbei, und wir beschlossen, da wir nur wenige hundert Yards vom Fluss entfernt waren, auf der Stelle zu lagern. So machte ich mich, freundlich unterstützt von Mr. Garden, an die Arbeit, sorgfältig die Haut von Kopf und Hals meiner Beute zu entfernen, die ich entschlossen war, in toto zu bewahren, mit dem langen Bart unter der Kehle und der Mähne im Nacken. Ich kann hier erwähnen, dass die Hörner dieses Kudus 43 Zoll in der senkrechten Höhe maßen, das heißt in einer geraden Linie von der Spitze bis zur Basis. Bei der Untersuchung stellten wir fest, dass meine Kugel ihn in der Mitte der Schulter getroffen hatte und, mitten durch das Herz gehend, unter der Haut auf der anderen Seite stecken geblieben war.

Früh am nächsten Morgen stießen wir auf eine gewaltige Herde Impalas, von denen ich eine schoss. Meine Kugel — eine Zehner auf das Pfund — traf sie, als sie gerade wegrannte, drang durch den linken Schenkel ein, riss sich einen Weg durch die gesamte Länge ihres Körpers und trat an der Brust wieder aus; und dennoch rannte dieses Tier — nicht viel größer als ein Springbock — nach Erhalt einer solchen Wunde noch mindestens 400 Yards weit und wäre uns ohne das exzellente Fährtenlesen eines meiner Masaras im Dschungel doch noch entwischt und zur Beute der Geier und Hyänen geworden. Die Lebenszähigkeit, die wilde Tiere in Südafrika — und ich vermute, auf der ganzen Welt — an den Tag legen, ist wirklich außergewöhnlich, und viele Instanzen davon sind mir persönlich untergekommen, die so wunderbar sind, dass ich sie kaum zu berichten wage.

Am Nachmittag, als wir am Fluss entlangstreiften, stürmte eine kleine Herde Wasserböcke aus einem Schilffeld hervor und kreuzte etwa 100 Yards vor uns, als sie den Dschungel anstrebten. Im Vorbeigehen feuerten wir und verwundeten zwei, aber obwohl viel Blut auf der Fährte war und wir ihnen eine beträchtliche Strecke folgten, gelang ihnen die Flucht. Später trafen wir eine kleine Gruppe Eingeborener, die von ihrem Dorf auf der anderen Seite herübergekommen waren, um zu jagen. Sie waren alle mit gewaltigen Speeren bewaffnet, aber ihre Jagd schien sich darauf zu beschränken, eine Menge Fallgruben zu besuchen und in Ordnung zu halten — denen wir glücklicherweise alle ausgewichen waren — und mit den besagten Speeren alle Tiere zu erlegen, die unglücklich genug waren, in sie hineinzustürzen. Am Abend kam einer dieser Männer in unser Lager und sagte, er wolle für einen von uns arbeiten; nach einer Menge Dolmetschen verpflichtete er sich, mein Schicksal für drei Monate zu teilen, gegen die Entlohnung mit einer Baumwolldecke, die am Ende dieser Zeit zu zahlen sei. Er war ein stattlicher,

breitschultriger Bursche, schwarz wie Ebenholz, immer gut gelaunt und bereitwillig, und erwies sich als ein ganz hervorragender Diener. Wie die meisten Eingeborenen, welche die fruchtbaren Ufer des Sambesi bewohnen, war er fett und glatt und bildete einen starken Kontrast zu meinen schmächtig gebauten, sehnigen Makalakas und Masaras. An der Stelle, an der wir in jener Nacht lagerten, war der Fluss mehr als eine Meile breit, floss über ein flaches, felsiges Bett und bot den Anblick einer Stromschnelle, obwohl keine Felsen über seine Oberfläche ragten. Als ich über diese riesige Fläche aus plätscherndem, unruhigem Wasser blickte, wobei der Kamm jeder winzigen Welle von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet wurde, hielt ich dies für eine der vollkommensten der vielen schönen Aussichten, die ich bisher entlang der Ufer des Sambesi gesehen hatte.

Früh am Morgen des folgenden Tages, als wir ein Stück schrecklich dichten Dschungels passierten, das bis zum Wasser reichte, stießen wir auf die frische Fährte von drei Elefantenbullen und kamen ihnen beim Verfolgen fast nahe (tatsächlich hatte ich gerade einen Blick auf die Hinterviertel eines Tieres erhascht), als der Wind plötzlich drehte; sie witterten uns und waren im Handumdrehen davon. Natürlich rannten wir auf der Fährte weiter, aber in einem solchen Dschungel war es hoffnungslos, denn während sie alles vor sich niederwalzten, hatten wir alle Hände voll zu tun, uns überhaupt einen Weg zu bahnen, und so mussten wir es als aussichtsloses Unterfangen aufgeben und verfluchten das widrige Schicksal, das uns sozusagen den Becher kurz vor den Lippen entrissen hatte; denn wäre der Wind nur wenige Augenblicke länger günstig geblieben, hätten wir uns dicht an sie heranschleichen können und einen prächtigen Schuss auf das stehende Tier erhalten.

Am Nachmittag schoss Mr. G. einen Wasserbockbullen, etwa zu drei Vierteln ausgewachsen, und obwohl das Fleisch dieser Antilopenart sehr grob und von schlechtem Geschmack ist, fanden wir seine Markknochen ganz ausgezeichnet, und sie erwiesen sich als willkommene Ergänzung zu unserem Abendessen. Der nächste Tag war Samstag (4. Juli), unser vierter Tag seit dem Verlassen der Fälle, und kurz nach Mittag erreichten wir „Umparira“, den Ort, den ich bereits erwähnt habe und der genau am Zusammenfluss von Chobe und Sambesi liegt. Wir fanden hier zwei Griqua-Jäger im Dienst von Mr. Westbeech, und da sie daran dachten, in wenigen Tagen zu seinen Wagen nach Pandamatenka zurückzukehren, überredete ich sie, den Kopf und die Hörner des Kudus, den ich einige Tage zuvor geschossen hatte, mit sich zu nehmen. Gleichzeitig gab ich ihnen einen Brief an ihren „Baas“ mit, in dem ich ihn bat, so freundlich zu sein und sie bei der ersten Gelegenheit an meine eigenen Wagen nach Daka weiterzuleiten. Diese Griquas erzählten uns, sie hätten erst an diesem Morgen ganz in der Nähe einen Elefantenbullen getötet und seien gerade erst davon zurückgekehrt. Dieser Elefant war einer von vieren, die in der Nacht heruntergekommen waren und nur wenige hundert Yards von ihrem Lager entfernt getrunken hatten; nachdem sie von einigen Eingeborenen, welche die frische Fährte gefunden hatten, über diese Tatsache informiert worden waren, folgten sie ihnen in den dichten Busch nahe dem Fluss, holten sie ein, brachen einem Tier beim ersten Schuss die Schulter und töteten es schließlich. Dies, so sagten sie, sei der erste Elefant gewesen, den sie in dieser Saison getötet hätten, da sie schwer unter Fieber gelitten hatten, immer noch sehr schwach seien und folglich nicht viel jagen könnten. Einer von ihnen, Jacob Ourson mit Namen, erzählte uns, er sei im vorangegangenen Jahr eine gewisse Strecke den Chobe hinauf gewesen, und gab uns einige Informationen über das Land.

Er sagte, die Sandrücken entlang des Flusses seien mit dichtem Dschungel bedeckt, in dem er im vergangenen Jahr reichlich Elefanten und unzählige Büffel gefunden habe. Umparira ist ein abscheulich aussehender Ort, gelegen in einem Sumpf zwischen den beiden Flüssen, der an nichts anderes denken lässt als an Fieber, Schüttelfrost und Moskitos. Es ist ein höchst ungesunder Ort, und die Gräber dreier englischer Händler, die

dort am tödlichen Malariafieber starben, bezeugen diese Tatsache. Es entspricht genau meiner Vorstellung von Eden in *Martin Chuzzlewit*, und allein der Anblick des Ortes reicht fast aus, um Schüttelfrost zu bekommen. Da wir uns geraume Zeit mit Jacob Ourson unterhalten hatten, war es spät, bevor wir wieder aufbrachen, und in jener Nacht lagerten wir nur wenige Meilen von Umparira entfernt. Der Chobe ist nahe seiner Mündung in den Sambesi ein schöner, tiefer Fluss von mehreren hundert Yards Breite. Wir stellten fest, dass das Wort „Chobe" (welches laut Dr. Livingstone der Name war, unter dem dieser Fluss den Makololo zur Zeit von Sebituane bekannt war) den heute an seinen Ufern lebenden Eingeborenen nichts sagt; sie haben keinen speziellen Namen für ihn, sondern nennen ihn gegenüber jeder Stadt anders, und „Chobe" ist sehr wahrscheinlich nur der Name eines bestimmten Teils oder des Häuptlings einer Stadt an seinen Ufern, den der große Forscher besuchte.

Am nächsten Tag (Sonntag) setzten wir unsere Reise westwärts entlang des Südufers des Chobe fort, der hier fast genau nach Osten fließt. Wie uns mitgeteilt worden war, fanden wir einen dichten, zusammenhängenden Dschungel vor, durchsetzt mit großen Waldbäumen, der an den meisten Stellen fast bis an das Wasser reichte. Dieses dschungelbedeckte Land steigt mancherorts schroff an, an anderen in einem sanften Hang, und lässt am Ufer einen Streifen offenen Geländes (von 10 bis 100 Yards Breite), der mit kurzem Gras bewachsen ist und zweifellos aus Schwemmland besteht. Auf der anderen Seite des Flusses erstreckt sich, so weit das Auge reicht, eine weite Fläche flachen, sumpfigen Landes, das von zahlreichen tiefen, deutlich ausgeprägten Wasserläufen durchzogen wird, die hier eine Art Netzwerk zwischen dem Chobe und dem Sambesi bilden. Während wir vorankamen, wurden Spuren der Anwesenheit von Elefanten und Büffeln immer häufiger, und wir hielten scharf Ausschau nach frischen Fährten; von Zeit zu Zeit beobachteten uns Herden von Puku-Antilopen (einer seltenen Art von Wasserböcken, die nur an den Ufern des Chobe und Sambesi vorkommen) neugierig, wenn sie durch unsere Annäherung beim Äsen am Wasser gestört wurden, und sprangen dann in den Dschungel hinauf. Drei von ihnen fielen jedoch im Laufe des Vormittags unseren Gewehren zum Opfer, wovon eines – ein junger Bock – das erste dieser Tiere war, das ich je schoss. Da es Sonntag war und wir das Fleisch der drei Pukus zerlegen wollten, machten wir kurz nach Mittag Halt und säuberten an einer geeigneten Stelle einen Platz direkt am Rand des Busches, um dort unser Nachtlager einzurichten.

Etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang, des Stillsetzens müde und neugierig, ob es in der Nachbarschaft Elefantenfährten gäbe, rief ich meine Kaffern zusammen und brach zu einer Besichtigungstour auf. Als wir in den Busch vordrangen, fanden wir Elefanten- und Büffelspuren, die ihn in alle Richtungen kreuzten und wiederkreuzten, so sehr, dass ich fast erwartete, noch am selben Abend auf eine Herde der erstgenannten zu stoßen, und sicher war, bald einige der letzteren zum Trinken herkommen zu sehen. Etwa eine Stunde Fußmarsch von unserem Lager entfernt überquerte ich ein offenes Tal, das im rechten Winkel zum Fluss zwischen zwei dschungelbedeckten Sandrücken verlief; dort führten mehrere große Wildpfade zum Wasser, die von Büffeln und Elefanten gut ausgetreten waren. Angesichts der großen Menge an Spuren aller Daten bis zur vorangegangenen Nacht hatte ich keinen Zweifel, dass dieses Tal eine bevorzugte Route zum und vom Fluss bildete, und merkte mir den Ort als guten Platz vor, um in Mondnächten auf sie zu lauern. Da es bereits spät war, als ich aufbrach, war ich noch nicht weit über diesen Punkt hinausgekommen, als mich das Verschwinden der Sonne hinter den Baumwipfeln warnte, dass nicht mehr als eine halbe Stunde Tageslicht verblieb; ich kehrte um, um das Lager vor der Dunkelheit zu erreichen. Als ich wieder an dem oben erwähnten offenen Tal ankam, fand ich es von einer großen Herde von zwei- oder dreihundert Büffeln besetzt, die während meiner Abwesenheit aus dem umgebenden Dschungel hervorgekommen waren und nun ruhig zum Fluss hinunterzogen, um ihren Abendtrunk einzunehmen. Obwohl ich eigentlich nicht schießen wollte, aus Angst,

Elefanten zu stören, die sich – wer weiß – in Hörweite befinden könnten, hatte ich andererseits den starken Wunsch nach einem schönen fetten Büffelsteak zum Abendessen. Schließlich vergaß ich alle klügeren Vorsätze und gab dem Flehen meiner Kaffern nach, die mich unentwegt baten, ihnen eine fette Kuh zu schießen; ich nahm mein Elefantengewehr Kaliber 4 und rückte gegen die noch ahnungslose Herde vor, entschlossen, wenn möglich einen zu erlegen.

Diejenigen, die am nächsten standen, waren etwa 120 Yards vom Rand des Busches entfernt, jenseits dessen es außer ein paar vereinzelten großen Goussy-Bäumen keine Deckung gab. Indem ich jedoch vorsichtig auf Händen und Knien vorwärtskroch, gelang es mir, auf etwa 80 Yards heranzukommen, als eine alte Kuh mich bemerkte, den Kopf hob und starr in die Richtung blickte, in der ich kauerte. Es war keine Zeit zu verlieren, da ich sah, dass sie gründlich alarmiert war; so suchte ich mir eine schöne fette Kuh aus, die breitseits dicht neben ihr stand, hob mein schweres Gewehr, zielte kurz hinter ihre Schulter und feuerte. Das laute Brüllen, das dem Schuss folgte, verriet mir, dass sie schwer getroffen war, aber ich konnte nichts sehen, denn die ganze Herde, aufgeschreckt durch den Knall, stürmte in wildem Schrecken zusammen und stand nun in einer dichten Masse ihrem verborgenen Feind gegenüber, wodurch die verwundete Kuh meinem Blick wirksam entzogen wurde. Einen Augenblick später, scheinbar überzeugt, dass etwas Gefährliches in der Nähe war, drehten sie um und galoppierten über das Tal davon, dem Busch auf der gegenüberliegenden Seite entgegen. Als sich der Staub, den ihre vielen Füße aufgewirbelt hatten, gelegt hatte, sah ich diejenige, die ich verwundet hatte, noch immer dort stehen, wo sie getroffen worden war, und dachte, es sei um sie geschehen; doch als sie mich hinter einem Baum hervortreten sah, drehte sie sofort bei und flüchtete in den Dschungel.

Als die Herde nach meinem Schuss zusammengelaufen war, mit mehreren bösartig aussehenden alten Bullen an der Spitze, hatten sich meine einheimischen Begleiter überstürzt zum Rand des Busches zurückgezogen (mit Ausnahme eines Masaras, der einen kleinen, an einer Assegai über der Schulter hängenden Wasserkürbis trug), sonst hätte ich der Kuh mit meinem zweiten Gewehr noch einen Schuss geben können, bevor sie zur Flucht ansetzte. Obwohl offensichtlich schwer verwundet, schaffte sie es dennoch, mit großer Geschwindigkeit voranzukommen, und erreichte den Busch mindestens 100 Yards vor mir und dem Buschmann, die wir so schnell wie möglich folgten, während die Kaffern mit meinen Gewehren ein beträchtliches Stück zurücklagen. Direkt innerhalb des Dschungelrandes befand sich ein sehr dichtes Dickicht, das im Gegensatz zum Großteil stark belaubt war, und dahinter drehte sich der verwundete Büffel um und stellte sich, auf seine Verfolger wartend. Ohne an diese List zu denken (eine sehr gewöhnliche Taktik sowohl bei Büffeln als auch bei Elefanten) und im Glauben, sie sei noch ein gutes Stück voraus, rannte ich ihr fast direkt in die Hörner, bevor ich sie sah; im selben Moment sah sie mich und griff sofort an, mit feurigen Augen, weit vorgestreckter Nase und wütend schnaubend. Glücklicherweise stand sie nicht frontal, sondern breitseits zu mir und konnte daher nicht direkt auf mich losgehen, sondern musste erst um das Gebüsch herum. Dies gab mir Zeit, zur Seite durch die Büsche zu springen, als sie vorbeistürmte; sofort stürzte sie sich auf den Buschmann, der an einem kleinen Bäumchen hochsprang und seinen Körper gerade noch außer Reichweite schwang, als sie unter ihm hindurchfegte. Sie war so nah, dass sie den mit Wasser gefüllten Kürbis, den er an einer Assegai getragen hatte und der hinter ihm zu Boden fiel, mit ihren Füßen oder Hörnern in Stücke schmetterte, fast in dem Moment, als er den Boden berührte. Danach drehte sie sich um und blieb unter dem sehr dünnen Baum stehen, an dem der Buschmann hing, blickte zu ihm hoch und schnaubte wütend, versuchte jedoch nicht, den Baum umzustoßen, was sie wohl hätte schaffen können, hätte sie es nur versucht. In diesem Augenblick erreichte der Kaffe, der mein Zehner-Gewehr trug, den Schauplatz, vom Büffel unbemerkt, feuerte und schoss daneben, woraufhin sie sich wieder hinter das

Gebüsch zurückzog, von dem aus sie zuerst angegriffen hatte. Inzwischen hatte ich jedoch mein zweites Elefantengewehr in den Händen, kroch heran und gab ihr eine weitere Kugel auf die Schulterspitze, genau in dem Moment, als sie mich erblickte und erneut zum Angriff ansetzte. Bei Erhalt dieser zweiten Kugel stürzte sie zu Boden; ich griff mir eine Assegai und zusammen mit mehreren Kaffern rannten wir herbei und gaben ihr den Rest, bevor sie sich wieder erheben konnte. Sie erwies sich als eine trockene Kuh in glänzender Verfassung. Die Sonne war nun untergegangen, also verloren wir keine Zeit, das Fleisch zu zerlegen und zum Lager aufzubrechen, welches wir nach einem mühsamen Marsch im Dunkeln durch den dichten Dornenbusch schließlich erreichten.

Bei meiner Ankunft stellte ich fest, dass Mr. Garden, der wie ich am Nachmittag zu einem Spaziergang aufgebrochen war, noch nicht zurückgekehrt war. Captain Garden hatte während meiner Abwesenheit eine weitere Puku-Antilope geschossen, was unser viertes Tier an diesem Tag war. Da die Nacht sehr dunkel und der Busch selbst am Tage unangenehm dicht war, dachten wir schon, Mr. Garden müsse sich verirrt haben, und wollten gerade zwei Schüsse abgeben, um ihn zu leiten, als wir in der Ferne Stimmen hörten; wenige Minuten später trat er ins Lager, und wir alle vertieften uns bald in den Inhalt eines Topfes mit Puku-Eintopf. Mr. G. hatte einen alten Büffelbullen mit seinem .500 Express-Gewehr geschossen und den grimmig aussehenden Kopf mit ins Lager gebracht. Es muss ein sehr altes Tier gewesen sein, denn das Gesicht war fast haarlos und die Hörner standen sehr eng beieinander, aber wie bei den meisten Büffeln in diesem Teil des Landes waren sie gar nicht weit ausladend, dafür jedoch sehr tief, zerfurcht und knorrig wie der Stamm eines alten Baumes. Mr. Garden hatte ebenfalls viele Elefantenfährten bemerkt, und da wir uns einig waren, dass es in diesem dichten Dschungel nutzlos wäre, gemeinsam zu jagen (da vermutlich selten mehr als ein Elefant gleichzeitig zu sehen wäre), beschloss ich, mich am folgenden Tag von meinen freundlichen Begleitern zu trennen und fortan allein zu jagen.

Dementsprechend stießen wir am nächsten Morgen beim Überqueren des Tals, in dem ich am Vorabend den Büffel geschossen hatte, auf die frische Fährte von Elefanten, die während der Nacht zum und vom Fluss gezogen waren. Ich schlug meinen Freunden vor, dass sie diesen folgen sollten, während ich weiter flussaufwärts ziehen würde. Dem wollten sie nicht zustimmen, sondern bestanden darauf, dass ich die Fährte aufnehmen und sie weiterziehen sollten, da sie sicher bald andere Spuren finden würden; so beschlossen wir es schließlich und trennten uns mit herzlichen Wünschen für gegenseitigen Erfolg und der Hoffnung, uns bald wiederzusehen. Ich verlor keine Zeit mit den Vorbereitungen für die Verfolgung der Elefanten; nachdem ich meine Decken und das restliche Gepäck zusammen mit dem ganzen Büffel- und Pukufleisch abgestellt und zwei Kaffern zur Bewachung zurückgelassen hatte, brach ich sofort auf, wobei ich darauf achtete, alle Kürbisse mit Wasser zu füllen und die große amerikanische Axt nicht zu vergessen, um im Erfolgsfall die Stoßzähne herauszuhacken. Nach sorgfältiger Prüfung der Fährte meldeten meine Buschmänner, dass es vier Elefanten seien: ein großer, ausgewachsener Bulle und drei jüngere. Etwa eine halbe Meile lang waren sie einem der Pfade gefolgt, die das Tal hinaufführten, und bogen dann in den benachbarten Dschungel ab, in Richtung flussabwärts, aus der wir an diesem Morgen gekommen waren. Sie hatten während des Ziehens ruhig gefressen, und ich war sicher, dass wir sie bald einholen würden, sofern sie uns nicht witterten. Doch ich befürchtete sehr, dass dieser Fall eintreten würde, denn der Wind drehte und wechselte ständig auf höchst quälende Weise; und da auch die Elefanten keinen bestimmten Kurs hielten, sondern in alle Richtungen hin- und herwechselten, begann ich zu fürchten, dass sie uns sicher wittern würden, bevor ich an sie herankommen konnte. Zudem war der Dschungel furchtbar dicht, und an vielen Stellen fiel es uns schwer, überhaupt hindurchzukriechen.

Nachdem wir etwa drei Stunden lang auf diese Weise langsam und vorsichtig der Fährte gefolgt hatten, zeigten uns mehrere unverkennbare Zeichen, dass wir nicht weit hinter unserem Wild waren und jeden Moment auf sie stoßen könnten. Kurz darauf blieb der Masara, der mein Gewehr trug und die Fährte las, plötzlich stehen, deutete nach vorne und stieß das eine Wort „Nansia" (Da sind sie) aus, unmittelbar gefolgt von „Ee-ya-balecka" (Sie rennen weg). Im selben Augenblick erhaschte ich den Umriss einer gewaltigen grauen Masse, die im Halbschritt, Halblauf keine dreißig Yards von uns entfernt vorbeizog. Das feinnasige Tier war noch nicht in voller Flucht und hatte wahrscheinlich nur den leisesten Hauch verdorbener Witterung abbekommen, aber es war keine Sekunde zu verlieren. Ich griff mein Gewehr, hielt es mit beiden Händen, die Mündung nach vorn gerichtet und bereit, es im Nu an die Schulter zu heben, und stürmte so schnell wie möglich durch den Dschungel, um den Elefanten, den ich gesehen hatte, abzufangen und ihm aus nächster Nähe einen Schuss in die Schulter zu geben. Auf diese Weise, nur an den einen denkend, den ich bereits gesehen hatte, rannte ich fast unter die Stoßzähne eines anderen gewaltigen alten Bullen, der, noch ohne jede Ahnung von Gefahr, frontal zu mir hinter einem dichten Busch stand. Als er mein Rascheln hörte, hob er Kopf und Rüssel, entblößte ein Paar schöner, dicker Stoßzähne und starrte mich mit seinen bösartig aussehenden Augen an, während er seine enormen Ohren aufstellte. Das war meine Chance: Kaum ein halbes Dutzend Yards trennten uns, und da sein Kopf erhoben war und er den Rüssel hoch in der Luft hielt und ihn ruhig hin- und her bewegte, um meinen Wind zu bekommen, lag seine ganze Brust frei. Ich riss schnell das Gewehr an die Schulter, zielte auf das Herz und feuerte. Der schwere Rückstoß drehte mich förmlich um, und als ich mich wieder umblickte, war der Elefant im dichten Busch verschwunden. Ich war mir jedoch sicher, dass er mit einer solchen Wunde nicht weit kommen würde; also hieß ich den Buschmann, der nun an meiner Seite war, auf der Fährte zu rennen, und folgte ihm unverzüglich. Nachdem wir uns ein paar hundert Yards durch den Dschungel gewunden hatten, so schnell es die Umstände erlaubten, holten wir ihn wieder ein. Er war offensichtlich am Ende und ging nur noch langsam voran, wobei er seinen Rüssel von Seite zu Seite schwang. Einige meiner Kaffern, die vor ihn gelaufen waren, begannen nun zu schreien, woraufhin er umdrehte und langsam wieder auf mich zukam. Als er in nicht mehr als zwanzig Yards Entfernung an mir vorbeizog, gab ich ihm eine weitere Vier-Unzen-Kugel mitten in die Schulter, was ihn zum Stehen brachte; nachdem er unmittelbar darauf eine weitere aus meinem zweiten Gewehr erhalten hatte, fiel er flach auf die Seite, maustot. Bei der Untersuchung stellten wir fest, dass es ein prächtiger alter Bulle war, mit einem perfekten Paar Stoßzähnen, die jeweils fast 60 Pfund wogen, und ich war sehr zufrieden, ihn mit so wenig Mühe erlegt zu haben. Das Herausheben der Stoßzähne und das Herausschneiden des Fetts und der besten Fleischstücke nahm den größten Teil des Nachmittags in Anspruch, sodass es bereits spät war, als wir den Fluss an der Tränke erreichten, wo ich am Morgen die Fährte aufgenommen hatte und wo die beiden Kaffern zur Bewachung des Gepäcks zurückgeblieben waren. Daher machte ich mich sofort daran, einen Platz direkt im Busch und nahe am Wasserrand zu säubern; da dies offensichtlich ein bevorzugter Trinkplatz für Elefanten war, beschloss ich, im selben Lager zu bleiben und den umliegenden Dschungel während der nächsten Woche oder so zu bejagen.

Kaum hatten wir alles hergerichtet und ich mich auf mein Lager aus trockenem Gras gesetzt, um ein Abendessen aus gebratenem Elefantenherz, hinuntergespült mit einer Tasse bitterem Tee, zu beginnen, meldete einer der Kaffern, dass eine große Herde Büffel das Tal hinunter zur Tränke käme. Ich stand auf und ging zum Rand des Busches, um sie mir anzusehen. Das gesamte offene Gelände war buchstäblich bedeckt mit ihren massigen, dunklen Gestalten, die im dämmrigen Zwielicht doppelt so groß wie natürlich erschienen. Obwohl es schwierig ist, genaue Zahlen zu nennen, denke ich, dass es nicht weniger als zweihundert bis dreihundert gewesen sein können; der größte Teil waren Kühe und Jungtiere, die noch nicht ausgewachsen waren, obwohl ich hier und da einen

alten Bullen ausmachte, einen der Patriarchen der Herde. Sie rückten rasch zum Fluss vor, und bald traten ihre vordersten Reihen, angeführt von einer alten Kuh, die von Zeit zu Zeit anhielt und misstrauisch die Luft prüfte, knietief ins Wasser. Nachdem sie sich satt getrunken hatten, machten sie allmählich denen im Hintergrund Platz und begannen wieder, ruhig das Tal hinauf zu äsen. Bis die Dämmerung einer klaren Sternennacht gewichen war, beobachtete ich diese interessante Szene, wobei ich genau am Rand des Dschungels stand, keine zwanzig Yards vom nächsten Tier entfernt. Da ich reichlich mit Fleisch versorgt war, versuchte ich nicht, sie zu stören, und bald war der letzte der Herde, nachdem er seinen Durst gestillt hatte, in der Dunkelheit der Nacht verschwunden, und ich widmete mich mit neuer Energie meinem unterbrochenen Abendessen. Etwa eine Stunde später, gerade als ich, in meinen Kaross gewickelt, einschlief, begann ein Rudel Löwen nicht weit flussabwärts zu brüllen, und ich schreckte auf, um ihren tief tönenden, murmelnden Stimmen zu lauschen. Sie schienen stetig entlang des Flusses auf unser Lager zuzukommen und brüllten in großartigen Intervallen gewaltig, bis sie schließlich die Stelle erreichten, keine dreißig Yards entfernt, wo die Büffel getrunken hatten. Hier ließen sie ihre Stimmen in herrlicher Weise erschallen, ließen den ganzen Wald widerhallen und brachten mich dazu, mich aufzusetzen und unwillkürlich mein Gewehr zu umklammern. Mehrmals habe ich während meiner dreijährigen Wanderungen im fernen Inneren des südlichen Afrikas, wenn ich in einem Buschfleck lagerte oder an einem Schussloch am Rand eines einsamen Tümpels oder Flusses lag, ein Rudel Löwen in meiner unmittelbaren Nähe brüllen hören, manchmal so nah, dass ich das Zischen ihres Atems nach jedem Schnurren hören konnte; und obwohl es heute Mode ist, den Mut des Löwen, die Kraft seiner Stimme und alles andere, was ihn betrifft, herabzusetzen, ist es doch eine Tatsache, dass unter solchen Umständen mehrere von ihnen, wenn sie im Einklang brüllen, die ganze Luft in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft zum Vibrieren und Erzittern bringen; und ich kenne in der Natur nichts Ehrfurchtgebietenderes oder etwas, das in einer dunklen Nacht eher dazu angetan ist, einen Mann nervös zu machen.

Tatsächlich gibt es meiner Erfahrung nach wenig von Löwen zu befürchten, wenn sie frei heraus brüllen, da sie dies nur tun, nachdem sie ihren Hunger gestillt haben. Wenn sie hingegen auf der Suche nach Beute sind, verhalten sie sich totenstill oder lassen nur ein niedriges, schnurrendes Knurren vernehmen, das, obwohl es ganz aus der Nähe ausgestoßen wird, aus weiter Ferne zu kommen scheint. Dies war zumindest in den Nächten der Fall, in denen sie meine Ochsen angriffen oder um sie herumschlichen, aber von den Hunden ferngehalten wurden. Bei dieser Gelegenheit passierten die Löwen bald unser Lager und zogen den Fluss hinauf; ihre Stimmen wurden schwächer und schwächer, bis sie schließlich in der Ferne verstarben und ich einschlief.

Am nächsten Morgen brach ich noch vor Sonnenaufgang mit dem Rest meiner Leute in den Dschungel auf, um nach Elefanten zu suchen, während die beiden jüngsten Kaffernjungen das Lager hüteten. Keine 300 Yards weit waren wir gekommen, als wir die frische Fährte zweier Bullen kreuzten, die in der Nacht ganz nah an unserem Lager getrunken hatten, jedoch so geräuschlos, dass weder ich noch einer meiner Kaffern davon erwacht waren. Wir folgten ihnen sofort. Sie führten uns zwei oder drei Stunden lang durch den dichten Dschungel nach Westen, fast parallel zum Lauf des Flusses. Doch wie es bei der Elefantenjagd zu Fuß so oft geschieht, bekamen sie uns – gerade als wir ganz nah dran waren und sie jeden Moment zu erblicken hofften – in den Wind und machten sich davon. Da sie in diesem Teil des Landes noch nicht viel gestört worden waren, dachte ich, sie würden in solch dichtem Busch vielleicht nicht weit laufen. Ich wies meine beiden Masaras an, der Fährte in höchstem Tempo zu folgen, doch obwohl wir gut drei Stunden lang abwechselnd rannten und gingen, war es zwecklos, und ich gab es schließlich auf. Während der gesamten Zeit, in der wir ihnen folgten, hatten die Elefanten im Busch in alle Richtungen gewendet und ständig manövriert, um unseren Wind zu bekommen; auf diese Weise hielten sie sich über unseren Standort auf dem Laufenden und vermieden

eine nähere Bekanntschaft. Mehrfach zeigten uns die Spuren, wo sie gestanden hatten – zweifellos, um angestrengt zu lauschen und die Luft nach Anzeichen unserer Annäherung zu prüfen.

Ich sollte hier erwähnen, dass wir am frühen Morgen, als wir diesen Elefanten vom Fluss aus folgten und bevor sie uns witterten, auf zwei große Büffelherden stießen. Als wir nach dem Misserfolg gegen unsere potenziellen Opfer zum Lager zurückkehrten, passierten wir eine weitere große Truppe, die während der Mittagshitze in den tiefsten Tiefen des Dschungels geschlafen hatte und nun gerade begann, zum Fluss hinunterzuziehen, um ihren Abendtrunk einzunehmen. Die Anzahl der Büffel in diesem Teil des Chobe ist wirklich erstaunlich^1, und in keinem anderen mir bekannten Teil des Landes habe ich sie so zahlreich vorgefunden. Für den Elefantenjäger sind sie eine wahre Plage, da sie nicht nur ständig die frischen Fährten zertrampeln und das Folgen extrem erschweren, sondern oft ganz nah bei den Elefanten lagern und dann bei der Annäherung des Jägers auf diese zulaufen, wodurch sie das Wild vor der drohenden Gefahr warnen.

An der Stelle, an der wir auf unserem Rückweg auf den Fluss stießen – etwa drei oder vier Meilen westlich unseres Lagers –, erstreckte sich ein großes, flaches Stück Land, das stellenweise über eine halbe Meile breit war und zwischen dem steilen, dschungelartigen Sandgürtel und dem Flussufer lag. Diese Ebene mochte sechs bis acht Meilen lang sein und bildete einen Halbkreis in einer Biegung des Sandgürtels, der dahinter schroff anstieg und an beiden Enden bis zum Wasser hinunterlief. Der größte Teil dieses weitläufigen Gebiets – zweifellos das einstige Bett des Flusses – war offen, obwohl hier und da Buschflecken über die Fläche verstreut waren und nahe am Fluss viele sehr schöne, weit verzweigte Kameldornbäume (*Acacia giraffae*) wuchsen. Als ich etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang aus dem Dschungel kam und über das offene Gelände zum Fluss blickte, sah ich mehrere Herden von Puku-Antilopen, einige Impalas und eine kleine Familie anmutiger, gestreifter Kudus – darunter ein prächtig aussehender alter Bulle –, während weit zu meiner Linken die vordersten Reihen einer Büffelherde gerade aus dem Busch traten; es war die vierte Truppe, die ich an diesem Tag sah.

Zutiefst frustriert über das Ergebnis meines Tageswerks bei der Verfolgung der Elefanten und um meiner Enttäuschung die Spitze zu nehmen, beschloss ich, meine Regel beiseite zu legen, niemals Wild zu schießen (solange ich noch Fleisch im Lager hatte). Ich wollte mir, wenn möglich, ein gutes Trophäenexemplar eines Puku-Bocks sichern und erlegte dementsprechend auf dem Heimweg zwei stattliche Böcke. Die Hörner eines der beiden, die ich noch heute besitze, maßen 16 Zoll, was in etwa die maximale Länge ist, die sie jemals erreichen.

Die Anzahl der Pukus auf diesen Ebenen überraschte mich völlig. Manchmal sah man Trupps von mehr als fünfzig Tieren zusammen, Männchen und Weibchen gemischt, oder auch kleine Herden von zehn oder fünfzehn alten Böcken, die wohl eine Art Junggesellenclub bildeten. Bei meiner ersten Ankunft fand ich sie sehr zahm vor; bis zu meinem Besuch hatten sie offensichtlich nur sehr wenig Erfahrung mit Schusswaffen gemacht. Wegen der großen Anzahl dieser Antilopen taufte ich diesen Ort die „Puku-Ebenen", ein Name, unter dem ich ihn fortan erwähnen werde.

Obwohl die Nächte noch sehr kalt waren, begannen bereits am frühen Abend riesige schwarze Moskitos, bösartig wie Bulldoggen, ihre Anwesenheit unangenehm spürbar zu machen. Ich ahnte noch nicht, was mir während der heißen Witterung später in der Saison bevorstehen würde! Auch am Tage waren die Tsetsefliegen, deren Zahl mit fortschreitender Jahreszeit täglich zunahm, sehr lästig. Nirgendwo existiert dieses bösartige Insekt in solchen Mengen wie westlich der Victoriafälle, entlang des Südufers des Sambesi und Chobe. Man findet sie gewöhnlich in großer Zahl nahe am Fluss; je

weiter man ins Landesinnere vordringt, desto seltener werden sie, bis sie in einer Entfernung von einigen Meilen verschwinden, außer in bestimmten Waldstücken. Entlang des Wasserrandes sind sie eine unglaubliche Plage; sie greifen einen von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang in einem regelrechten Schwarm an, und ohne einen Büffel- oder Giraffenschwanz, um sie abzuwehren, wäre das Leben unerträglich. Der bekannte Afrika-Reisende Andersson sagt, ihr Stich sei nicht unpassend mit dem eines Flohs verglichen worden. Meiner Erfahrung nach ist er weitaus schlimmer, und etwa jeder zehnte Stich (der vielleicht einen Nerv trifft) ähnelt stark dem Stich einer Wespe oder Biene, da er einen, wenn man sitzt, hochschnellen lässt, als sei man mit einer Nadel gestochen worden. Da sie einen langen Saugrüssel besitzen, bietet selbst ein dickes Flanellhemd keinen Schutz gegen diese abscheulichsten aller Geschöpfe – zweifellos direkte Nachfahren jener Fliegen, die Ägypten plagten. Obwohl ich in den Jahren 1872–73 Elefanten zu Fuß in von Fliegen verseuchten Gebieten gejagt hatte, war ich ihnen nie in ausreichender Zahl begegnet, um große Belästigung zu empfinden. Doch entlang des Chobe-Flusses verblassten im September und Oktober Hunger, Durst, Erschöpfung und all die anderen Strapazen, die ein Elefantenjäger notwendigerweise ertragen muss, gegenüber der ständigen, unaufhörlichen Reizung durch die Stiche der Tsetsefliegen bei Tag und drei oder vier Arten von Moskitos bei Nacht. Was für ein glorreiches Feld läge dort für einen begeisterten Entomologen offen!

Ich glaube, dass diese Plage von Tsetsefliegen entlang des Chobe und Sambesi auf die enorme Anzahl von Büffeln zurückzuführen ist, die ihre Ufer bevölkern, da die Fliegen diese Tiere sehr zu bevorzugen scheinen. Der Stich dieses bemerkenswerten Insekts ist, wie allgemein bekannt, für alle Arten von Haustieren tödlich, für alle Wildarten und den Menschen jedoch unschädlich. Es besteht der allgemeine Glaube, dass unter den Haustieren Esel, Hund und Ziege Ausnahmen von dieser Regel bilden, aber das ist ein Irrtum; ich habe alle drei an den Folgen der Stiche sterben sehen. Dass alle Eingeborenen, die im „Fliegengebiet“ leben, sowohl Hunde als auch Ziegen besitzen, gebe ich zu; aber diese wurden dort über Generationen gezüchtet und sind akklimatisiert. Wenn man hingegen eine Ziege oder einen Hund, der außerhalb des Fliegengebiets gezüchtet wurde, in einen Bezirk bringt, in dem die Tsetse vorkommt, wird das Tier in neun von zehn Fällen sterben. Die ursprünglichen Stammväter der Tiere, die die Eingeborenen heute besitzen, waren zweifellos solche Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Selbst heute, so erzählten mir die Eingeborenen, sterben aus einem Wurf Welpen, die im Land von akklimatisierten Eltern geboren wurden, immer einige an Fliegensymptomen. Die Tsetsefliege ist etwa so groß wie eine gewöhnliche Bremse, von schmutzig-gräulicher Farbe mit rosafarbenen Streifen über dem Körper; ihre Flügel liegen jedoch nicht dachförmig an, sondern sind wie die einer englischen Stubenfliege, nur länger. Tiere wie Pferde und Ochsen, die während der Trockenzeit von der Fliege gestochen wurden, leben gewöhnlich bis zum Beginn der Regenzeit weiter, überleben aber selten lange nach dem ersten Regenguss. Es passiert oft, dass man bei der Jagd mit Pferden außerhalb, aber nahe dem Fliegengebiet, im Eifer des Gefechts in einen verseuchten Distrikt gerät. Wenn dies der Fall ist und man unsicher ist, ob das Pferd gestochen wurde oder nicht, lässt sich die Wahrheit feststellen, indem man ein paar Eimer Wasser über es gießt; wurde es „gestochen“ (wie es die Jäger nennen), stellt sich sein Fell überall auf, wie bei einem lungenkranken Ochsen. Gelegentlich wurden Pferde absichtlich in Teile des Fliegengebiets mitgenommen, in denen Elefanten bekanntermaßen zahlreich waren, in der Hoffnung, dass ihre Besitzer mit ihrer Hilfe genug Elfenbein schießen könnten, um den Verlust durch ihren unvermeidlichen Tod auszugleichen; denn natürlich sollte ein Mann in halbwegs offenem Gelände zu Pferd sehr viel mehr Elefanten erlegen können als zu Fuß. Mein Kamerad W. machte einmal ein solches Experiment und berichtete mir, dass sein Pferd nach zwei Wochen zu schwach zum Jagen wurde und ihn nach drei Wochen gar nicht mehr tragen konnte, obwohl es erst einige Zeit später starb. Aber zurück zu meinem Tagebuch.

Die drei folgenden Tage blieb ich im selben Lager und jagte im benachbarten Busch mit denkbar schlechtem Glück. Obwohl ich jeden Tag die frische Fährte von Elefanten fand, witterten sie mich jedes Mal und flüchteten, bevor ich sie zu Gesicht bekam. Ich habe noch nie einen Ort wie diesen Busch erlebt, was den Wind betrifft; er schien niemals zwei Minuten lang aus derselben Richtung zu wehen. Dies schrieb ich den verschiedenen Luftströmungen zu, die ständig über die offenen Sümpfe auf der anderen Flussseite wehten und im Dschungel Wirbel bildeten. Es war höchst entmutigend, da bei der Elefantenjagd zu Fuß alles davon abhängt, unter dem Wind dieser feinnasigen Tiere zu bleiben, was hier fast unmöglich war. Mein einziger Trost lag in der Hoffnung, dass mit fortschreitender Jahreszeit und heißerem Wetter der Wind nachlassen und die Luft ruhiger werden würde. An jedem dieser drei Tage stießen wir auf mehr als eine große Büffelherde, aber da ich Fleisch hatte, gab ich nie einen Schuss auf sie ab, aus Angst, wertvolleres Wild zu stören. In der Donnerstagnacht kam eine Truppe von Elefantenkühen ganz nah an unserem Lager zum Trinken; sie trompeteten und planschten lange im Wasser. Der Fährte dieser Truppe folgte ich am nächsten Tag, wenngleich erfolglos, wie ich bereits erwähnte.

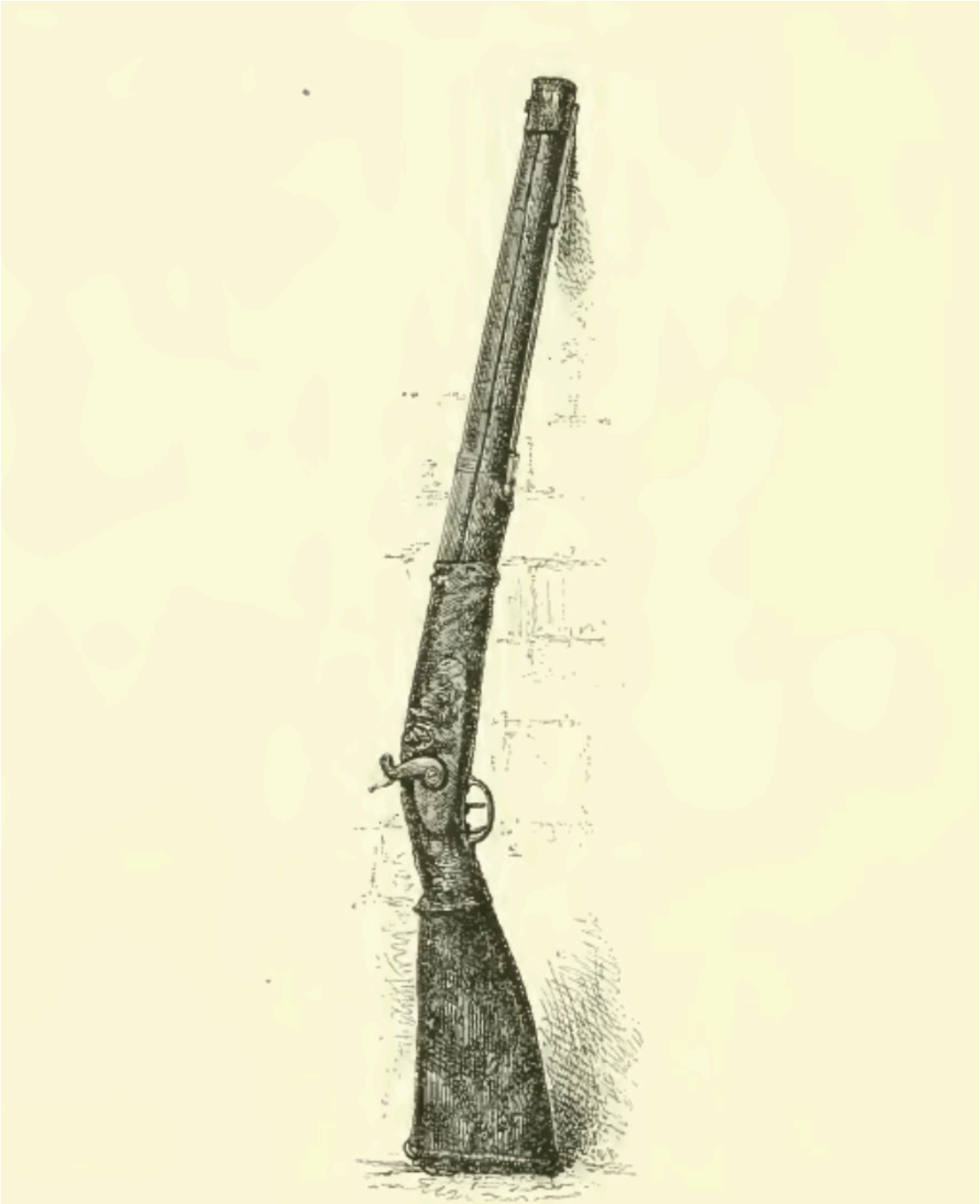
Am Samstagmorgen (11. Juli) packte ich, nachdem ich die Stoßzähne des am vorangegangenen Montag geschossenen Bullen vergraben hatte, all meine Sachen zusammen und brach erneut flussaufwärts auf, da ich meines Lagers und des Pechs, das ich dort hatte, müde war. Während ich am frühen Morgen die Puku-Ebenen überquerte, sah ich eine schwarze Nashornkuh mit einem kleinen Kalb, nicht viel größer als ein Schwein, das bei unserer Witterung sofort im schnellen Trab den Dschungel aufsuchte; außerdem einige Kudus, Zebras und wie üblich jede Menge Impalas, Pukus und Paviane – letztere drollig aussehenden Tiere wimmeln am Sambesi und Chobe nur so. Nahe dem oberen Ende der Ebenen kreuzten wir die frische Fährte einer Truppe von Elefantenkühen. Nachdem ich das gesamte Gepäck abgestellt und zwei Kaffern bis zu unserer Rückkehr zur Bewachung zurückgelassen hatte, ließ ich die Buschmänner sofort die Fährte aufnehmen. Die Spur führte uns mitten durch den Dschungelgürtel, der den Fluss säumt, und hinaus in einen Wald aus Goussy-Bäumen mit sehr wenig Unterholz auf der anderen Seite. Hier verlor sie sich in einem Labyrinth anderer Elefantenspuren, die erst kurz zuvor entstanden waren, und alle Kunst meiner beiden Buschmänner (und bessere oder erfahrenere Leute auf einer Wildfährte habe ich nie gesehen) reichte nicht aus, um sie zu entwirren, sodass ich es schließlich aufgeben musste. Auf dem Rückweg zum Fluss kreuzten wir erneut die Fährte zweier Elefantenkühe, begleitet von mehreren Jungtieren verschiedener Größe. Da ich glaubte, sie könnten im Busch nicht weit entfernt sein, folgte ich ihnen. Etwa eine Stunde später duckte sich der vordere Buschmann plötzlich nieder, spähte einige Augenblicke lang gespannt durch den Dschungel vor sich, drehte sich um und flüsterte das bekannte „Nansia“ (Da sind sie). Der Wind stand perfekt und wehte kräftig von den Elefanten in unsere Richtung. Ich nahm mein Gewehr und ging leise vorwärts, um die Lage zu erkunden. Wie wir aus der Fährte erraten hatten, gab es nur zwei schusswürdige Kühe; die größte stand breitseits zu mir. Ich schlich lautlos bis auf zwanzig Yards heran und gab ihr eine Kugel genau in die Mitte der Schulter. Dem Schuss folgte ein Ansturm, als die erschreckte Herde durch den Busch brach und alles vor sich niedertrat, ohne mir mit meinem zweiten Gewehr eine Chance auf die andere Kuh zu geben. Bei derjenigen, auf die ich gefeuert hatte, sah ich von Anfang an, dass sie tödlich getroffen war; nachdem sie etwa 150 Yards gerannt war, fiel sie tot um, mitten durch das Herz geschossen. Beim Aufbrechen erwies sie sich als übermäßig fett; obwohl es eine alte Kuh war, waren ihre Stoßzähne nicht sehr groß und wogen nur je 9 Pfund.

Ich ließ die Kaffern sofort damit beginnen, das Elfenbein herauszuhacken und das Herz sowie das Fett aus dem Inneren herauszuschneiden. Da für eine Kuh natürlich weit weniger Zeit und Arbeit aufgewendet werden muss als für einen Elefantenbullen (da die Knochen im Kopf des Letzteren nicht nur viel größer, sondern zudem auch viel härter

sind als bei Ersterer), schafften wir es, noch vor Sonnenuntergang die Stelle zu erreichen, an der wir die Sachen zurückgelassen hatten. Wir hielten sofort auf das einige hundert Yards entfernte Flussufer zu, um nahe am Wasser zu lagern.

Als wir uns dem Fluss näherten, bemerkte ich die Gestalt eines in europäische Kleidung gehüllten Mannes, der Schritt für Schritt vorschlich und einem Kaffernjungen folgte, welcher ständig nach vorne deutete – offensichtlich auf irgendein Wild, das sie anpirschten. Ich erkannte bald, dass es Tofts war, Mr. Gardens Diener, der gerade dabei war, einen Puku anzupirschen. Er war so in sein Vorhaben vertieft, dass es mir gelang, mich von hinten zu nähern und ihn an der Schulter zu berühren, bevor er mich bemerkte. Unsere Begrüßung verscheuchte die Antilope, was jedoch nicht viel ausmachte, da ich reichlich gutes, fettes Elefantenfleisch hatte.

Tofts erzählte mir, dass Mr. Garden in seinem etwa eine Meile entfernten Lager sei, Captain Garden jedoch in Begleitung von Henry Wall (einem Bastard aus Graham's Town, der in Mr. Gardens Dienste getreten war als Dolmetscher und Aufseher über alle Wagenlenker und Kaffern) weiter flussaufwärts gezogen sei. Als ich hörte, dass Mr. Garden so nah war, gab ich natürlich den Plan auf, dort zu lagern, wo ich war, und machte mich unter Tofts' Führung unverzüglich auf den Weg zu seinem Biwak, das wir kurz nach Einbruch der Dunkelheit erreichten.



Old 4-Bore Dutch Elephant Gun.
Used by the Author in 1873-74

TAFEL VI

1. Impala-Antilope ♂ (*Aepyceros Melampus*).

Geschossen am Chobe-Fluss, 29. Juli 1877.

Hornlänge, in gerader Linie von der Spitze bis zur Basis, 1 Fuß 7 Zoll.

1. Impala-Antilope ♂ (*Aepyceros Melampus*).

Geschossen am Chobe-Fluss, 14. August 1879.

Hornlänge, in gerader Linie von der Spitze bis zur Basis, 1 Fuß 8 Zoll.

1. Springbock ♂ (*Gazella Euchore*).

Geschossen nahe dem Molapo-Fluss, 28. Juni 1876.

1. Springbock ♂ (*Gazella Euchore*).

Geschossen an der großen Chwai-Salzpfanne, 10. Januar 1881.

1. Blesbock ♀.

Geschossen in den Transvaaler Ebenen, 28. Februar 1879.

1. Hörner eines Grauen Rehbocks.

Aus der Nähe von Grahamstown, Kapkolonie.

1. Hörner eines Roten Rehbocks.

Aus der Nähe von Grahamstown, Kapkolonie.

1. Buschbock ♂ (*Tragelaphus Sylvaticus*).

Geschossen nahe Port Elizabeth, Kapkolonie, März 1876.

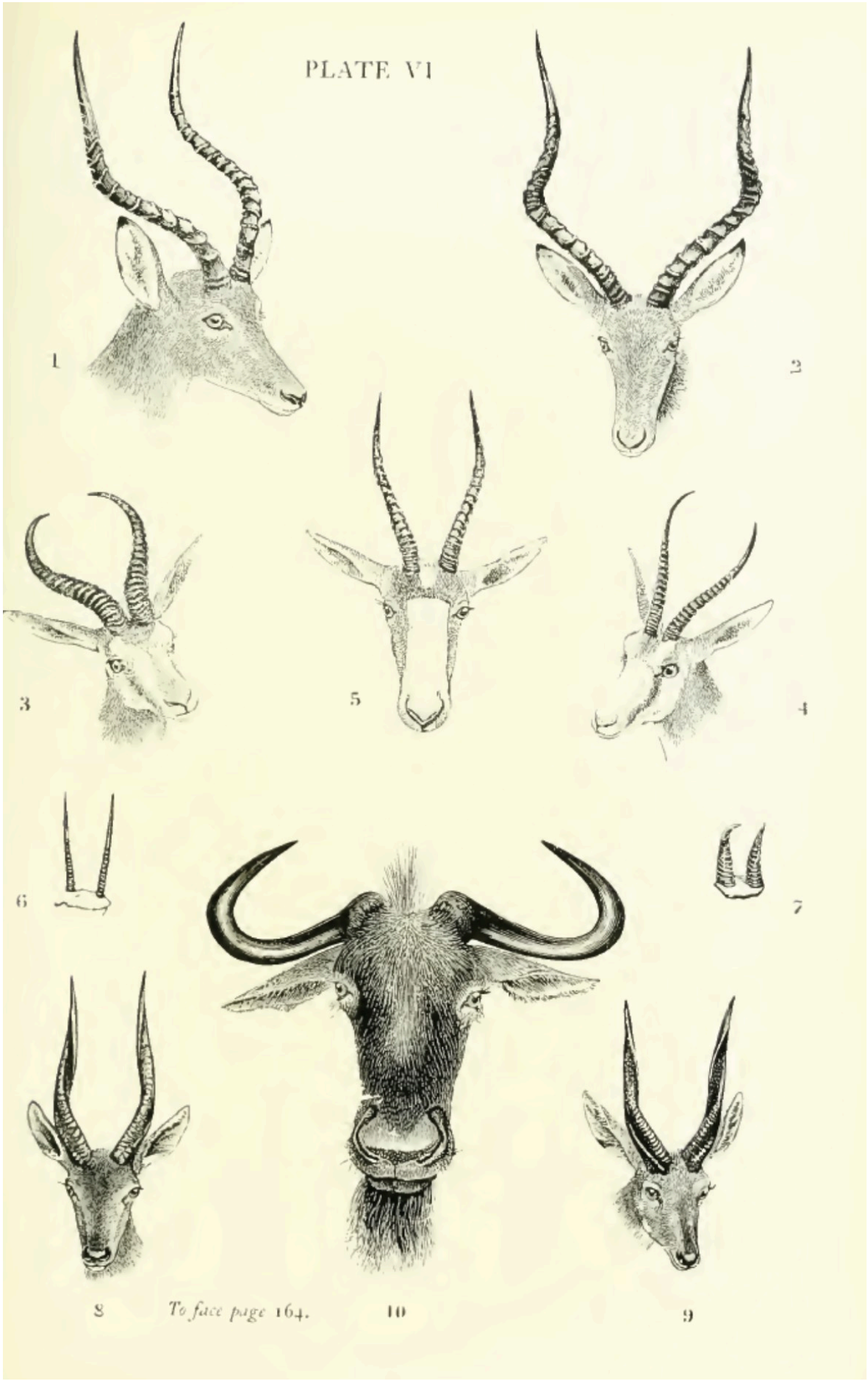
1. Schirrantilope / Gefleckter Buschbock ♂ (*Tragelaphus Scriptus*).

Geschossen am Chobe-Fluss, nahe Linyanti, 27. Juli 1879.

1. Streifengnu ♂ (*Catoblepas Gorgon*).

Geschossen in der Mababe-Ebene, 26. Oktober 1879.

Hornspanne, 2 Fuß 2 Zoll.



KAPITEL IX

Nilpferde — Litschie-Antilopen — Schwieriges Schießen — Elefanten am „Chobe“ — Ein mutiges kleines Kalb — Eine Kanufahrt — Makubas und ihre Insel — Rückkehr zu den „Pookoo-Ebenen“ — 400 Pfund Elfenbein

Bei unserer Ankunft stellten wir fest, dass Mr. Garden noch unten am Fluss war, doch nach wenigen Minuten kehrte er mit zwei Perlhühnern zurück, die er gerade geschossen hatte. Diese Vögel kommen überall entlang des Flusses in rauen Mengen vor und nächtigen in großen Schwärmen in den Bäumen direkt am Wasser; meiner Meinung nach sind sie, wenn sie jung sind, das schmackhafteste aller Federwildbrete im Inneren Südafrikas. Bei einem herzhaften Eintopf aus Elefantenherz erzählten wir einander unsere Erlebnisse der vergangenen Woche. Mr. Garden hatte kein Glück mit den Elefanten gehabt; obwohl viele Tiere in der Gegend waren, hatte er – genau wie ich – sehr mit den wechselnden Luftströmungen im dichten Busch zu kämpfen gehabt. Direkt gegenüber diesem Lager, auf der anderen Flussseite – oder vielmehr auf einer Insel im Sumpf der Gegend, denn das Land schien in alle Richtungen überflutet zu sein –, befand sich ein kleines Dorf der Eingeborenen mit etwa sechs bis acht Hütten. Diese Einheimischen hatten meinem Freund mehrere Besuche im Lager abgestattet, und er war mit ihnen in ihren Kanus auf die Jagd nach Nilpferden gegangen, die im Chobe zahlreich vorkommen. Dies jedoch ohne Erfolg, da sie sich nicht trauten, nahe genug an diese gefürchteten Ungeheuer heranzupaddeln, um einen sicheren Schuss zu ermöglichen; denn der Kopf eines Nilpferds, der immer nur für wenige Sekunden über der Oberfläche erscheint, bietet nur ein sehr kleines Ziel. Wie erwähnt, sind diese Tiere im Chobe wie auch im Sambesi reichlich vorhanden; meist finden sie sich in Herden von drei bis zwanzig Tieren zusammen, wenngleich man alte Bullen oft allein antrifft. Den Tag über bleiben sie im Fluss, nachts jedoch kommen sie heraus und grasen an den Ufern, wobei sie manchmal beträchtliche Entfernungen vom Wasser zurücklegen. Den Eingeborenen zufolge – und sie sollten es wissen – sind sie sehr bösartig, und es ist gefährlich, sich ihnen im Kanu zu nähern, da sie die unangenehme Angewohnheit haben, abzutauchen und diese zerbrechlichen Fahrzeuge von unten mit ihren gewaltigen Kiefern zu packen und sie wie Nußschalen zu zerquetschen. Wenn sie geschossen werden, sinken sie sofort auf den Grund; sind sie mager und ist das Wetter kalt, steigen sie viele Stunden lang nicht an die Oberfläche, doch bei warmem Wetter und fettem Zustand kommen sie viel schneller wieder nach oben.

Da der nächste Tag ein Sonntag war und ich die ganze Woche hart gearbeitet hatte, ging ich nicht zur Jagd, sondern blieb mit Mr. Garden im Lager. Gegen Mittag kamen einige Eingeborene aus dem kleinen Dorf gegenüber herüber und brachten ein paar Süßkartoffeln und Erdnüsse zum Verkauf mit, die ich gegen Elefantenfett erwarb. Auf meine Erkundigungen nach den verschiedenen Wildarten in dieser Gegend erzählten sie mir, dass es im Sumpf auf der anderen Flussseite viele „Lechwes“ (Litschie-Antilopen) gäbe. Da dies eine mir völlig neue Antilopenart war, von der ich unbedingt ein Exemplar erhalten wollte, überredete ich sie, mich sofort überzusetzen, um mein Glück zu versuchen, da ich am nächsten Tag meine Reise flussaufwärts fortsetzen wollte. Wir überquerten bald den Hauptstrom, der sehr tief zu sein schien; dann legten meine Bootsleute die Paddel weg, nahmen lange Staken mit einer Gabelung am Ende zur Hand und stakten uns etwa anderthalb Meilen weit über überflutetes Grasland. Stellenweise war das Wasser kaum tief genug, um das Kanu zu tragen. Gerade als wir uns einigem niedrigen, sumpfigen Boden näherten, der über den Wasserspiegel ragte, erspähte einer der Eingeborenen weit zu unserer Rechten einige Litschies. Sofort wurde der Bug des Kanus in ihre Richtung gewendet und das Boot vorsichtig durch Schilf und Gras auf sie zugetrieben. Als wir nah genug waren, um sie zu erkennen, sah ich, dass es etwa zwanzig Tiere waren, allesamt Böcke, wie ihre langen, leierförmigen Hörner bewiesen (die Weibchen dieser Art sind hornlos). Sie standen bis zum Bauch im Wasser, doch nachdem sie uns eine Weile beobachtet hatten und wir noch 300 Yards entfernt waren, hielten sie

auf das trockenere Gelände zu, angeführt von einem prächtigen alten Bock mit einem bemerkenswert weit ausladenden Gehörn, dessen Besitzer ich sehnlichst zu werden wünschte. Ich zog meine Veltschoons (Wildlederschuhe) aus, sprang aus dem Kanu und versuchte ihnen den Weg abzuschneiden, indem ich schräg auf den Punkt zulief, den sie ansteuerten. Es gelang mir teilweise, denn als sie im Gänsemarsch herbeigesprungen kamen, kam ich bis auf etwa 200 Yards an den hintersten heran; beim Schuss musste ich jedoch gekränkt mitansehen, wie der Schlamm kurz vor und etwas hinter ihm aufspritzte. Dennoch lud ich nach und folgte ihnen erneut. Bald sah ich weitere Herden über den Sumpf verteilt, wie Springböcke in den offenen Ebenen der Transvaal-Republik. Doch trotz all meiner Bemühungen, sie anzupirschen oder abzufangen – wobei ich oft bis zur Hüfte im Wasser watete –, erwies es sich auf dem kahlen, offenen Sumpf als unmöglich, nahe an sie heranzukommen. Schließlich hatte ich die letzte der zehn Kugeln, die ich mitgenommen hatte, erfolglos verschossen und kehrte gegen Sonnenuntergang sehr müde zu den Kanus zurück; meine nackten Füße waren wund und durch Gras, Schilf und vor allem die scharfen Kanten der Schalen einer Art Süßwassermuschel zerschnitten. Hätte ich ein kleines, präzise eingeschossenes Express-Gewehr gehabt, wäre das Ergebnis zweifellos anders ausgefallen; man muss jedoch bedenken, dass mein gesamtes Arsenal nur aus zwei Elefantengewehren Kaliber 4 und einem Zehner-Stutzen mit kaum vorhandenen Zügen bestand, für den ich nur Rundkugeln hatte – letzteren benutzte ich bei dieser Gelegenheit. Dennoch war ich trotz dieses Misserfolgs entschlossen, den Chobe nicht zu verlassen, ohne ein gutes Kopf-Exemplar einer dieser seltenen und schönen Antilopen erlangt zu haben. Wenn sie sich erst einmal zur Flucht entschlossen haben, strecken diese Litschies ihre Nasen vor, legen die Hörner flach auf den Rücken und trotten wie eine Elenantilope; unter Druck verfallen sie jedoch in einen springenden Galopp und schnellen hin und wieder hoch in die Luft wie Impalas. Selbst wenn ihnen das Wasser bis zum Hals steht, schwimmen sie nicht, sondern bewegen sich durch eine Folge von Sprüngen mit großer Geschwindigkeit voran, was ein gewaltiges Spritzen und allgemeines Aufsehen verursacht. Natürlich sind sie gezwungen zu schwimmen, wenn das Wasser zu tief wird, um noch Grund zu berühren; das tun sie gut und kräftig, wenn auch nicht so schnell, wie die Eingeborenen paddeln können. In der Regenzeit, wenn das Land überflutet ist, werden große Mengen von ihnen ins tiefe Wasser getrieben und mit Speeren erlegt, bevor sie wieder seichtere Stellen erreichen können. Ich vermute, dass sie so scheu sind, weil sie auf diese Weise ständig von den Eingeborenen in Kanus gejagt und gehetzt werden; ich glaube kaum, dass sie zuvor oft das Geräusch eines Gewehrs gehört hatten.

Am folgenden Tag, Montag, den 12. Juli, trennte ich mich erneut von Mr. Garden und brach nach Westen entlang des Südufers auf. Bald fand ich Spuren von Elefanten und bog ab, um die benachbarten Dschungelgebiete zu erkunden; doch obwohl ich zwei Büffelherden und ein schwarzes Nashorn mit kleinem Kalb aufscheuchte, stieß ich auf keine frische Fährte der Tiere, die ich suchte. So kehrte ich am Abend zum Wasser zurück und schlief nur drei oder vier Meilen entfernt von meinem Lager der vorangegangenen Nacht. Am nächsten Tag unternahm ich einen neuen Vorstoß, fest entschlossen, bis Sonnenuntergang geradeaus zu marschieren, es sei denn, ich stieße auf die Fährte von Elefanten, die in der Nacht getrunken hatten. Die Sonne stand kaum eine Stunde hoch, als meine Augen beim Vorangehen durch den Anblick der frischen Abdrücke eines stattlichen Bullen und eines weiteren halbwüchsigen Tieres erfreut wurden. Wir folgten der Spur ein Stück weit in den Dschungel, um sie genau zu untersuchen und festzustellen, vor wie langer Zeit sie hier passiert waren. An der Frische der Blätter, den abgebrochenen Zweigen und anderen Anzeichen erkannten wir bald, dass sie erst im Morgengrauen getrunken haben mussten; da sie in vermeintlicher Sicherheit äsend weiterzogen, war ich sicher, dass sie noch nicht weit entfernt waren. Bei dem Bullen stellten wir anhand der Spur fest, dass mit seinem rechten Vorderlauf etwas nicht stimmte (wahrscheinlich eine alte Kugelwunde); er schwang ihn bei jedem Schritt herum und zog so eine

halbkreisförmige Furche in den Sand. Es sah so aus, als könnten wir weit vom Fluss weggeführt werden, also wies ich alle meine Kaffern außer meinen beiden Gewehrträgern an, zurückzulaufen und die Kürbisflaschen so schnell wie möglich mit Wasser zu füllen. Dann begann ich mit meinen beiden Begleitern, leise der Fährte zu folgen, die dicht mit Blättern und zerkauter Rinde bestreut war, und wartete darauf, dass die Jungen uns in wenigen Minuten einholten. Plötzlich, während ich so mit gesenktem Blick dahinschlendert und an nichts Böses dachte, ließ mich ein leises Rascheln vor mir aufblicken: Dort, keine zwanzig Yards entfernt, stand ein stattlicher Elefantenbulle und fraß in aller Ruhe die dunkelgrünen Blätter eines Strauches, dessen Namen ich nicht kenne. Er stand da, den verwundeten Fuß nach hinten eingeknickt, nur mit der Zehenspitze den Boden berührend, und verlagerte sein ganzes Gewicht auf den anderen Fuß. Den zweiten Elefanten, dessen Spur wir gesehen hatten, machte ich dann etwa zwanzig Yards links davon aus. Es schien ein halbwüchsiges Tier zu sein mit Stoßzähnen von etwa 6 oder 7 Pfund Gewicht – nicht wert, geschossen zu werden. Wer weiß? Vielleicht war es eine junge Gefährtin, die freiwillig die Herde verlassen hatte, um ihren verletzten Herrn zu pflegen, dessen lahmes Bein ihn zweifellos dazu gezwungen hatte, sich von seinen Kameraden zu trennen. Während ich zusah, wirbelte sie mit ihrem Rüssel etwas Sand auf und goss ihn über ihren Hinterkopf, genau zwischen die Ohren. Warum sie das tat, überlasse ich klügeren Männern als mir, aber sie tat es. Aus Furcht vor einem plötzlichen Windwirbel – der Wind war gerade günstig – nahm ich sofort, ohne auf die Kaffern zu warten, mein Gewehr und kroch vorsichtig auf Händen und Knien vorwärts, entschlossen, so nah wie möglich heranzukommen und ihn mit einem Schuss in die Brust sicher zu erlegen. Ich möchte hier anmerken, dass ich es für ungefährlich halte, an einen einzelnen Elefanten direkt heranzukriechen, wenngleich ich es nicht für ratsam halte, sich einer großen Herde auf weniger als dreißig Yards zu nähern; denn oft wissen sie in ihrer ersten Panik nicht genau, woher der Schuss kam, und stürmen in einer Masse genau auf die Stelle zu, an der der Jäger steht, was es schwierig macht, rechtzeitig aus dem Weg zu gehen. Bei dieser Gelegenheit hielt ich den dicht belaubten Busch, an dem er fraß, zwischen ihm und mir. Ich kroch an der Seite herum und war ihm dann so nah, dass er mich fast hätte berühren können, hätte er seinen Rüssel ausgestreckt. Da sah ich, dass einer seiner Stoßzähne in einem regelrechten Halbkreis nach oben gebogen war, während der andere, der kürzer war, gerade herausstand. Es schien seltsam, ihn zu beobachten, wie er mit seinen scharfen, blinzelnden Augen zwinkerte und ruhig die Blattbündel kaute, die er sich ständig mit dem Rüssel zum Maul führte, während er sich meiner Anwesenheit völlig unbewusst war. Es war nun jedoch Zeit zu handeln; ich wartete, bis er den Rüssel wieder hob, zielte so, dass die Kugel durch den oberen Teil seines Herzens in die Lunge dringen musste, und feuerte. Beim Erhalt des Schusses wich er auf die Hinterkeulen zurück, fing sich aber wieder, wirbelte herum und stürmte in großem Tempo davon, wobei er sein lahmes Bein benutzte, als ob ihm nichts fehlte. Seine junge Begleiterin folgte ihm; ich erhaschte gerade noch einen Blick auf ihr Hinterteil, bevor sie im Busch verschwand. Ich wusste, dass er mit einer solchen Wunde nicht weit kommen würde, und tatsächlich verfiel er bald in einen Schritt. Ich lief vor ihn und gab ihm im Vorbeigehen eine zweite Kugel auf die Schulter; er blieb stehen, schwankte vor und zurück, zerbrach alle Büsche in Reichweite und sank dann langsam nieder. Er lehnte sich gegen einen kleinen Baum, den sein Gewicht zwar doppelt bog, aber nicht zu brechen vermochte, sodass er halb aufrecht starb, den Kopf ganz lose und ohne dass einer der Stoßzähne den Boden berührte. Die Kaffern, die nun in größter Eile herbeikamen, waren sehr überrascht, den Elefanten bereits tot vorzufinden, und ich ließ sie sofort damit beginnen, die Stoßzähne herauszuhacken. Einer davon war, wie gesagt, in bemerkenswertem Maße gekrümmt; als er aus dem Schädel gelöst war, beschrieb er deutlich mehr als einen Halbkreis. Der andere war absolut gerade. Beide wogen fast auf das Pfund genau dasselbe: fast 40 Pfund pro Stück.

Da die Sonne noch keine zwei Stunden hoch stand, hackte ich die Zähne sofort heraus, vergrub sie am Fuße eines großen Affenbrotbaums (Baobab), um sie auf dem Rückweg wieder aufzunehmen, und setzte meine Reise flussaufwärts nach Westen fort. Gegen Mittag traf ich einige von Captain Gardens Jungen, die vier Bullenzähne trugen. Captain Garden selbst sah ich nicht, da er einen Bogen in den Sandgürtel gemacht hatte, in der Hoffnung, frische Elefantenfährten zu finden. Seine Jungen teilten mir mit, dass es weiter flussaufwärts am Flussufer keinen Busch mehr gäbe und auch keine Elefantenfährten; ihr Herr sei seit der Trennung von seinem Bruder nur auf eine einzige Bullentruppe gestoßen, aus der er zusammen mit Henry Wall zwei Tiere geschossen habe. Sie befanden sich nun auf dem Rückweg flussabwärts zu Mr. Gardens Lager bei den „Pookoo-Ebenen". Trotz dieser entmutigenden Nachrichten war ich entschlossen, dem Flusslauf noch mindestens ein oder zwei Tage zu folgen, und setzte meinen Weg fort. Den ganzen Tag (Dienstag) und den folgenden stapfte ich dahin, sah aber keine Spur von Elefanten. Doch am Donnerstagmorgen gegen 10 Uhr kreuzte ich die frische Fährte einer Truppe von Kühen, die spät in der Nacht getrunken zu haben schienen. Ich füllte die Kürbisse mit Wasser und nahm sofort ihre Fährte auf. Sie hatten in aller Ruhe gefressen und überall Wurzeln ausgegraben; gegen Mittag wurde klar, dass ich nicht weit hinter ihnen war. In diesem Moment bekam ein schwarzes Nashorn, das ein wenig abseits der Elefantenspur geschlafen hatte, unseren Wind, sprang auf und rannte direkt vor uns vorbei, schnaubend wie eine Dampfmaschine. Ein Stück weiter – wir mussten bereits bis auf wenige hundert Yards an ihnen dran sein – witterten uns auch die Elefanten und flüchteten. Wir begannen sofort, auf der Fährte im stetigen Trab zu laufen, und nach etwa einer Viertelstunde hatten wir die Genugtuung, ein kleines Kalb vor uns herlaufen zu sehen. Als wir uns dem kleinen Tier näherten, legte es einen Zahn zu und begann lautstark zu schreien. Ich denke, das muss die Elefanten zum Halten gebracht haben, denn nur wenige hundert Yards weiter stießen wir auf die gesamte Truppe, die stillstand. Eine von ihnen, eine prächtige Kuh, schwang ihren Rüssel herum und trompetete, wahrscheinlich um das kleine Kalb zu rufen, das sich nun hinter uns befand. Dabei bot sie mir ein glänzendes Ziel, denn ich war nun auf achtzig Yards heran; ich gab ihr eine Vier-Unzen-Kugel, die sie genau hinter der Schulter traf. Sie muss wohl das Herz durchschlagen und das gegenüberliegende Bein zertrümmert haben, denn sie stürzte mit einem Krachen zu Boden und erhob sich nie wieder. Beim Schuss raste der Rest der Herde in gewaltigem Tempo davon. Ich hatte bereits einen ordentlichen Lauf auf der Fährte hinter mir, und das Rennen in diesem schweren Sand unter einer tropischen Sonne ist kein Vergnügen; dennoch gelang es mir, wieder recht nah heranzukommen, und ich gab der besten Kuh, die ich sehen konnte, eine Kugel auf die Hüfte. Sie verließ sofort die Herde und lief, gefolgt von einem recht großen Kalb, in einem langen, schwingenden Schritt davon, der mir alles abverlangte, um dranzubleiben. Ein weiterer Schuss von hinten verlangsamte ihr Tempo jedoch erheblich, sodass ich sie überholen und ihr eine dritte Kugel in die Schulter geben konnte. Ich sah sofort, dass dies eine tödliche Wunde war, denn das arme Tier begann, große Mengen Blut aus dem Rüssel auszustoßen. Nachdem sie kurze Zeit unter einem Baum gestanden hatte, begannen ihre Glieder zu zittern; dann machte sie ein paar Schritte rückwärts, sank auf die Hinterkeulen, warf den Rüssel hoch in die Luft und rollte maustot auf die Seite. Das Kalb, das bereits groß genug war, um einen zu Brei zu stampfen, und Zähne hatte, die sechs Zoll über die Lippe ragten, war nun außer sich vor Wut; mit aufgestellten Ohren und laut trompetend griff es jeden bösartig an, der sich seiner toten Mutter auf weniger als fünfzig Yards näherte. Einmal ließ ich es ganz nah herankommen, stieß ihm dann eine schwere Assegai ins Gesicht und sprang gleichzeitig an ihm vorbei. Dieses Kunststück, das letztlich nichts als Geistesgegenwart und Urteilsvermögen erforderte, schien die Kaffern sehr zu erstaunen; sie erklärten: „Heute haben wir gesehen, dass das Herz des weißen Mannes hart ist." Die Assegai blieb im dicken Teil seines Rüssels stecken; es gelang ihm jedoch, das Ende seines Rüssels um den Schaft zu winden und ihn zu zerbrechen, nachdem er zuvor die Klinge herausgezogen hatte. Dann warf ich ihm eine

weitere Assegai durch das Ohr; diese konnte es nicht loswerden und rannte schließlich damit davon. Ich war sehr froh, dass es sich endlich zur Flucht entschlossen hatte, da es jammerschade gewesen wäre, ein so mutiges kleines Tier zu erschießen, und ich tatsächlich schon geglaubt hatte, ich müsse es tun, bevor ich den Kadaver seiner Mutter übernehmen konnte. Beide Elefanten waren überaus fett, und die erste, die ich geschossen hatte, besaß ein wunderschönes Paar Stoßzähne, lang, weiß, ohne Risse und 17 Pfund schwer pro Stück. Während wir damit beschäftigt waren, das Elfenbein herauszuhacken, kamen einige Makuba-Kaffern herbei. Sie erzählten mir, dass sie beim Befahren des Flusses mit ihren Kanus die beiden Jungen gesehen hatten, die ich zur Bewachung meiner Sachen zurückgelassen hatte; diese saßen am Ufer und berichteten ihnen, ihr Herr, ein weißer Mann, sei auf einer Elefantenfährte. Bald darauf hörten sie meine Schüsse und machten sich in der Hoffnung auf etwas Fleisch sofort zum Ort des Geschehens auf. Als ich ihnen sagte, dass sie die beiden Elefanten im Ganzen nehmen könnten, nachdem meine Jungen sich abgeschnitten hatten, was sie brauchten, war ihre Freude grenzenlos. Lange war es her – und würde wohl wieder lange dauern –, seit sie solch ein Gelage aus fettem Fleisch gehabt hatten. Zwei von ihnen wurden sofort losgeschickt, um die gesamte Bevölkerung des Dorfes herbeizurufen, aus dem sie stammten, um beim Zerlegen und Tragen des Fleisches zu helfen. Ich bin sicher, dass nicht ein einziges Stück Fleisch oder Knochen dieser zwei Elefanten übrig blieb, um die Geier oder Hyänen zu mästen.

Auf meine Frage, ob es weiter flussaufwärts noch Elefanten gäbe, informierten sie mich, dass etwa zwei Tagesreisen westlich und unweit einer ihrer Städte seit einiger Zeit eine große Truppe zum Trinken käme. Sie boten an, mich, meine Kaffern und all meine Habseligkeiten in ihren Kanus zu der besagten Stadt zu bringen, damit ich ihnen noch mehr Fleisch schießen könne. Natürlich war ich von dieser Idee begeistert, und am nächsten Morgen brach ich mit fünf Kanus, die für mich und meine Gruppe bereitgestellt worden waren, erneut flussaufwärts auf. Meine beiden Buschmänner, Hartebeest und Arotsy, gingen am Ufer entlang, um keine Fährte von Elefanten zu verpassen, die in der Nacht getrunken haben könnten; ich jedoch fuhr mit dem Kanu und genoss eine herrliche Ruhepause. Ich habe diese Kanufahrt wirklich in vollen Zügen genossen; während wir über das klare, plätschernde Wasser glitten, von einer kühlenden Brise gefächelt und frei von der Verfolgung durch die abscheulichen Tsetsefliegen, rief mein Geist viele angenehme Tage wach, die ich in vergangenen Zeiten auf den ruhigen Abschnitten meiner geliebten heimatlichen Themse verbracht hatte. Doch hin und wieder unterbrach eine Herde anmutiger Litschie-Antilopen, die durch das seichte Wasser preschten, das Schnauben und Brüllen von Nilpferden oder ein hässliches Krokodil, das wie ein Baumstamm auf dem Sand lag, diese Gedankenverbindung und rief mir die Tatsache ins Gedächtnis, dass viele Meilen zu Land und zu Wasser zwischen mir und der alten Heimat lagen.

Spät am Samstagnachmittag erreichten wir das Makuba-Dorf, das unser Ziel gewesen war. Es lag auf einer Insel an einer Stelle, wo sich der Fluss zu einer Art sumpfigem See ausweitet, etwa 400 Yards vom Festland entfernt. Am Abend schoss ich eine Litschie-Antilope, einen jungen Bock und das erste Exemplar dieser Art, das ich bisher erlegt hatte. Diesen gab ich den Dorfbewohnern, die mir im Gegenzug einige prächtige Fische gaben, eine Art Barsch, die gerade erst gefangen oder gespeert worden waren. In Elefantenfett gebraten waren sie köstlich und ein wahrer Genuss.

Kurz nach Einbruch der Dunkelheit hörten wir ein schwarzes Nashorn am Festland trinken, das hin und wieder heftig schnaubte. Nach einer Weile zog es sich zurück und alles war wieder still; jedoch nicht für lange, denn bald wurde durch das Plätschern und gelegentliche Trompeten deutlich, dass eine große Herde Elefanten direkt gegenüber unserer Insel, keine 500 Yards von uns entfernt, trank und badete.

Der nächste Tag war ein Sonntag, aber getreu dem Motto „Je besser der Tag, desto besser die Tat“, folgte ich den Elefanten und holte sie gegen Mittag ein. Es waren keine Bullen unter ihnen, aber einige der Kühe hatten schöne, lange, weiße Stoßzähne. Es genügt zu sagen, dass ich vier von ihnen erlegte. Jedes kleinste Stück Fleisch und alle Knochen wurden von den Makubas während der drei folgenden Tage auf ihre Insel getragen. Dieses Fleisch war ein Geschenk des Himmels für diese armen Leute, die als Flüchtlinge aus dem Barotse-Tal kein Getreide besaßen und ihr kärgliches Dasein nur mühsam mit Fisch, Palmnüssen und einigen Wasserpflanzen fristeten. Das Schmausen und Tanzen, das Nacht für Nacht fortgesetzt wurde, solange ich hier blieb, zeugte von der Kapazität ihrer Mägen, der Leichtigkeit ihrer Herzen und der unermüdlichen Tatkraft ihrer Glieder – sowohl der Beine als auch der Arme. Ich denke, dass die Ankunft des hellhäutigen Fremden, der sie mit solch einem Überfluss an Fleisch und dem, was sie über alle irdischen Segnungen schätzen – Fett –, versorgte, ihnen immer in freudiger Erinnerung bleiben wird.

Acht Tage lang blieb ich auf dieser Insel, oder besser gesagt, ich schlief dort, denn jeden Tag ging ich entweder flussaufwärts oder flussabwärts, um nach Elefantenfährten zu suchen. Ich sah jedoch keine. Die Truppe, aus der ich die vier geschossen hatte, war in sicherere Rückzugsgebiete geflohen. Zudem wurde der Gestank auf der kleinen Insel allmählich unerträglich, sodass ich an einem Montagmorgen erneut meine Sachen packte und mich flussabwärts aufmachte, da ich glaubte, in den dichten Dschungeln nahe der Mündung des Chobe eher Elefanten und auch Bullen zu finden als in dem offeneren Land weiter westlich.

Am vierten Tag erreichte ich wieder die „Pookoo-Ebenen“, ohne auf irgendeine Elefantenfährte gestoßen zu sein. Hier traf ich Henry Wall und Tofts, die mir erzählten, dass sie bei den Wagen in Daka gewesen und mit meinem Kameraden Wood in diesen Teil des Landes zurückgekehrt waren. Wood hatte in den Hügeln östlich von Daka, in Richtung des Flusses Gwai, wo wir im Vorjahr sehr viele Elefanten geschossen hatten, keine gefunden und daraufhin einen unserer Wagen und die Pferde zu einer Pfanne gebracht, die etwa zwanzig Meilen südlich des Chobe und gerade außerhalb der Reichweite der Tsetsefliege lag. Da der Wagen so nah war und ich nun über 400 Pfund Elfenbein hatte – genau so viel, wie meine Jungen tragen konnten –, beschloss ich, zum Wagen zu gehen. Ich erhielt von Henry Wall einen Buschmann, der mir den Weg zeigte, brach am folgenden Tag auf und erreichte Woods Lager am späten Nachmittag. Am nächsten Tag stießen Mr. und Captain Garden zu uns. Sie hatten zwei Bullen geschossen, seit ich sie das letzte Mal gesehen hatte, einen davon ein sehr stattliches Tier, dessen Stoßzähne fast 70 Pfund pro Stück wogen. Wood hatte ebenfalls einen prächtigen Bullen ganz in der Nähe des Wagens geschossen, nur drei Tage vor meiner Ankunft. Hier blieben wir einige Zeit und suchten erfolglos sowohl zu Fuß als auch zu Pferd nach Elefanten, sodass ich mich entschloss, zum „Chobe“ zurückzukehren und, falls ich im dichten Busch keine Elefanten fände, dem Lauf des Flusses sehr viel weiter nach Westen zu folgen, als ich es bei meinem ersten Ausflug getan hatte.

SINGLE 10-BORE RIFLE.
Used by the Author from 1876 to 1880.

KAPITEL X

Puku-Antilope — Litschie-Jagd — Den Chobe hinauf — Seltsames Erlebnis mit einem Elefanten — Kanufahrt durch das Sumpfland des Chobe — Büffel — Inselbewohner — Palmwein — Sitatunga-Antilopen — Insel „Umbaracarungwe“ — Dichtes Dornengebüsch

So fand ich mich gegen Ende August erneut am Südufer des Chobe wieder, etwa zwanzig Meilen westlich seines Zusammenflusses mit dem Sambesi. Es war bereits dämmerig, als

wir den Fluss erreichten, und zu dunkel, um an jenem Abend noch etwas zu schießen, obwohl ich Fleisch benötigte. Früh am nächsten Morgen jedoch streckte ich einen einsamen alten Puku-Bock nieder; daraufhin ließ ich haltmachen, und meine hungrigen Kaffern entzündeten ein Feuer, rösteten den größten Teil davon und verzehrten ihn auf der Stelle. Da der Name „Puku" der Mehrzahl meiner Leser wohl nur eine sehr vage Vorstellung vermittelt, werde ich hier ein paar Worte über diese, eine der am wenigsten bekannten Antilopen Südafrikas, verlieren.

Der einzige Ort, an dem ich dieser Art je begegnet bin, war ein kleiner Landstrich entlang des Südufers des Chobe, der sich etwa siebzig Meilen westlich von der Mündung in den Sambesi erstreckt. Man findet sie nie weiter als 200 oder 300 Yards vom Fluss entfernt; gewöhnlich sieht man sie das kurze Gras am Wasserrand abweiden oder im Schatten der Bäume und Sträucher liegen, die über die Alluvialebenen verstreut sind, welche hier und da durch die Verlagerung des Flussbettes entstanden sind. Dass sie jedoch auch östlich entlang des Südufers des Sambesi bis hin zu den Victoriafällen (etwa sechzig Meilen von der Chobe-Mündung entfernt) vorkommen, halte ich für wahrscheinlich, da ich sah, wie eines direkt am Ufer geschossen wurde; doch obwohl ich dem Flussufer den gesamten Weg folgte, traf ich auf kein weiteres Tier, bis ich den Chobe erreichte. Die Eingeborenen berichten, dass sie am Ostufer des Sambesi, nördlich von Sesheke, häufig seien. Nach einer Illustration in Dr. Livingstones erstem Buch hatte ich immer geglaubt, der Puku käme am Ngamisee vor; da er ihn jedoch im Text vor Erreichen des Sambesi nicht erwähnt und da weder Andersson noch Baldwin, die beide den See besuchten, von seiner Existenz zu wissen schienen, ist dies vielleicht ein Irrtum.

In der Größe erreichen sie etwa die gleiche Schulterhöhe wie der Impala, müssen aber, da sie viel stämmiger und kräftiger gebaut sind, erheblich mehr wiegen. Die Farbe ist ein einheitliches Fuchsrot, wobei das Haar am Rücken über den Lenden oft lang und lockig ist; die Spitzen der Ohren sind schwarz. Nur die Männchen tragen Hörner, die bis auf drei Zoll vor der Spitze geringelt sind und sich nach vorne biegen, ähnlich wie bei der Litschie-Antilope, mit der sie sehr eng verwandt sind. Das längste Paar in meinem Besitz misst sechzehn Zoll, was in etwa die maximale Länge ist, die sie je erreichen. Diese Antilopen trifft man gewöhnlich in Herden von drei oder vier bis zu einem Dutzend an; auf einer der erwähnten Ebenen habe ich jedoch bis zu fünfzig in einer Herde gesehen. Manchmal sieht man zehn oder zwölf Böcke zusammen oder einen einsamen alten Gesellen ganz allein. Ich habe diese Antilopen oft in Gesellschaft einer Impala-Herde äsen sehen, wobei ihre schweren, stämmigen Gestalten einen starken Kontrast zu den schlanken und anmutigen Proportionen der Letzteren bildeten. Das Fleisch des Wasserbocks gilt gemeinhin als ungenießbarer als das jeder anderen südafrikanischen Antilope; falls es irgendjemandem Genugtuung verschafft, dies zu wissen: Ich kann gewissenhaft behaupten, dass das des Puku noch um einige Nuancen schlimmer ist. Abschließend habe ich festgestellt, dass sie und ihre Verwandten, die Litschies, erstaunlich zählebig sind und noch weite Strecken zurücklegen, nachdem sie Wunden erhalten haben, von denen man glauben sollte, sie müssten sofort tödlich sein. Aber weiter im Text.

Nach dem Frühstück setzten wir unsere Reise nach Westen fort und folgten dem Flusslauf. Gegen Mittag trafen wir auf einige Eingeborene, die von der Insel, auf der ihr kleines Dorf lag, herübergekommen waren, um Brennholz zu sammeln. Zwei dieser Männer erkannte ich sofort als jene Individuen wieder, die mich im Vormonat in ihrem Kanu zur Litschie-Jagd mitgenommen hatten. Als sie mich fragten, ob ich mein Glück nicht erneut versuchen wolle (da ich beim letzten Mal erfolglos geblieben war), nahm ich die Einladung prompt an. Nachdem ich meinen eigenen Kaffern Anweisungen gegeben hatte, ein Lager auf einer Landzunge ein Stück weiter vorn zu errichten, stieg ich in das Kanu und fuhr in das überflutete Land auf der anderen Flussseite. Als wir das kleine Dorf passierten und unser Vorhaben bekannt wurde, sprangen mehrere Männer und

Jungen in ihre Kanus und folgten uns, in der Hoffnung, einen Anteil am Fleisch zu erhalten, sollte es mir gelingen, etwas zu erlegen. Dann wurden die Paddel beiseitegelegt und die Kanus mittels langer Staken mit einer Gabelung am Ende auf ein etwa eine Meile entferntes Stück Land zugetrieben, das sich leicht über den Wasserspiegel erhob. Die durchschnittliche Tiefe betrug etwa zwei Fuß, aber an einigen Stellen war es so seicht, dass das Wasser nicht ausreichte, um die Kanus zu tragen, sodass die Eingeborenen aussteigen und sie ziehen mussten, bis es wieder tief genug zum Staken war. In den meisten Teilen dieses Sumpfes ragen die Spitzen des am Grund wachsenden Grases über die Wasseroberfläche hinaus, sodass er oft wie ein riesiges Grasfeld aussieht, durch das man – so scheint es kaum glaubhaft – meilenweit in jede Richtung paddeln kann. Überall verstreut finden sich Palmbusch-Inseln, die auf dem gewachsen sind, was einst Termitenhügel gewesen sein müssen.

Bald erblickten wir mehrere Herden von Litschies, die draußen im offenen Sumpf ästen und, wie sie es gewöhnlich tun, bis zum Bauch im Wasser standen; sie waren jedoch überaus scheu und ließen uns nicht auf weniger als 300 oder 400 Yards herankommen.

Schließlich entdeckten wir eine große Herde, die nahe am Rand eines langen Streifens trockenen Landes äste, und indem wir die Kanus in einer Linie hinter einem großen Palmbusch-Dickicht hielten, gelang es uns, uns unbemerkt bis auf etwa 200 Yards zu nähern. Ich wies die Eingeborenen an, vollkommen still zu bleiben, zog meine Veltschoons aus, nahm mein Gewehr und schaffte es mit Hilfe des hohen Grases, den Rand des trockenen Bodens zu erreichen, ohne Verdacht bei den Litschies zu erregen. Da das Gras hier sehr spärlich war, musste ich ganz flach liegen und wie eine Schlange kriechen, während ich mein Gewehr vor mir herschob. So war ich etwa fünfzig Yards vorangekommen, als ich beim vorsichtigen Heben des Kopfes einen stattlichen alten Bock mit einem wunderschönen Gehörn sah, der starr in meine Richtung blickte. Da der Wind stimmte, wusste ich, dass er mich ausgemacht hatte. Ich war etwa 150 Yards von ihm entfernt; also erhob ich mich schnell in eine kniende Position, nahm ihn voll aufs Blatt, während er mir mit erhobenem Kopf gegenüberstand, und feuerte. Die Kugel klatschte laut auf, und während der Rest der Herde davonstürmte, blieb das getroffene Tier stehen, den Kopf gesenkt, das Maul offen und den Wedel kerzengerade ausgestreckt. Die Herde hielt nach etwa 100 Yards Flucht inne und blickte zu dem Verwundeten zurück, als ob sie auf ihn wartete. Ich lud hastig nach und rannte auf sie zu, in der Hoffnung, einen weiteren Bock zu sichern, da ich sicher war, dass der erste erledigt sei. Sie ließen mich bis auf 150 Yards herankommen, bevor einige Alttiere davontrabten, gefolgt vom Rest im Gänsemarsch. Zwei prächtige alte Böcke standen mir am nächsten; einen von ihnen fasste ich direkt hinter dem Blatt, als er zur Flucht ansetzte, feuerte und hörte die Kugel deutlich einschlagen; dennoch preschte er dem Rest hinterher. Das Geräusch des Schusses schien wie ein Stärkungsmittel auf den zuerst Verwundeten zu wirken, der sofort in großem Tempo am Wasser entlangflüchtete. Ich wies die Kaffern an, dem anderen zu folgen, nahm einen Mann und einen Jungen mit mir und setzte dem ersten nach. Er ging bald ins Wasser und überquerte ein breites, überflutetes Tal in Richtung einer großen Fläche trockenen Bodens auf der anderen Seite. Es war leicht, ihm zu folgen, selbst wenn er nicht in Sicht war, denn neben den Schweißspuren auf dem trockenen Boden waren die Grashalme, die aus dem Wasser ragten, mit Blut aus seinem Maul und seinen Nüstern bespritzt, sodass ich sicher war, dass die Kugel eine Lunge durchschlagen hatte. Da ich dachte, es sei das Beste, ihn eine Weile in Ruhe zu lassen, kehrte ich um und eilte in die Richtung des Tieres, das ich mit dem zweiten Schuss verwundet hatte, da ich nicht genau wusste, wo ich es getroffen hatte, und glaubte, es benötige vielleicht eine Fangschuss-Kugel. Bald fanden wir die Fährte der Kaffern auf der Schweißspur des Bocks und erblickten sie kurz darauf, wie sie durch eine weite Fläche seichten Wassers auf uns zu wateten. Sie berichteten, dass die verwundete Litschie die Herde verlassen habe und zu einem tiefen Flussarm geflohen sei, den sie durchschwommen habe, woraufhin sie die

Verfolgung aufgeben mussten. Da es beträchtliche Zeit in Anspruch genommen hätte, die Kanus an die Stelle zu bringen, wo das Tier den Chobe-Arm überquert hatte, und es bereits spät war, gab ich ihn schweren Herzens auf und kehrte zu der Stelle zurück, wo ich den ersten gelassen hatte.

Wie ich erwartet hatte, forderte der Blutverlust bald seinen Tribut; wir fanden ihn in einem Grasfleck liegend, nicht weit von der Stelle entfernt, an der ich ihn zuletzt gesehen hatte. Als wir etwa dreißig Yards entfernt waren, sprang er auf und flüchtete erneut, doch er war noch nicht viele Yards weit gekommen, als ich ihn mit einer Kugel hinter dem Blatt niederstreckte. Er war ein wunderschönes Tier, sehr stämmig und schwer, von leuchtend lohfarbener Farbe mit weißem Bauch und schwarzen Läufen, und trug ein prachtvolles Paar Hörner, herrlich geringelt und an den Spitzen weit nach vorn gebogen. Da dies der erste Litschie-Bock war, der durch meine Büchse fiel, war ich über meinen Erfolg sehr erfreut und entfernte die Kopfhaut mit größter Sorgfalt. Da es nun zu spät war, um noch dem anderen nachzugehen, kehrte ich für die Nacht ins Lager zurück.

Am nächsten Morgen fuhr ich erneut zum Sumpf hinaus und hatte das Glück, ein prachtvolles Exemplar zu schießen, den schönsten Bock einer sehr großen Herde. Am Abend, nach der Rückkehr ins Lager, erlegte ich zwei Büffel aus einer großen Herde, die einige hundert Yards weiter flussaufwärts zum Trinken herabgekommen war. Nachdem ich die Köpfe und Decken der Litschie-Antilopen der Obhut der Eingeborenen anvertraut hatte, mit deren Kanus ich sie geschossen hatte, und den größten Teil des Fleisches der beiden Büffel unter ihnen verteilt hatte, brach ich erneut flussaufwärts auf der Suche nach Elefanten auf.

Ich werde hier einen Auszug wörtlich aus meinem Tagebuch wiedergeben, das vor Ort geschrieben wurde, und dann von einer sehr merkwürdigen Erfahrung berichten (erklären kann ich sie nicht), die mir widerfahren ist:

> „Montag, 24. August. — Zwei Elefantenkühe geschossen.
>
> Dienstag. — Wollte die Stoßzähne der beiden Elefanten heraushacken, stellte aber fest, dass einer in der Nacht aufgestanden und davongegangen war. Da ich ihr zwei Vier-Unzen-Kugeln hinter den Kopf gegeben hatte, während sie am Boden lag, kann ich mir das überhaupt nicht erklären. Ich folgte der Fährte bis Sonnenuntergang ohne Erfolg und kehrte erst um Mitternacht zum Fluss zurück, halb tot vor Durst."

Ich werde nun einen ausführlicheren Bericht über diesen Vorfall geben.

Kurz nach Mittag kreuzten wir die Fährte einer großen Herde von Elefantenkühen, die in der vorangegangenen Nacht zum Fluss herabgekommen war. Da ich aus früherer Erfahrung wusste, dass die Elefanten hier selten anhielten, außer in großer Entfernung zum Fluss, dachte ich keinen Moment lang, es lohne sich noch, ihnen zu folgen, da es bereits so spät war. Doch da ich den benachbarten Dschungel erkunden wollte, um zu sehen, ob viel Fährte vorhanden war, wies ich meine Kaffern an, ein Lager zu errichten und das Fleisch, das sie trugen, zu trocknen. Dann schlug ich mich in den Wald, nur begleitet von meinen zwei Gewehrträgern, Hellhound und Arotsy. Direkt am Flussufer verlief ein Streifen sehr dichten Dschungels, vielleicht eine halbe Meile breit, dahinter lag offener Graswald, durchsetzt mit Flecken dichten Busches.

Kurz nachdem wir aus diesem Gürtel herausgekommen waren, kreuzten wir erneut die Fährte (der ich nicht gefolgt war) und gingen ihr ein paar hundert Yards nach, bis wir an eine Stelle kamen, an der die Elefanten offensichtlich lange verweilt hatten, da der weiche Sandboden überall aufgegraben und zerfurcht war – zweifellos auf der Suche nach

Wurzeln. Ich begann mich dafür zu interessieren und bedauerte, meinen besten läuferischen Buschmann zurückgelassen zu haben. Nachdem wir der Fährte eine weitere halbe Meile gefolgt waren, kamen wir erneut an eine Stelle, wo sie einige hundert Yards Boden umgewühlt hatten, und von wo aus sie sich anscheinend erst vor Kurzem weiterbewegt hatten. Nun war ich sicher, sie einzuholen, und tatsächlich erblickte ich, nachdem ich ihnen eine weitere Stunde in einem halbkreisförmigen Kurs gefolgt war, eine kleine Truppe unter einigen großen Bäumen stehen, die hinter dem Hauptkörper zurückgeblieben war. Unter ihnen waren vier gute Kühe und eine Menge Jungtiere, die in der Größe von einem Schwein aufwärts variierten. Während ich sie beobachtete und versuchte, die beste herauszupicken, versuchte ein kleines Kalb ständig, seinen Kopf zwischen die Vorderläufe seiner Mutter zu schieben, um an ihr Euter zu gelangen; sie wehrte ihren durstigen Sprössling jedoch beharrlich ab und verpasste dem kleinen Tier schließlich, als sie alle Geduld verlor, einen Stoß mit der Stirn, der es mehrere Yards weit fliegen ließ. Der prächtigste Elefant, der ein Paar lange, weiße Stoßzähne trug, stand mir fast gegenüber; ich schlich mich vorsichtig an einen Baum heran, der etwa dreißig Yards von ihr entfernt stand, visierte ihre Brust an, zielte an einer Seite ihres Rüssels vorbei und feuerte. Mit einem Brüllen wirbelte sie herum und krachte mit den anderen in gewaltigem Tempo davon. Ich riss Hellhound, der neben mir stand, mein zweites Gewehr aus der Hand, gab einer anderen Kuh einen guten Blattschuss auf die Rippen und folgte im Laufschritt. Nach hundert Yards stürzte die zuerst geschossene Kuh tot um; die Kugel hatte ihr Herz durchschlagen.

Meine Gewehre waren inzwischen beide wieder geladen; ich rief meinen Begleitern zu, dicht aufzuschließen, legte einen Spurt ein und kam bis auf fünfzig Yards hinter die Elefanten heran. Diejenige, die ich mit dem zweiten Schuss verwundet hatte, zeigte keine Anzeichen von Schwäche, noch konnte ich sie unter den anderen unterscheiden. Also hielt ich inne und gab der größten Kuh einen Schuss direkt von hinten, etwa auf die Hüfte, einen Fuß über der Schwanzwurzel, was sie sofort zu Boden streckte, wobei alle vier Beine wie bei einem gespreizten Adler von sich gestreckt waren. Sie rappelte sich jedoch sehr bald wieder auf und ging langsam vorwärts, den Kopf erhoben und den Schwanz kerzengerade in der Luft. Da ich an ihrer Haltung glaubte, sie wolle angreifen, nahm ich das zweite Gewehr, rannte lautlos im weichen Sand bis auf dreißig Yards an sie heran und schrie laut. Ich erwartete, dass sie sich umdrehen und mich ansehen würde, bevor sie zum Angriff ansetzte, was mir Zeit gegeben hätte, jede solche Absicht im Keim mit einer Vier-Unzen-Kugel zu ersticken. Doch zu meinem allergrößten Erstaunen senkte sie auf meinen Schrei hin den Kopf und den Schwanz und rannte in großem Tempo davon.

Ich lief seitlich heraus und gab ihr eine weitere Kugel direkt hinter die Rippen, was ihr Tempo nur noch zu beschleunigen schien. Danach hatten wir eine lange Verfolgungsjagd, sehr ermüdend in der heißen Sonne und im tiefen Sand; erst nachdem ich ihr zwei weitere Kugeln schräg von hinten gegeben hatte, zeigte sie Anzeichen von Erschöpfung. Schließlich jedoch wich sie von ihrem Kurs ab, was mir ermöglichte, erheblich abzukürzen, woraufhin ich einen Breitseitschuss auf sie abgeben konnte, der sie mit einem Krachen zu Boden brachte; ich glaubte, ich hätte ihr das Blatt gebrochen. Als ich zu ihr hinging, begann sie gewaltigste Anstrengungen zu unternehmen, um aufzustehen, warf den Kopf hoch und schwang sich fast in eine sitzende Position. Ich rannte hinter sie und wartete, bis sie wieder flach auf die Seite zurückfiel, setzte die Mündung des Gewehrs zwischen ihre Ohren, keine sechs Zoll vom Hinterkopf entfernt, und feuerte, woraufhin sie vollkommen still liegen blieb. Arotsy, einer meiner Gewehrträger, ging nun hinter sie, um ihren Schwanz abzuschneiden; doch als er ihn anhob und feststellte, dass er keine Haare hatte (da das Tier alt war), hielt er es nicht für wert, ihn mitzunehmen. Mein anderer Gewehrträger bemerkte, dass sie immer noch das Maul öffnete; ich nahm ihm das Gewehr ab und feuerte eine weitere Kugel in ihren Hinterkopf, nahe dem Übergang zu

den Wirbeln. Diesmal hielt ich die Mündung bis auf einen Zoll an die Haut heran, und der Pulverdampf kräuselte sich in einem dünnen blauen Kranz aus dem Loch.

Dann setzte ich mich für etwa eine Viertelstunde hinter den Kopf des toten Tieres (denn für tot hielt ich sie ganz sicher), währenddessen sie so still wie ein Grab liegen blieb. So verließ ich sie und ging zu dem zuerst erlegten Elefanten. Sobald mein Begleiter das Herz und das Fett herausgeschnitten hatte, machten wir uns auf den Weg zum Fluss und erreichten gegen Sonnenuntergang das Lager, das nicht mehr als zwei Meilen entfernt war.

Beim ersten Morgengrauen am nächsten Tag machten wir uns auf, um die zwei Paare Stoßzähne heraushacken, da ich weiter flussaufwärts vordringen wollte. Wir erreichten bald den ersten Elefanten, und während ich drei Kaffern dort zurückließ, ging ich mit dem Rest zu dem anderen. Bald kamen wir an die Stelle, wo ich ihn am Vorabend verlassen hatte; doch zu meiner Überraschung und meinem Entsetzen sah ich anstelle des gewaltigen Kadavers und der langen weißen Stoßzähne nur seinen Abdruck im Sand und eine große Blutlache, die er mit seinem Rüssel ausgestoßen hatte, während er am Boden lag. Obwohl ich meinen Augen kaum trauen konnte, blieb es eine Tatsache: Der Elefant hatte, nachdem er fünf Vier-Unzen-Kugeln in den Körper und zwei in den Hinterkopf erhalten hatte, sich in der Nacht aufgerappelt und war davongegangen! Die Wahrheit ist seltsamer als die Dichtung, sagt man, und sicherlich ist diese Anekdote von mir sehr seltsam und doch in jedem Detail absolut wahr.

Viel bleibt nicht mehr zu sagen. Ich nahm sofort die Fährte auf und folgte ihr, bis die Sonne unterging; hätte ich nur Wasser gehabt, wäre ich ihr noch zehn Tage lang gefolgt. Als ich die Verfolgung aufgab, waren wir viele Meilen vom Fluss entfernt und litten (da wir kein Wasser mitgeführt hatten) unter einem Durst, wie ihn nur diejenigen ermessen können, die einen langen Tag lang in tiefem Sand unter einer brennenden tropischen Sonne gewandert sind.

Da der Wald ziemlich offen war und fast Vollmond schien, kamen wir gut voran. Schließlich, gegen Mitternacht, stießen wir an einem Punkt auf den Fluss, der mindestens zwölf Meilen von unserem Lager entfernt war, welches wir nicht viel vor Tagesanbruch erreichten. Ich glaube, man nimmt gewöhnlich an, dass Tsetsefliegen nachts nicht beißen; doch entlang des Chobe (wo sie in Schwärmen vorkommen) und bei Mondschein kann ich aus leidvoller Erfahrung sagen, dass dies ein Irrtum ist. Sie flogen ständig vom Boden auf meine nackten Beine und bissen so wütend wie am Tag; den tiefen Flüchen und lauten Schlägen hinter mir nach zu urteilen, zweifelte ich nicht daran, dass sie meinen Kaffern ähnliche Aufmerksamkeiten zuteilwerden ließen.

Meine erste Sorge nach Erreichen des Lagers war es, einen Kessel Tee zu kochen und ein paar Scheiben Elefantenherz zu rösten. Nachdem ich dies verzehrt hatte, wickelte ich mich in meinen Kaross (Pelzmantel) und schlief bis spät in den nächsten Tag hinein. Am Nachmittag, als ich des Stillsitzens müde wurde, packte ich meine Sachen erneut zusammen und lagerte bei Sonnenuntergang etwa zehn oder zwölf Meilen weiter flussaufwärts.

Am Donnerstagmorgen hatte ich gerade einen stattlichen Impala-Bock geschossen, den meine Kaffern gerade häuteten, als zwei Kanus in Sicht kamen, die rasch in unsere Richtung paddelten. Wenige Minuten später standen ihre Insassen neben uns. Ich erkannte alle vier Männer sofort wieder, da sie mir bereits während meiner vorangegangenen Reise flussaufwärts im Juli gefolgt waren, um Fleisch zu ergattern. Einer von ihnen war einäugig; das andere Auge nebst dem Großteil des Fleisches dieser Gesichtshälfte war ihm, wie er erzählte, als Junge von einer Hyäne herausgerissen worden. Er dürfte wohl von Natur aus keine Schönheit gewesen sein, und sein Unglück hatte

gewiss nicht zu seiner Attraktivität beigetragen. Diese Männer zeigten sich sehr erfreut, mich wiederzusehen, und sagten, dass alle Leute im Sumpf nach mir Ausschau hielten, da sie das Fleisch der sieben Elefanten, die ich ihnen im letzten Monat geschossen hatte, aufgezehrt hätten und nun hofften, ich sei zurückgekehrt, um sie erneut mit einer Fülle an fettem Fleisch glücklich zu machen.

Nach einigen Erkundigungen über den Verbleib der Elefanten informierten sie mich, dass sich einige auf einer Insel weit draußen im Sumpf befänden, zu der sie mich bringen wollten. Da mir nichts besser gefiel als die Aussicht, in dieses interessante und unbekannte Land vorzudringen, stimmte ich ihrem Vorschlag sofort zu und willigte ein, bis zum nächsten Tag an Ort und Stelle zu warten. Sie versprachen, dann mit einer ausreichenden Anzahl von Kanus und Männern zurückzukehren, um meine gesamte Gruppe und Ausrüstung über den Sumpf zu setzen. In jener Nacht legte ich mich mit leichtem Herzen zur Ruhe und baute allerlei Luftschlösser. Kurz nach Mondaufgang zog ein Rudel Löwen prächtig brüllend den Fluss hinauf; zeitweise waren sie keine hundert Yards von unserem Lager entfernt.

Am nächsten Tag, kurz vor Mittag, traf mein einäugiger Freund mit seinen Gefährten ein. Sie brachten dreizehn Kanus mit, die jeweils mit zwei Eingeborenen bemannt waren. Sie erklärten, um zu der Insel mit den Elefanten zu gelangen, müssten wir zunächst am Ufer entlang zu einem bestimmten Ort fahren (nahe der Stelle, wo ich im Vormonat die vier Kühe geschossen hatte), bevor wir in den Sumpf hinausstechen könnten. So verteilte ich meine Kaffern und das Gepäck auf die Boote, und wir brachen auf. Das für mich vorbereitete Kanu war das größte von allen; in der Mitte befanden sich eine Matte und ein kleiner hölzerner Schemel als Sitzplatz für mich. Nachdem wir etwa eine Stunde lang gestakt waren, erspähte einer der Kaffern ein schwarzes Nashorn, das in einigen Büschen direkt am Wasserrand stand. Da ich für meine große Gruppe noch kein Fleisch hatte, ging ich sofort mit meinem Elefantengewehr an Land und pirschte mich heran. Als ich auf etwa zwanzig Yards heran war, sah oder hörte das Tier etwas, denn es wirbelte mit einem Schnauben herum und stellte sich uns mit hoch erhobenem Kopf entgegen. Im nächsten Augenblick traf ihn eine Vier-Unzen-Kugel in die Kehle, verletzte wahrscheinlich die Wirbelsäule und streckte ihn nieder. Er blieb liegen, zappelte umher, hob ständig den Kopf und schlug ihn gewaltsam gegen den Boden, während er laut schnaubte. Ich nahm meinen kleinen Zehner-Stutzen, lief hinzu und setzte ihm bei passender Gelegenheit eine Kugel direkt hinter das Ohr; diese drang bis in sein schmales Gehirn vor und beendete seine Qualen sofort. Bei der Untersuchung erwies er sich als ein Bulle des schwarzen Nashorns – also eines mit der langen Greiflippe, der sogenannten Varietät *R. keitloa*. Die Hörner, die ich noch heute besitze, massen 2 Fuß 1 Zoll am vorderen und 1 Fuß 4 Zoll am hinteren Horn. Er war mager wie eine Krähe, dennoch zerlegten meine hungrigen Begleiter jedes kleinste Stück Fleisch und verstauten es in unglaublich kurzer Zeit in ihren Kanus.

Am Nachmittag paddelten mich meine Bootsleute geschickt hinter einem Schilfgürtel bis dicht an eine Herde Nilpferde heran. Als eines von ihnen den Kopf nahe bei mir aus dem Wasser streckte, feuerte ich; die Kugel krachte laut auf seinem Schädel. Getroffen machte es einen wilden Satz nach vorn, wobei die Vorderläufe ganz aus dem Wasser kamen, und verschwand dann. Einige der Eingeborenen sagten, es sei tot und würde an die Oberfläche kommen, wenn ich nur ein wenig wartete; ich selbst glaubte nicht daran, denn wenn sie ins Gehirn getroffen werden, sinken sie gewöhnlich ohne großes Aufsehen wie ein Stein. Ich gab jedoch ihrem Drängen nach und wartete etwa eine Stunde. Da nichts erschien, setzten wir unsere Reise fort. Am Abend schoss ich noch ein stattliches Warzenschwein mit großen Hauern.

Bei Tagesanbruch schifften wir uns mit unserer kleinen Flotte wieder ein und hielten uns weiterhin am Rand des Sumpfes in südwestlicher Richtung. Wo der Hauptarm des Chobe verlief, wusste ich nicht; soweit wir nach Norden und Westen blicken konnten, war das ganze Land eine einzige Wasserfläche, durchsetzt von Inseln und hier und da von tiefen Strömen durchschnitten. Über diese Wasserwüsten weht selbst in der Hitze des Tages immer eine kühle Brise; zudem entkommt man dort den Tsetsefliegen, die einem auf dem Festland das Leben unerträglich machen. Alles in allem habe ich keinen Teil meiner Wanderungen so sehr genossen wie diese Kanufahrt. In jeder Richtung sah man Herden der anmutigen Litschie-Antilopen im seichten Wasser stehen; sie waren jedoch sehr scheu und ließen die Kanus nicht auf Schussweite herankommen. Wildgeflügel, Gänse, Enten und Krickenten vieler Arten gab es im Überfluss, und ich bemerkte auch verschiedene Arten von Dommeln, Reihern, Ibissen und anderen wasserliebenden Vögeln, die ich nie zuvor gesehen hatte. Meine Aufmerksamkeit wurde zudem ständig durch die schrillen, klagenden Rufe großer weißköpfiger Fischadler gefesselt, die in anmutigen Kreisen über uns kreisten.

Wir hatten unser Lager kaum eine halbe Stunde verlassen, als ich beim Umrunden einer Landzunge weit voraus eine lange schwarze Linie wahrnahm, die langsam vom Wasserrand auf den Dschungel zukroch; wir erkannten bald, dass es eine Büffelherde war. Die Eingeborenen baten mich natürlich, eine fette Kuh zu schießen, und da ich selbst ein gutes Stück Fleisch wollte, beschloss ich, es zu versuchen. Noch bevor wir in ihre Nähe kamen, waren sie im Busch verschwunden. Ich ging an Land, nahm die Fährte auf und folgte ihnen. Gerade als ich sie erspähte, bekamen sie meinen Wind und flüchteten. Da der Busch jedoch dicht war, rannten sie nicht sehr schnell und blieben immer wieder stehen, um sich umzusehen. Nach kurzem Lauf gelang es mir, einen jungen Bullen und eine schöne fette Kuh zu erlegen; außerdem verwundete ich einen alten Gesellen, der Anstalten machte, ungemütlich zu werden.

Als ich mit dem Fleisch zum Fluss zurückkehrte, stellte ich fest, dass meine Flotte durch drei weitere Kanus angewachsen war. Deren Besitzer erzählten, ihr Dorf liege auf einer Insel unweit von hier; sie seien beim Hören meiner Schüsse sofort herübergekommen in der Hoffnung, dass etwas erlegt worden sei, von dem sie einen Anteil abbekommen könnten. Diese Männer sagten mir, dass in einigen dichten Schilfbetten nahe ihrem Dorf Sitatunga-Antilopen lebten. Diese Antilope, über die ich später noch mehr sagen werde, ist die *Tragelaphus spekii* der Naturforscher und – wie jedes andere Tier – in verschiedenen Landesteilen unter unterschiedlichen Namen bekannt. Am Ngamisee wird sie zum Beispiel „Nakong“ genannt, am unteren Chobe „Sitatunga“ und „Puvula“, während sie am oberen Kafukwe unter dem Namen „N'zoe“ bekannt ist und am Bengweolosee laut Dr. Livingstone „N'zobe“. Da ich mich danach sehnte, ein Exemplar dieser seltenen und schönen Antilope zu erhalten, und es zudem notwendig war, dass die Kaffern das Büffelfleisch teilweise trockneten, bevor wir weiterzogen, beschloss ich, den Rest des Tages ihrer Jagd zu widmen. Ich versprach meinen Informanten Fett und Fleisch im Erfolgsfall und brach auf, während ich meinen beiden Gewehrträgern befahl, der Fährte des am Morgen verwundeten Büffels zu folgen und ihn zu erlegen, da ich sicher war, dass er nicht weit gekommen sein konnte.

Eine Paddelfahrt von etwa zwei Meilen brachte uns zu einer kleinen Insel, dem Wohnsitz meiner Führer. Auf diesem winzigen Flecken trockenen Bodens, nicht mehr als dreißig Yards im Quadrat groß und nirgends mehr als drei Fuß über den Wasserspiegel ragend, hatten etwa sieben oder acht Familien ein vorübergehendes Zuhause gefunden. In der Mitte und am höchsten Punkt der Insel hatten sie das Unterholz gerodet und einige dürftige Hütten aus Schilf oder Grasmattengestellen errichtet. Als ich – lediglich in ein farbiges Baumwollhemd und einen alten Filzhut gekleidet – auf sie zuging, gab es eine wilde Flucht unter den Frauen, die ihre dunklen Sprösslinge packten und schreiend vor

Angst vor der hellhäutigen, bärtigen Erscheinung davonstürzten. Einer meiner Führer rief ihnen zu, dass ich harmlos sei, und brachte mir einen kleinen Schemel, der ordentlich aus einem soliden Holzblock geschnitzt war. Ich setzte mich am Fuße einer kleinen Palme nieder und sah mich um. Die Neugier besiegte bald alle anderen Gefühle bei den Damen, und ich war bald von der gesamten weiblichen und jugendlichen Bevölkerung des Lagers umringt, die mich auf höchst peinliche Weise anstarrten, lachten, auf mich zeigten und Bemerkungen machten, von denen ich – vielleicht glücklicherweise für mein Empfinden – keine einzige verstand. Ich war der erste weiße Mann, den diese Frauen und Kinder je gesehen hatten, obwohl einige der Männer sagten, sie hätten Livingstone gesehen – den sie „Ra-Monare“ (Herr) nannten –, als er vor etwa zwanzig Jahren durch das Barotse-Tal gezogen war. Mehrere Frauen hielten mir ihre Babys hin, damit diese mich ansehen konnten; aber man musste ihnen wohl zuvor erzählt haben, dass der Teufel weiß sei, denn die kleinen Wichte schrien allesamt entsetzlich und wanden sich, um wegzukommen. Nach einer Weile brachte mir einer meiner Führer einen Kürbis mit Palmwein – den ersten, den ich je sah – und eine Holzschale mit Palmnüssen (sehr unangenehm).

Dieser Wein hat eine klare, bläuliche Farbe und schmeckt gleichzeitig süß und säuerlich. Er wird nie kalt getrunken, sondern immer erst über dem Feuer erwärmt, was eine Übelkeit erregende Eigenschaft nimmt, die er sonst hätte. Es heißt, er wirke sehr berauschend, doch obwohl ich viel davon trank, empfand ich es nie so. Um den Saft zu sammeln, aus dem der Wein hergestellt wird, werden kleine Tongefäße an die Stämme der Bäume gebunden, direkt unter absichtlich beigebrachten Schnitten in der Rinde, aus denen der Saft tröpfelt. Als ich mich umsah, bemerkte ich diese findigen Vorrichtungen an allen Palmen der Insel. Die einzige Nahrung, die diese Leute außer Fisch hatten, war ein sehr unappetitlich aussehendes Zeug, das Sägemehl ähnelte. Ich fand heraus, dass es aus den Wurzeln der Palme hergestellt wurde, die erst in der Asche geröstet und dann gehämmert werden, woraufhin diese Substanz aus den Fasern herausfällt. Diese Beschreibung gilt für alle Menschen, die ich während meines Besuchs 1874 im Chobe-Sumpf antraf.

Durch meinen Dolmetscher erfuhr ich, dass sie, unzufrieden mit der Regierung von Sipopo, dem Oberhaupt der Barotse, vor einigen Monaten vom Sambesi geflohen waren. Da sie kein Getreide oder andere Nahrungsmittel besaßen, lebten sie seither von nichts als Fisch und Palmwurzeln. Dies erklärte den Eifer, mit dem sie mir Elefanten zeigten; sie wussten, dass der Tod eines dieser gewaltigen Tiere ihnen eine Fülle an Fett und Fleisch sichern würde – die Lieblingsspeise eines Afrikaners zu jeder Zeit. All diese Eingeborenen besaßen kleine, stehohrige Hunde, die wie Schakale aussah und sich wohl an die Fischdiät ihrer Herren angepasst haben mussten.

Nachdem ich eine Stunde damit verbracht hatte, die verschiedenen Vorrichtungen dieser Leute zu untersuchen, schiffte ich mich wieder ein und paddelte los auf der Suche nach Sitatunga-Antilopen. Zu meinem Bedauern blieben jedoch sowohl bei dieser als auch bei späteren Gelegenheiten meine Bemühungen, ein Exemplar dieser seltenen und schönen Wasserantilope zu erhalten, vergeblich. Sie sind nur in dichten Schilfbetten zu finden, durch die ein Kanu nur schwer vorankommt; selbst in Gegenden, in denen sie zahlreich sind, trifft man sie selten an. Wenn man sich ihnen nähert (ich spreche nach Berichten der Eingeborenen), versuchen sie nicht zu fliehen, sondern tauchen ihren gesamten Körper unter – wobei nur die Nase und die Hornspitzen über Wasser bleiben – in der Hoffnung, unbemerkt zu bleiben. Auf diese Weise paddeln die Eingeborenen ganz dicht heran und speeren sie dort, wo sie stehen. Die Felle dieser Antilopen, von denen ich viele sah, haben eine einheitliche, helle graubraune Farbe mit sehr langem, feinem Haar. Die Hörner der Männchen sind etwa zwei Fuß lang und spiralförmig gewunden, wie die des Kudu oder, noch eher, des Nyala der Südostküste. Die Hufe dieser Art sind von enormer Länge, was zweifellos eine Vorsorge der Natur ist, um ihnen das Laufen über das weiche, morastige

Sumpfland zu ermöglichen, in dem ein Tier mit kurzem Huf unweigerlich versinken würde.

Auf dem Rückweg schoss ich ein Litschie-Weibchen, das ich meinen Führern gab. Diese übergaben es ihren Frauen unter lautem Händeklatschen und anderen Freudenausbrüchen; ich bezweifle nicht, dass es die beste Mahlzeit war, die die armen Geschöpfe seit langer Zeit hatten.

Während der Rückfahrt ins Lager speerten meine Begleiter zwei stattliche Fische (eine Barschart), die, in Elefantenfett gebraten, eine willkommene Ergänzung zu meinem Abendessen bildeten. Sie werfen diese Speere mit beträchtlicher Genauigkeit in die Mitte eines Schwarms – dessen Weg durch die Kräuselung der Oberfläche markiert wird – und vertrauen darauf, durch Zufall etwas aufzuspießen; auf jeden gefangenen Fisch kommen durchschnittlich etwa hundert Würfe. Diese Speere sind sehr kunstvoll gefertigt und auf furchtbare Weise mit Widerhaken versehen. Das dünne Ende des Schafts, der lang und konisch ist, wird gewöhnlich in ein hohles Schilfrohr gesteckt, das das Gewicht der Eisenspitze ausgleicht und an der Oberfläche treibt. Meine Gewehrträger hatten während meiner Abwesenheit den am Morgen verwundeten Büffelbullen eingeholt und erlegt, sodass reichlich Fleisch für all meine zahlreichen Anhänger vorhanden war.

Noch vor Tagesanbruch am nächsten Morgen weckte ich die Kaffern und ließ sie das Fleisch verschnüren und die Kanus packen. Gerade als die Sonne aufging, waren wir wieder unterwegs. Nachdem wir etwa zwei Stunden lang am Ufer entlanggefahren waren, erreichten wir den Punkt, an dem es notwendig war, das Festland zu verlassen und quer durch den Sumpf zu den Inseln überzusetzen, auf denen ich Elefanten zu finden hoffte. Während wir in den mit Grün bewachsenen Sumpf vordrangen, verblasste die lange Linie der waldbedeckten Sandrücken, die ihn im Süden begrenzten, allmählich im bläulichen Dunst der Ferne und verschwand schließlich ganz. Etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang erreichten wir eine große Insel, auf der meine Führer mich die Nacht verbringen lassen wollten. In der Annahme, dass sie es am besten wüssten, gingen wir sofort an Land und errichteten ein Lager unter einigen schönen Waldbäumen, etwa zwanzig Yards vom Wasserrand entfernt. Gegen Abend nahm ich meinen Zehner-Stutzen und ging, begleitet von einigen Eingeborenen, auf einen Spaziergang in der Hoffnung, auf ein Schwein zu stoßen oder vielleicht am Wasser eine Litschie vor die Büchse zu bekommen.

Der Boden dieser Insel, die mehrere Meilen Umfang haben musste, bestand aus feinem weißen Sand, in den man bei jedem Schritt bis zum Knöchel einsank. Er war größtenteils völlig offen, mit verstreuten Palmgruppen (die vornehmlich um Termitenhügel wuchsen) und Gruppen großer Waldbäume. Wir waren etwa eine Meile vom Lager entfernt, ohne etwas gesehen zu haben, als wir plötzlich auf einen kleinen Trupp Leierantilopen stießen, begleitet von einem alten Streifengnubullen, die mitten auf einer großen Lichtung ästen. Da ich den Schwanz des Gnus haben wollte, um damit die Tsetsefliegen abzuwehren, feuerte ich, verfehlte ihn aber. Nach dem Nachladen lief ich gerade wieder los, um einen weiteren Schuss zu versuchen, als ich zu meiner Rechten eine schwarze Nashornkuh mit einem halbwüchsigen Kalb auf mich zukommen sah. Daraufhin gab ich die Verfolgung des Gnus auf und beschloss, das größere Tier zu erlegen, wobei ich bedauerte, mein großkalibriges Elefantengewehr nicht dabei zu haben. Das Nashorn war offensichtlich durch den Schuss beunruhigt worden, wusste aber nicht recht, was es davon halten sollte. Sie war etwa 200 Yards entfernt und kam in schnellem Schritt direkt auf mich zu, wobei sie sich alle paar Schritte unruhig von einer Seite zur anderen wandte. Ich stellte mich hinter eine kleine Gruppe Palmbüsche und wartete auf sie. Sie kam stetig näher, gefolgt von ihrem Kalb, bis auf etwa fünfzig Yards, als sie wohl einen Hauch meines Windes bekam; denn sie wirbelte plötzlich herum und startete im schnellen Trab im rechten

Winkel davon. Ich fasste sie direkt hinter dem Blatt und feuerte, woraufhin sie laut schnaubend in Galopp verfiel; doch nachdem sie ein paar hundert Yards gelaufen war, hielt sie inne und sank maustot auf die Knie. Ich erlegte das Kalb mit einer weiteren Kugel. Einer der Kaffern rannte sofort im vollen Tempo zum Lager, um alle Leute herbeizurufen, damit sie das Fleisch trügen. Bei der Untersuchung erwies sie sich als das gewöhnliche schwarze Nashorn des Inneren (*R. bicornis*). Ihr vorderes Horn mass 21 Zoll in der Länge, das hintere 5 Zoll.

Noch bevor die Sonne ganz untergegangen war, füllte sich die Luft mit riesigen, langbeinigen schwarzen Moskitos, die meine Arme und Beine mit einer Wildheit und Ausdauer angriffen, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Sie zwangen mich zum eiligen Rückzug ins Lager, wo ich ihren Aufmerksamkeiten entkommen konnte, indem ich mich in den Rauch der Holzfeuer setzte (eine sehr unangenehme Alternative). Diese abscheulichen Insekten und das Risiko von Malaria in ihrer bösartigsten Form sind die zwei Nachteile eines Aufenthalts in diesen ansonsten interessanten Sumpfgebieten. Der kurze Winter war nun vorbei, und die Nächte waren so heiß, dass ich gegen Morgen kaum einen Kaross über mir ertragen konnte; dennoch war ich, um mich vor den Moskitos zu schützen, gezwungen, grünes Holz auf das Feuer zu häufen und es so zu arrangieren, dass der Rauch in einer dichten Wolke über mich zog, was sie recht wirksam fernhielt.

Während meiner Abwesenheit hatte sich eine kleine Armee von Neuankömmlingen meinem Lager angeschlossen. Sie waren alle in Kanus von den verschiedenen kleinen Inseln herübergekommen, auf denen sie lebten, in der Hoffnung, Fleisch zu bekommen, sodass ich nun mindestens hundert hungrige Mäuler zu stopfen hatte.

Am nächsten Tag, etwa eine Stunde vor Mittag, nach einer angenehmen Fahrt zwischen einigen juwelengleichen kleinen Inseln – mehrere davon bewohnt und auf vielen von ihnen Gruppen hoher, anmutiger Palmen – und vorbei an zahllosen Litschie-Herden, die der Szenerie Leben und Schönheit verliehen, erreichten wir unser Ziel: zwei dicht bewaldete Inseln, die nur durch einen schmalen Kanal von nicht mehr als 100 Yards Breite voneinander getrennt waren. Die größere dieser Inseln, von den Eingeborenen „Umbaracarungwe“ genannt, ist von beträchtlicher Ausdehnung; soweit mein Auge reichte, konnte ich die blauen Umrisse des Waldes erkennen, mit dem sie bedeckt war. Die andere war zwar wesentlich kleiner als ihre Nachbarin, musste aber dennoch etwa fünfzehn Meilen Umfang haben. Da ich noch mindestens sieben Stunden Tageslicht hatte, beschloss ich, unverzüglich mit ihrer Erkundung zu beginnen. Wir ließen die gesamte Flotte von Kanus auf den Strand laufen und ließen einige Eingeborene zurück, um ein Lager zu errichten (darunter zwei meiner eigenen Makalakas, die mich aus dem Matabele-Land begleitet hatten und die beide einen Anfall von Fieber bekommen hatten). Ich brach sofort auf und schlug mich in den Dschungel, um die Insel bis zur gegenüberliegenden Seite zu durchqueren, von wo aus ich beabsichtigte, außerhalb des Busches am Rand entlangzuwandern, bis ich wieder die Kanus erreichte. Auf diese Weise, so kalkulierte ich, würde ich die Fährte aller Elefanten kreuzen, die sich dort aufhalten mochten, und zwar an dem Punkt, an dem sie in der vorangegangenen Nacht zum Trinken an das Wasser gekommen waren.

Beim Betreten des Dschungels sank mir das Herz. In meiner Laufbahn als Elefantenjäger hatte ich schon so manches üble Stück Buschland gesehen, aber nie etwas, das mit dieser Inselfestung zu vergleichen gewesen wäre. Das Unterholz, an sich schon dicht und dornig, war durchsetzt von Büschen mit dichtem Laubwerk – obwohl zu dieser Jahreszeit auf dem Festland alles kahl war. Das Ganze war verfilzt und verwoben durch die langen Äste eines niedrigen Baumes, den ich zuvor noch nie gesehen hatte; er besaß eine glatte, weiche, grüne Rinde und enorme Dornen von etwa zwei Zoll Länge, so gerade und scharf

wie Nadeln. Alles in allem war es der unangenehmste Ort, den man sich vorstellen konnte, um gegen einen verwundeten Elefanten zu kämpfen, und ich hatte wenig Hoffnung auf großen Erfolg.

Bevor wir viele Yards vorangekommen waren, fanden wir Spuren des Wirkens von Elefanten, die vor zwei Tagen hier gewesen waren und sich vielleicht noch immer auf der Insel aufhielten. Um den gesamten Dschungel herum verlief zwischen dem Buschwerk und dem Wasser ein Streifen offenen Geländes von 10 bis 100 Yards Breite, was das Gehen sehr erleichterte. Im weiteren Verlauf stießen wir auf große Mengen Büffelfährten und die riesigen Fußabdrücke von Elefanten, von denen jedoch keine frischer waren als jene, die wir an der Landzunge der Insel bemerkt hatten.

Beim Blick nach Norden und Westen waren nun keine weiteren Inseln mehr zu sehen; stattdessen erstreckte sich bis zum fernen Horizont ein einziges, ununterbrochenes Schilfbett, durch das – so sagen die Eingeborenen – der Hauptarm des Chobe fließt. Wir hatten etwa zwei Drittel der Insel umrundet, als einer meiner Männer eines großen Pythons ansichtig wurde, der unter einem Busch lag; er und einige seiner Freunde begannen sogleich den Angriff. Noch bevor das riesige Reptil daran zu denken schien, sich zu rühren, wurde ein mit Widerhaken versehener Speer direkt hinter dem Kopf durch seinen Körper getrieben, der ihn am Boden festnagelte. Fast im selben Augenblick drangen zwei oder drei weitere Speere durch verschiedene Teile seines Rückens. Ein anderer Mann sägte ihm dann mit einem großen, breitklingigen Assegai den Kopf ab, woraufhin die anderen Speere herausgezogen wurden; doch der Körper wand sich noch immer auf wunderbare Weise weiter. Dieser Python war ein Weibchen von fünfzehn Fuß Länge. Nachdem die Eingeborenen die Haut entfernt hatten, die ich kaufte, trugen sie das Tier im Ganzen ins Lager, da Fleisch und Fett dieser Reptilien bei ihnen als eine sehr erlesene Speise gelten.

Wir waren gerade um die Ecke der letzten Bucht gebogen, an deren entferntem Ende die Kanus lagen, als wir eine große Büffelherde erblickten, die etwa 100 Yards vom Ufer entfernt knietief im Sumpf äste. Da es notwendig war, meine große Gruppe mit reichlich Fleisch bei guter Laune zu halten, beschloss ich, wenn möglich eine fette Kuh zu schießen. Die Tiere kamen gerade zum Dschungel zurück, also bezog ich hinter einem Busch Stellung und wartete auf sie. Als sie näher kamen, feuerte ich auf eine Kuh und streckte sie brüllend nieder. Daraufhin drehte die Herde um und flüchtete zurück ins Wasser; aber während sie rannten, feuerte ich mit meinem zweiten Gewehr und landete einen Glückstreffer, der einem jungen Bullen das Rückgrat brach und ihn natürlich völlig kampfunfähig machte. Dann lief ich zu der Kuh, die sich mühsam aufzurichten versuchte, und gab ihr mit einer weiteren Kugel hinter das Ohr den Rest, während die Eingeborenen den verwundeten Bullen mit ihren Assegais erlegten.

Die Herde schien das offene Gelände nicht zu mögen, kehrte nach kurzer Strecke um und kam im Galopp auf den Dschungel zurück. Als ich das sah, bahnte ich mir meinen Weg knapp innerhalb des Busches und schnitt ihnen den Weg ab. Als sie etwa fünfzig Yards von mir entfernt waren, schrie ich laut, woraufhin sie anhielten und allesamt mit erhobenen Nasen dastanden, die Luft prüften und dorthin starrten, wo ich verborgen war. Diese Pause nutzend, zielte ich rasch auf eine fette Kuh und feuerte, woraufhin sie kopfüber stürzte. Beim Schuss stürmte die ganze Herde vorwärts – wahrscheinlich dachten sie gar nicht an mich, sondern wollten den Schutz des Busches erreichen. Um nicht überrannt zu werden, musste ich mein Gewehr wegwerfen und hastig einen kleinen Baum erklimmen. Nachdem ich den dritten Büffel erlegt und seine Zunge herausgeschnitten hatte, ging ich zu den Kanus, da ich mich bereit für das Abendessen fühlte.

Bei meiner Ankunft erzählten mir meine zwei Makalakas, dass...

TAFEL VII (Bildbeschreibungen)

1. **Leierantilope** (*Alcelaphus Lunatus*). Geschossen nahe dem Fluss Daka, 13. Okt. 1877.

2. **Leierantilope** (*Alcelaphus Lunatus*). Geschossen im Mashuna-Land, 22. Sept. 1880.

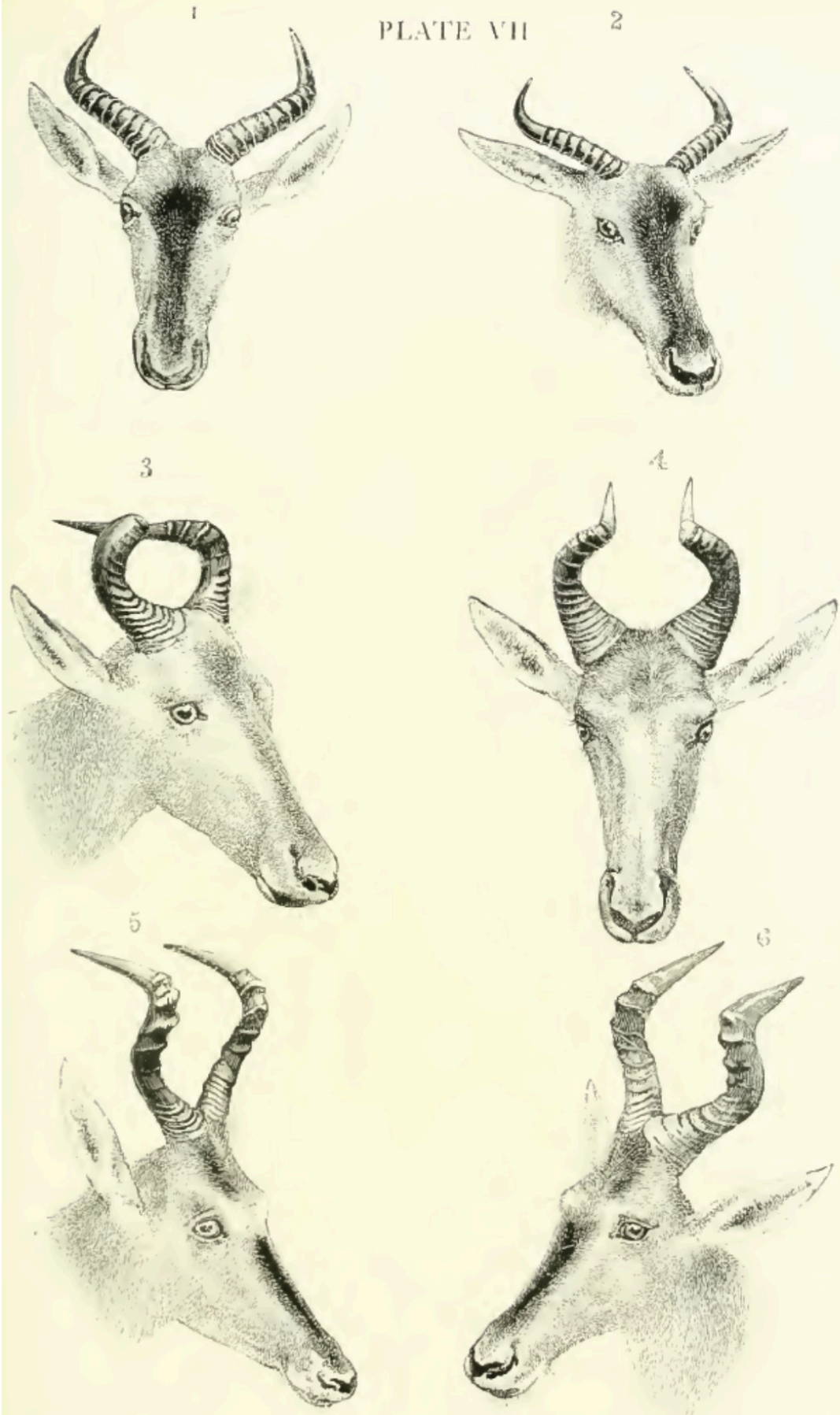
3. **Lichtenstein-Antilope** (*Alcelaphus Lichtensteinii*). Geschossen auf dem Manica-Plateau, 22. Dez. 1877.

4. **Lichtenstein-Antilope** (*Alcelaphus Lichtensteinii*). Geschossen auf dem Manica-Plateau, 28. Dez. 1877.

5. **Kuhantilope** (*Alcelaphus Caama*). Geschossen im Boatlanarina-Tal, 13. Feb. 1879.

6. **Kuhantilope** (*Alcelaphus Caama*). Geschossen nahe Selinya, 28. Dez. 1880.

PLATE VII



To face page 202.

EINE HERDE ELEFANTENBULLEN

Am Nachmittag war eine Truppe von zehn Elefantenbullen an einer etwa 200 Yards entfernten Stelle aus dem Dschungel der anderen Insel hervorgekommen. Nachdem sie getrunken hatten und ein kurzes Stück am Ufer entlang gewandert waren, betraten sie erneut den Busch. Man stelle sich vor: Elefanten, die in der heutigen Zeit so wenig gestört werden, dass sie am hellichten Tag trinken! Was für ein glorreicher Anblick muss es gewesen sein, diese gigantischen Tiere mit ihrem langsamen, majestätischen Schritt im Freien wandern zu sehen. Nun aber befürchtete ich, sie könnten die Schüsse gehört haben, die ich gerade abgegeben hatte. Da die Eingeborenen mir jedoch versicherten, dass auf diesen Inseln noch nie zuvor ein Gewehr abgefeuert worden war, hegte ich die Hoffnung, dass sie – da sie das Geräusch nicht kannten – keinen Alarm geschlagen hatten. Als ich kurz nach Einbruch der Dunkelheit in geringer Entfernung ein Trompeten hörte, war ich sicher, dass dies tatsächlich der Fall war. Wären da nicht die Moskitos gewesen, ich hätte mich vollkommen glücklich und zufrieden gefühlt.

KAPITEL XI

Begegnung mit Elefanten — Rückkehr zum Festland — Zwei Elefantenjagden — Zehn Tiere erlegt — Schinderhütte; tragisches Ende — Zwei Büffelbullen — Begegnung mit einer Löwin — Rückkehr nach Tati und England

Der nächste Tag war der 1. September. Als die Sonne, die im fernen England den Tod manch eines wohlgenährten Rebhuhns ankündigte, ihr feuriges Antlitz über den östlichen Horizont erhob, stieg ich in mein schwankendes Makololo-Kanu. Bald paddelte ich hinüber nach Umbaracarungwe, der größeren der beiden Inseln, in der großen Hoffnung, bald die Bekanntschaft der Elefanten zu machen. Anstatt den Busch zu umrunden, schlug ich mich direkt in das Zentrum des dichten Dschungels durch. Ich war noch keine Meile vorangekommen, als mein Buschmann Arotsy, der vorne nach Fährten Ausschau hielt, innehielt und schweigend auf den Boden deutete. Dort sah ich, tief eingedrückt in den weichen, nachgiebigen Sand, den riesigen Fußabdruck des mächtigsten Tieres, das die Erde bewandelt – eines afrikanischen Elefantenbullen. Wir stellten bald fest, dass sie die Schüsse, die ich am Vorabend auf die Büffel abgefeuert hatte, völlig ignoriert hatten und seither kreuz und quer äsend umhergezogen waren. Dies machte ihre Fährte sehr schwer verfolgbar, und größte Vorsicht war geboten, um zu verhindern, dass sie unseren Wind bekamen und leise das Weite suchten, bevor wir sie erblickten. Denn obwohl sie dem Knall eines Gewehrs keine Beachtung geschenkt hatten, besitzen alle Tiere eine instinktive Abneigung gegen den Geruch des Menschen, und ich fühlte, dass der kleinste Hauch sie wie die erfahrensten ihrer Art zur Flucht veranlassen würde.

Der Busch war furchtbar dicht, genau so schlimm wie auf der kleineren Insel, jedoch gab es hier und da offene Stellen, an denen nur ein paar Kameldornbäume (*Acacia giraffae*) wuchsen. Ich dachte mir, wenn ich nur nah genug an sie herankäme, könnte ich sicher einen erlegen, was so viel war, wie ich erhoffte. Nachdem wir mehreren falschen Fährten gefolgt waren – Spuren einzelner Elefanten, die sich ein kurzes Stück fressend entfernt und dann wieder der Herde angeschlossen hatten –, schreckte mein Buschmann plötzlich auf und erstarrte, einen Arm nach vorne deutend. Es bedurfte kaum der Frage, was er sah. Die Elefanten befanden sich etwa 100 Yards zu unserer Rechten am Rande einer stattlichen Lichtung, die sie gerade überquert hatten. Sie standen dort still; vier von ihnen befanden sich ganz außerhalb des Busches unter einem Baum, von dem einer gerade einen großen Ast abgebrochen hatte, um leichter an die zarten Triebe zu gelangen. Einer von ihnen war ein stattlicher, ausgewachsener Bulle mit perfekten Stoßzähnen, die zwar

kurz, aber sehr dick waren. Sie standen im Hinblick auf den Wind äußerst ungünstig, und ich fürchtete, sie würden uns jeden Moment wittern. Ich wäre am liebsten zurückgewichen und hätte sie umgangen, rechnete aber jeden Augenblick mit einem Windstoß und hielt es daher für besser, ohne Verzögerung zu versuchen, an sie heranzukommen.

Ich nahm mein Gewehr und ging sofort über das offene Gelände auf sie zu, in der Hoffnung, dass sie zu abgelenkt seien, um mich zu bemerken. Doch ein unfreundliches Schicksal war gegen mich; kaum dass ich losgegangen war, spürte ich einen Windstoß von hinten und sah gleichzeitig, wie die Elefanten ihre Rüssel leicht anhoben, um die Witterung aufzunehmen. Das genügte; sie hielten sich nicht mit Fragen auf, sondern wirbelten mit wunderbarer Schnelligkeit in Richtung Busch herum. Obwohl ich stehen blieb und mein Gewehr in dem Moment hob, als ich den Rüssel des großen Bullen nach oben gehen sah, war er herumgeschwenkt, bevor ich feuern konnte. Es gelang mir, ihm eine Kugel direkt hinter die Rippen zu setzen, was ihn brüllen und auf seine Keulen zurücksinken ließ. Bevor er sich erholen konnte, riss ich Hellhound mein zweites Gewehr aus der Hand und gab ihm eine weitere Kugel in die Hüfte, woraufhin er sich hochstieß und hinter den anderen in den Busch stürmte.

Ich rief meinen beiden Gewehrträgern zu, sie sollten laden und folgen, und rannte mit Hartebeest (dem besten Läufer unter meinen Buschmännern) hinterher. Sie hatten einen breiten Pfad vor sich freigeschlagen und wirbelten im lockeren Sand so viel Staub auf, dass es unmöglich war, etwas zu sehen. Dennoch vertraute ich auf den Scharfsinn meines Buschmanns – einen besseren Diener im Jagdveld habe ich nie gesehen – und tauchte, seine dunkle Gestalt im Blick behaltend, dicht hinter ihm in den dornigen Dschungel ein. Plötzlich hielt er inne; ich blickte nach vorn und erspähte die Spitzen der Elefantenohren über dem Busch. Sie waren an den Wasserrand gekommen und standen dort, sich in alle Richtungen umsehend. Meine Gewehrträger waren nirgends zu sehen, und ich wagte nicht zu rufen, da die Elefanten sonst weitergeflohen wären, also wartete ich. Sie standen jedoch nicht viele Sekunden still, sondern traten im Gänsemarsch auf die offene Stelle zu ihrer Rechten hinaus, wobei sie ihre Rüssel vor und zurück schwangen.

Es war ein bitterer Moment: Acht von ihnen passierten mich in nicht mehr als dreißig Yards Entfernung breitseitig, und ich war ohne Gewehr und wagte nicht zu rufen. Es waren vier alte Bullen, der Rest war noch nicht ganz ausgewachsen. Die Stoßzähne aller alten Tiere waren eher kurz, sahen aber dick und schwer aus. Derjenige, den ich zuerst verwundet hatte, war nicht unter ihnen; er war wahrscheinlich im Dschungel dahinter abgebogen. In der Annahme, sie seien alle vorbei, rannte ich nun auf die Lichtung hinaus und schrie mit konzentrierter Intensität gemeinsam mit meinem Buschmann: „Leta imbopo!“ (Bringt das Gewehr!). Da tauchte ein weiterer junger Bulle mit langen, dünnen, weißen Stoßzähnen aus dem Busch hinter uns auf, erblickte uns und griff sofort unter gellendem Trompeten an. „Balecka, soree!“ (Laufen Sie weg, Herr!), schrie der Buschmann, und wir machten einen Hechtsprung zurück in den Busch, wobei mich jeder weitere Schrei mit wunderbarer Energie vorwärtsschnellen ließ. Unser Verfolger kam nicht weit über den Rand des Busches hinaus, sondern kehrte um und folgte seinen Gefährten.

Meine zwei Gewehrträger kamen nun heran, und auf der Fährte rennend, erblickten wir die Elefanten bald wieder, wie sie in schnellem Schritt durch den Dschungel zogen. Ich wies Hartebeest an, zu versuchen, sie zu umrunden und sie auf mich zuzutreiben, in der Hoffnung auf einen guten Breitseitschuss. Bevor ihm das gelang, kam ich selbst ziemlich nah an die Flanke heran und verpasste zwei Bullen jeweils einen guten Schuss hinter das Blatt. Wäre das Gelände halbwegs offen gewesen, hätte ich wahrscheinlich beide zur Strecke gebracht, da ich sicher war, dass die Kugeln aus nächster Nähe an der richtigen

Stelle saßen. Doch in einem so dichten Busch wie diesem war es unmöglich, viel auszurichten, denn ein Elefantenbulle stürzt, selbst wenn er mitten durch das Herz geschossen wurde, nicht sofort um, sondern rennt oft noch mehrere hundert Yards. Zudem bluten sie nicht immer nach außen, sodass man keinen Hinweis darauf hat, welche Fährte man aufnehmen soll.

Bei den Schüssen gab es ein Brüllen, ein Rasen und Krachen; eine Staubwolke wirbelte auf, und alles war verschwunden. Ich bereitete mich gerade darauf vor, die Schweißfährte der verwundeten Tiere aufzunehmen, als laute Rufe vor mir ankündigten, dass die Herde auf Hartebeest zugelaufen war. Direkt danach sah ich drei Tiere etwas zu meiner Rechten auf mich zukommen und blieb stehen, in der Hoffnung auf eine gute Chance beim Vorbeiziehen. Zwei junge Bullen waren vorn, gefolgt von einem alten. Die ersten zwei zogen vorbei; doch der alte Geselle erblickte mich entweder oder bekam – was wahrscheinlicher ist – einen Hauch meines Windes. Er wirbelte herum, stellte seine gewaltigen Ohren auf und griff sofort an, jedoch ohne zu schreien. Ich war bereit und setzte ihm eine Kugel in die Brust unterhalb seines erhobenen Rüssels, was ihn auf die Knie zwang. Er war im Nu wieder oben, drehte ab und brach in ein schrecklich dichtes Stück Dschungel aus. Dennoch blieb ich dicht an ihm dran, und nach einer Viertelstunde des Ausweichens, während der ich ihm zwei weitere Kugeln gab, sackte er schließlich kopfüber zusammen und rollte dann zur Seite – maustot. Beim späteren Aufbrechen stellten wir fest, dass zwei der drei auf ihn abgefeuerten Kugeln den oberen Teil seines Herzens durchschlagen hatten.

Ich stürzte mich nun wieder in den Busch, um nach der Schweißfährte der anderen Verwundeten zu suchen. Ich war noch nicht weit gekommen, als ich einen jungen Bullen mit schönen weißen Stoßzähnen bemerkte, der mit aufgestellten Ohren herankam und den Kopf von einer Seite zur anderen drehte. Ich nahm eine Handvoll Sand, um die Windrichtung zu prüfen, und stellte mich so auf, dass er dicht an mir vorbeiziehen würde, ohne mich zu wittern. Als er vorbeimarschierte, bot er ein prächtiges Ziel. Ich fasste ihn direkt hinter dem Blatt und drückte ab; doch der Knall war lediglich das Verpuffen des Pulvers allein – mein Gewehrträger hatte in der Eile keine Kugel geladen. Man stelle sich meinen Zorn vor! Der Elefant, der das Knacken des Zündhütchens hörte, stürmte sofort vorwärts, und wir folgten in bestem Tempo auf der Fährte.

Inmitten eines Fleckens hohen, dichten Dschungels drehte sich Hellhound mit entsetztem Blick um und sagte: „Ee-aisa, soree!“ (Er kommt hierher, Herr!). Ich riss das Gewehr an mich, ließ ihn an mir vorbei und stand bereit. Ich konnte das Rascheln der Büsche hören und sah bald, wie sich die Spitzen bogen, aber mehr nicht. Im nächsten Augenblick jedoch brach der Kopf eines Elefanten mit weit ausgebreiteten Ohren und böse funkelnden kleinen Augen in Sicht! Er sah mich im selben Moment und im Glauben, er hätte mich wohl sicher, begann er sofort zu trompeten – er war bis dahin still geblieben, ein Zeichen, dass er Böses im Schilde führte. Er hielt den Rüssel gesenkt, sodass ich keinen Schuss auf seine Brust bekam; ich kann nicht sagen, dass ich überhaupt groß gezielt habe, denn es war keine Zeit. Ich hielt das Visier irgendwo auf seinen Kopf, feuerte und warf mich dann seitlich unter die Büsche. Als ich mich umblickte, sah ich meinen Widersacher rückwärts weichen, den Rüssel senkrecht in die Luft gestreckt, offensichtlich betäubt und benommen, aber ansonsten unversehrt. Er ging nun bis auf etwa fünfzehn Yards von der Stelle weg, an der ich lag, und blieb wieder stehen; zwischen uns lag dichtester Dschungel. Ich nahm mein zweites Gewehr (nachdem ich das gerade abgefeuerte lautlos geladen hatte) von Arotsy, der standhaft hinter mir geblieben war, und gab ihm eine Kugel durch den Busch. Nach dieser Aufmerksamkeit ging er weiter und blieb nach kurzer Strecke erneut stehen, wobei er mit erhobenem Rüssel nach dem Wind tastete. Nun bot er ein prächtiges Ziel, da der Busch zwischen uns zwar dicht, aber niedrig war und sein gesamtes Blatt frei lag. Ich visierte ihn sorgfältig an und drückte ab, doch das

einzige Geräusch war das Knacken des Zündhütchens, woraufhin ich sofort abtauchte. Der Elefant hörte das Klicken, wirbelte herum und stand mit aufgestellten Ohren da, in die Richtung starrend, aus der das Geräusch gekommen war. Wir aber lagen alle wie die Hasen da, und da er nichts sah, ging er wieder weiter. Hastig setzte ich ein neues Zündhütchen auf, stand auf und drückte bei einem weiteren herrlichen Breitseitschuss ab – doch wieder knackte nur das Zündhütchen![1] Diesmal jedoch wirbelte der Elefant herum und griff sofort in Richtung des Geräuschs an, wobei er furchtbar trompetete. Ich machte einen Hechtsprung zur Seite und wagte nicht zu rennen, da er mich sicher gesehen hätte. Das riesige Tier traf uns glücklicherweise nicht ganz genau, kam aber keine zehn Yards entfernt zum Stehen, wandte sich von einer Seite zur anderen und prüfte den Wind mit der hochgebogenen Rüsselspitze.

Schließlich, zu meiner unendlichen Erleichterung, die meine beiden Begleiter zweifellos teilten, rannte er davon. Ich dachte nun daran, ihn aufzugeben, was ich nicht getan hätte, wenn mein Gewehr mich nicht im Stich gelassen hätte. Doch in diesem Moment hörte ich zu meiner Rechten Stimmen, die ich als jene meiner eigenen Makalakas erkannte, von denen ich während der Jagd nichts gesehen oder gehört hatte. Sie schrien: „Nansi, soree!“ (Da ist er, Herr!). Ich nahm mein anderes Gewehr und ging wieder vorwärts. Beim Überqueren einer Lichtung erblickte ich meinen jähzornigen Freund, wie er knapp innerhalb des Buschrandes auf der gegenüberliegenden Seite dahinzieht. Meine Kaffern schrien wie die Teufel jenseits von ihm; in der Annahme, der Lärm würde ihn wenden, pirschte ich am Buschrand entlang in der Hoffnung, ihn abzuschneiden, aber ich sah ihn nie wieder. Er brach direkt durch meine Kette von Treibern, ging zum Wasserrand, setzte zur anderen Insel über, und da die Kanus nicht griffbereit waren, musste ich abbrechen.

Ich traf nun auf den Haupttrupp meiner Anhänger, die sich während der Jagd sorgfältig außer Sicht gehalten hatten. Ich erzählte ihnen, dass ich einen Elefanten getötet hatte, worüber sie höchst erfreut schienen, und wir machten uns sofort gemeinsam auf den Weg zum Kadaver. Dann nahm ich meine eigenen Makalakas und Buschmänner und schlug mich erneut in den Dschungel, in der Hoffnung, auf einen der anderen verwundeten Elefanten zu stoßen. Doch obwohl ich mehrere Stunden damit verbrachte, war es vergeblich, denn der gesamte Dschungel war kreuz und quer mit Fährten zertrampelt, sodass meine Buschmänner nichts mehr ausmachen konnten. Schließlich gab ich auf und kehrte zum toten Elefanten zurück. Meine nackten Beine und Arme hatten erheblich unter den Dornen gelitten; einen davon, der etwa einen Zoll tief in meine Wade eingedrungen war, konnte ich nur unter größten Schwierigkeiten herausziehen. Der Großteil meines Hemdes war ebenfalls an verschiedenen Büschen hängengeblieben, und insgesamt bot ich zweifellos einen sehr jämmerlichen Anblick. Die Sumpf-Eingeborenen, die den Elefanten hatten schreien hören, stellten sich vor, ich sei tatsächlich gefasst worden und wäre nur entkommen, indem ich seinen Füßen ausgewichen und zwischen seinen Hinterbeinen weggekrochen sei. Diese Geschichte wurde von Mund zu Mund weitergetragen, bis sie einige der Händler bei Sipopo erreichte. Da diese das Land verließen, bevor sie mich sahen, trugen sie den Bericht mit nach Süden; als ich im darauffolgenden Dezember wieder das Matabele-Land erreichte, gratulierten mir alle meine Freunde zu meinem wunderbaren Entkommen!

Meine erste Sorge galt den Kanus, die alle so nah wie möglich an den toten Elefanten herangebracht worden waren. Dann nahm ich ein gründliches Bad, wusch mich, und nachdem ich ein sauberes Hemd angezogen und die meisten Dornen aus meinen Beinen entfernt hatte, fühlte ich mich wieder wie ich selbst. Zu diesem Zeitpunkt war bereits jedes kleinste Teil des Elefanten, außer dem Schädel, der Haut und den Wirbeln, zum Ufer hinuntergebracht worden. Die riesigen Knochen wurden in kleine Stücke gehackt und in großen Töpfen gekocht, wobei das gesamte Fett, das in ihrer Zellstruktur enthalten ist, ausgeschmolzen wurde und an der Wasseroberfläche trieb. Die Bäume rund um das

Lager waren rot von Fleischgirlanden, und da der Elefant überaus fett war (und ein Kaffer für diese Delikatesse seine Seele verkaufen würde), herrschte jene Nacht in meinem gesamten Biwak großer Jubel und festliches Schmausen. Die Stoßzähne, wie ich vergaß zu erwähnen, waren zwar kurz, aber dick und schwer und wogen jeweils 52 Pfund.

Vor dem Morgengrauen am nächsten Tag wurde ich durch großen Aufruhr und Geplapper geweckt. Auf meine Nachfrage, was los sei, erfuhr ich durch meinen Dolmetscher, dass ein Bote eingetroffen sei mit dem Bericht, eine von Sipopo ausgesandte Expedition nähere sich, um diese Sümpfe von ihren Bewohnern zu säubern. Ich tat die Idee als Unsinn ab und glaube noch immer, dass die Nachricht falsch war; denn welche Beute konnte Sipopo von diesen armseligen Leuten schon erwarten? Aber eine Panik hatte sie ergriffen, und jedes Argument war nutzlos. Da ich keine Lust hatte, ohne Kanus auf dieser Insel zurückgelassen zu werden, blieb mir keine Wahl, als meine Sachen zu packen und mich wieder zum Festland paddeln zu lassen. Dies war eine große Enttäuschung, da ich gehofft hatte, mindestens eine weitere Woche im Sumpf umherzustreifen. Ich habe vergessen zu erwähnen, dass ich auf dieser großen Insel und auch auf der, wo ich die Büffel geschossen hatte, große Mengen an Tsetsefliegen fand, obwohl ich auf keiner der kleineren Inseln, die ich besuchte, diese Insekten sah. Elf Kanus wurden abkommandiert, um mich mitsamt meinen Dienern und dem Gepäck zu befördern, und der ganze Rest brach auf, um nach den Frauen und Kindern zu sehen. Auf der Rückreise geschah nichts von Bedeutung, und am späten Nachmittag erreichten wir nach viertägiger Abwesenheit wieder das Festland. An jenem Abend lagerte ich mehrere hundert Yards vom Fluss entfernt, um den Moskitos zu entkommen, die am Wasserrand nun ebenso zahlreich und lästig waren wie auf den Inseln im Sumpf.

Am Donnerstag, den 3. September – am Tag nach meiner Rückkehr zum Festland – stand mein Stern günstig, denn an diesem Tag schoss ich fünf Elefanten aus einer Herde sowie eine stattliche Elenantilopenkuh. Letztere gehörte zu einer großen Herde, auf die ich beim Verlassen meines Lagers im ersten Morgengrauen direkt am Wasserrand stieß. Es war kein einziger Bulle unter ihnen; also suchte ich mir eine Kuh mit schönen langen Hörnern aus, feuerte mit meinem Elefantengewehr und brach ihr das Genick. Sie fiel auf der Stelle in etwa einem Fuß tiefem Wasser, sodass wir sie erst einige Yards auf trockenes Land ziehen mussten, bevor wir sie zerlegen konnten. Sie erwies sich als feine junge Kuh in gutem Zustand, von der grauen Wüstenart, ohne eine Spur von Streifen. Ihre Hörner, die sehr prächtig waren, massen 33 Zoll in der Länge und bogen sich an den Spitzen leicht nach außen. Nachdem ich Zunge, Brust und Herz herausgeschnitten und die Hörner in einen Baum gehängt hatte, überließ ich den Rest des Fleisches meinen Kanuleuten, die mich hier verließen.

[1] Diese Zündfehler waren wahrscheinlich auf winzige Stückchen von Blättern oder Rinde oder andere Fremdkörper zurückzuführen, die, während ich durch den Dschungel zog, in den an meiner Seite hängenden ledernen Pulversack gefallen waren und den Boden des Zündstollens verstopft hatten. Wenn ich von außen ein paar Körner Pulver hineingab, zündete es sofort.

Ich folgte daraufhin wieder dem Rand des Sumpfes, der fast genau nach Süden verlief – nur in Begleitung meiner eigenen Kaffern. Etwa eine Meile weiter befand sich eine große, flache Lagune, die durch einen schmalen Landstreifen vom Sumpf getrennt war. Dort fanden wir die Fährte einer sehr großen Elefantenherde, die während der Nacht getrunken hatte. Die Sonne stand kaum eine Stunde hoch; so legte ich mein Gepäck ab, überließ zwei meiner Makalakas, die noch leicht unter Fieber litten, die Bewachung der Ausrüstung und nahm sofort die Verfolgung auf. Knapp innerhalb des Goussy-Waldes, der sich hier fast bis zum Wasser erstreckt, hatten die Elefanten mindestens einen Acre Boden auf der Suche nach Wurzeln umgegraben, und ich hatte gute Hoffnung, sie bald

einzuholen. Da sie jedoch danach nicht mehr getrödelt hatten, war es bereits spät am Nachmittag, als wir sie endlich erblickten; wir waren seit dem Verlassen des Flusses bereits über viele mühsame Meilen durch tiefen Sand gestapft. Obwohl die Sonne noch intensiv brannte, holte ich sie auf einer riesigen Lichtung im Wald ein, die keinerlei Deckung bot, außer ein paar verstreuten, blattlosen Mopane-Bäumen und einigen erbärmlichen kleinen Dornbüschen der „Wart-ein-Weilchen"-Sorte, die nur drei oder vier Fuß hoch waren.

Als ich die Herde erblickte, war sie mindestens eine Meile entfernt und rückte in dichten schwarzen Massen langsam vor. Nachdem ich durch das Fallenlassen einer Handvoll feinen Sandes genau die Windrichtung geprüft hatte, hielt ich es für ratsam, sie von der anderen Seite her anzugreifen. Dies war eine der größten Elefantenherden, die ich je gesehen hatte; ich wage kaum zu sagen, wie viele es waren, aber ich schätze, es müssen mindestens 100 bis 200 Tiere gewesen sein. Mit Ausnahme einiger junger Bullen, die leicht an ihrer überlegenen Größe erkennbar waren, handelte es sich ausschließlich um Kühe und Jungtiere. Zu meiner Linken sah ich einen prächtigen jungen Bullen mit langen weißen Stoßzähnen, der mit einigen anderen um den Stamm eines einsamen Mopane-Baumes stand. Um jedoch an ihn heranzukommen, hätte ich dicht an einer Gruppe Kühe vorbeimüssen, über Boden, der so kahl wie ein Brett war. Also beschloss ich, ihn im Auge zu behalten, und wandte meine Aufmerksamkeit einer Kuh mit langem, makellosem Elfenbein zu, die mir direkt gegenüberstand.

Etwa fünfzig Yards von ihr entfernt befanden sich zwei oder drei schlanke Mopane-Büsche – nicht genug, um eine Ratte zu decken, aber es war alles, was da war. Ich hielt mein Gewehr mit beiden Händen vor mich, bereit, es jeden Moment zu heben, duckte mich vor und rückte schnell vor. Ich war noch etwa zehn Yards vom Busch entfernt, als sie mich durch das Geäst sah und sofort den Kopf hob. Sie spreizte ihre Ohren und starrte herüber. Im nächsten Moment schien sie mich zu erkennen und wollte gerade herumschwenken, als ich ihr eine Kugel zwischen Hals und Blatt verpasste, was sie auf die Knie zwang.

Beim Schuss entstand ein ungeheurer Aufruhr; doch das Verhalten dieser großen Gruppe von Elefanten unterschied sich stark von dem einer kleinen Herde, die sofort in wilder Panik davongestürmt wäre. Die weiter entfernt Stehenden schienen nicht zu wissen, wo die Gefahr lag, und kamen in einer Art Trottschritt auf mich zugelaufen – viele der Kühe mit erhobenem Rüssel, schrill trompetend und ein seltsames grollendes Geräusch von sich gebend. Die Verwirrung nutzend, verpasste ich einem weiteren jungen Bullen einen Schuss hinter das Blatt und ließ dann hastig die Gewehre nachladen. Zu diesem Zeitpunkt hatten sich die Elefanten in Gruppen organisiert und zogen in verschiedenen Richtungen in großen Trupps davon, allerdings nicht sehr schnell. Die Kuh, die ich zuerst geschossen hatte, brach nun zusammen, und der junge Bulle war ebenfalls am Ende. In diesem Moment umging Hartebeest die Herde, in der sich der junge Bulle befand, den ich unter dem Mopane-Baum gesehen hatte, und sie kamen nun alle in einer langen Linie direkt auf mich zu. Tatsächlich so sehr auf mich zu, dass ich eilig das Weite suchen musste, um aus dem Weg zu gehen, da ich es in diesem offenen Gelände nicht wagte, mich nach den ersten Schüssen auf weniger als hundert Yards zu nähern. Als der junge Bulle an mir vorbeizog, hielt ich weit vor und sah den Staub genau an der richtigen Stelle hinter der Schulter aufwirbeln. Beim Schuss stürmte eine Kuh laut trompetend mit erhobenem Rüssel auf uns zu; da sie uns jedoch nicht zu erkennen schien, wollte sie gerade abdrehen, als ich ihr mit dem zweiten Gewehr eine Kugel gab. Danach erlegte ich eine weitere Kuh mit einem einzigen Schuss, der mitten durch ihr Herz ging und auf der anderen Seite das Blatt gebrochen haben muss, denn sie fiel wie vom Blitz getroffen um und erhob sich nie wieder.

Es lagen nun zwei Tiere am Boden und drei waren verwundet. Der junge Bulle, den ich gerade geschossen hatte, stand nicht weit entfernt, und noch während ich mich nach ihm umdrehte, taumelte er rückwärts, warf den Rüssel hoch in die Luft und fiel auf die Seite – ich wusste, sein Lauf war zu Ende. Der größere Bulle und die verwundete Kuh hatten sich beide von der Herde getrennt; während die Kuh jedoch den Fährten ihrer Gefährten folgte, trottete der Bulle langsam im rechten Winkel allein davon. Als ich mich ihm näherte, drehte er sich um, stellte die Ohren auf und starrte mich an. Ich dachte, er wolle angreifen, aber er war wohl schon zu schwach, das arme Tier. Als er sich wieder wegdrehte, bot sich eine glänzende Chance auf das Blatt, und ich gab ihm einen tödlichen Schuss durch den oberen Teil des Herzens. Daraufhin ging er noch ein Stück stetig voran und fiel dann mit einem Krachen auf die Breitseite, als seien ihm die Beine unter dem Leib weggezogen worden. Die anderen Elefanten waren inzwischen außer Sicht, bis auf die verwundete Kuh, die in der Ferne in gutem Tempo davonlief. Als ich bis auf etwa zweihundert Yards an sie herangekommen war, wurde sie von einigen meiner Kaffern gestellt. Auf ihr Geschrei hin drehte sie um und kam auf mich zugelaufen. Ich blieb stehen, wo ich war, bei einem kläglichen Rest von Busch, in der Annahme, sie würde an der einen oder anderen Seite vorbeiziehen und mir einen Breitseitschuss bieten. Sie kam jedoch immer näher, bis offensichtlich wurde, dass sie genau auf meinen Standort zuhielt. Als sie nur noch vierzig Yards entfernt war, verlor Hellhound den Mut und rannte entweder weg oder wich rückwärts aus. Sobald sie ihn sich bewegen sah, hob die Elefantenkuh – die uns, solange wir stillstanden, nicht bemerkt hatte – sofort die Ohren und stürmte mit erhobenem Rüssel laut schreiend heran. Ich war jedoch bereit und setzte ihr eine Kugel mitten in die Brust. Sie hielt inne, drehte ab und rannte im rechten Winkel mit hoch erhobenem Kopf davon; doch bevor sie hundert Yards weit gekommen war, fiel sie plötzlich tot um – der letzte Schuss hatte ihr Herz durchbohrt.

So endete einer der besten Tage, die ich je mit Elefanten hatte; und was die Anzahl betrifft, der bis dahin beste überhaupt, denn nie zuvor hatte ich mehr als vier Tiere aus einer Herde mit eigenem Gewehr erlegt. Die Stoßzähne der beiden jungen Bullen wogen 25 Pfund beziehungsweise 14 Pfund, und die Kuh, die ich zuerst geschossen hatte, war besonders stattlich; ihre Zähne wogen über 17 Pfund pro Stück.

Es war nun viel zu spät am Nachmittag, um an das Ausbauen der Stoßzähne zu denken. Nachdem ich das Herz einer der Kühe für mich selbst und das innere Fett von allen fünf Tieren herausgeschnitten hatte (dies war schnell erledigt, indem ich je zwei Kaffern zu jedem Elefanten schickte), brachen wir zum Fluss auf und erreichten unser Lager an der Lagune etwa zwei Stunden nach Einbruch der Dunkelheit.

Kurz nachdem wir die toten Elefanten verlassen hatten, erblickten wir ein prächtiges Rudel Giraffen – eine der schönsten Zierden der südafrikanischen Wälder – und nicht lange danach eine große Herde Elenantilopen (lauter Kühe); beide Tierarten sind in diesem trockenen und sandigen, aber dicht bewaldeten Land zahlreich vorhanden.

Als ich das Lager erreichte, war ich überrascht, ein Dutzend Feuer zu sehen. Bei meiner Ankunft fand ich etwa zwanzig meiner Kanu-Freunde vor, die entweder nicht an den gemeldeten Überfall von Sipopo glaubten oder Hab und Gut der Obhut von Freunden anvertraut hatten und mir wegen des Fleisches erneut gefolgt waren. Darüber war ich sehr froh, denn ich wusste, dass nun kein Partikel der fünf Elefanten verschwendet würde; diese Männer würden zwei Lager errichten und Fleisch und Wasser hin- und hertragen, bis sie alles getrocknet und bis auf die Knochen zum Fluss gebracht hätten.

Nachdem wir die Stoßzähne der Elefanten unter einem großen Baum am Wasserrand vergraben hatten, den wir bei unserer Rückkehr unmöglich verfehlen konnten, stieß ich wieder vor und folgte dem Sumpf in südlicher Richtung. Seltsamerweise waren die Puku-

Antilopen, die etwa dreißig Meilen weiter zurück so zahlreich gewesen waren, nun völlig verschwunden, obwohl der Charakter des Landes und die Vegetation in jeder Einzelheit genau gleich geblieben waren. Ich kann mir keinen Grund für diese merkwürdige lokale Begrenzung dieser Art vorstellen.

Am nächsten Tag (6. September) hielten wir uns erneut am Rand des Sumpfes und sahen viel Wild – Giraffen, Elenantilopen, Kudus, Impalas, Streifengnus, Leierantilopen, Wildschweine und draußen im Sumpf zahllose Litschie-Antilopen. Wir kreuzten auch einige Elefanten- und ein paar Nashornfährten, die noch nicht sehr alt waren, obwohl letztere Tiere entlang des Chobe eher selten sind. Etwa zwei Stunden nach Mittag stießen wir auf einige ausgetretene Elefantenpfade mit frischen Spuren, die zum und vom Wasser führten. Ich beschloss, die Nacht in deren Nähe zu verbringen; so legte ich das Gepäck ab, ließ die meisten meiner Kaffern zurück, um ein Lager zu errichten, und unternahm mit dem Rest einen Spaziergang nach vorne, um das Gelände zu erkunden und die Zeit bis zum Sonnenuntergang zu vertreiben. Wir hatten das Lager noch keine Meile hinter uns gelassen, als wir die schwarzen, massigen Gestalten einer Büffelherde erblickten, die im Schatten einiger großer Goussy-Bäume direkt am Rand des Sandgürtels und keine 100 Yards vom Wasser entfernt schliefen. Als wir vorbeizogen, bekamen sie unseren Wind; die ganze Herde rannte erst zusammen, musterte uns für einige Momente und zog dann langsam, eingehüllt in eine Staubwolke, davon.

Ein kurzes Stück weiter stießen wir auf fünf alte Bullen, die unter einigen hohen Akazien das kurze junge Gras ästen. Sie waren so vertieft in ihre Beschäftigung, dass sie, obwohl sie auf uns zukamen, völlig unbewusst unserer Anwesenheit zu sein schienen. Ich bedeutete meinen Kaffern, zurückzubleiben, und schlich lautlos zu einem Baum, der gewiss keine zwanzig Yards vom vordersten entfernt war. Dann trat ich hinter dem Stamm hervor und rief laut: „Halloa da!“. Augenblicklich wurden die fünf wuchtigen Köpfe gehoben, und fünf Augenpaare starrten mit einem wundernden, neugierigen Blick auf den ungewohnten Eindringling. Das dauerte jedoch nur wenige Momente; dann drehten sie ab, angeführt von einem grauen, fast haarlosen alten Kerl, und galoppierten schwerfällig in den angrenzenden Busch. Eine Meile oder zwei weiter passierten wir eine weitere enorme Herde dieser Tiere, die wie die erste, die wir gesehen hatten, am Hang des Sandgürtels lag, wo sie zweifellos die intensive Tageshitze verschlafen hatten. Dieser Teil des Landes muss seit geraumer Zeit völlig ungestört von Menschen gewesen sein, sonst würden Büffel niemals den ganzen Tag so offen und so nah am Wasser liegen bleiben. Da ich Fleisch hatte und zudem fürchtete, ein Schuss könnte wertvolleres Wild aufscheuchen, dachte ich nicht daran, sie zu behelligen. Ich erreichte das Lager kurz vor Sonnenuntergang wieder, gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie drei hohe, anmutige Giraffen in geringer Entfernung aus dem Wald traten, über die dazwischenliegende Ebene stolzierten – wobei sie ihre langen Schwänze hin- und herschlugen – und ihren Weg hinunter zum Wasser nahmen.

Es ist ein kurioser Anblick, diese langbeinigen Tiere beim Trinken zu beobachten – eine Gelegenheit, die ich schon mehrmals genießen durfte. Obwohl ihre Hälse lang sind, reichen sie nicht aus, um das Wasser zu erreichen, ohne dass sie die Beine weit auseinanderspreizen. Dabei stellen sie manchmal einen Fuß nach vorne und den anderen so weit wie möglich nach hinten und vergrößern dann durch eine Reihe kleiner Rucke den Abstand zwischen beiden, bis es ihnen gelingt, ihr Maul zum Wasser hinunterzubekommen; manchmal spreizen sie ihre Beine auf ähnliche Weise seitlich aus.

Während der Nacht kamen keine Elefanten zum Trinken herunter, wie ich es gehofft hatte; also zog ich am nächsten Morgen weiter und legte einen guten Tagesmarsch zurück. Am Abend schoss ich, da das Fleisch knapp wurde, eine Leierantilope in sehr gutem Zustand. Obwohl das Fleisch dieser Antilopen leidlich gut ist, wird das Fett – wie beim

Gnu – hart, wenn es nicht sehr heiß ist, und klebt am Gaumen auf eine höchst unangenehme Weise fest.

Der folgende Tag (8. September) war ein weiterer „Roter-Buchstabe-Tag" in meinen Jagd-Annalen, denn an ihm schoss ich erneut fünf Elefanten aus einem Trupp, allesamt Kühe. Ich holte sie spät am Nachmittag ein, nachdem ich der Fährte seit Sonnenaufgang in tiefem Sand und unter einer brütenden Sonne gefolgt war. Wir erwischten sie schließlich in einem kleinen Buschfleck, obwohl der umliegende Wald ziemlich offen war. Als ich auf eine stattliche Kuh feuerte, kamen etliche Tiere, die ich nicht gesehen hatte und die – plötzlich aus tiefem Schlaf geweckt – nicht genau wussten, wo die Gefahr lag, von beiden Seiten auf uns zugelaufen. Unsere Position schien in einem Moment kritisch, und hätte eine bösartige alte Kuh unseren Wind bekommen, hätte sie es uns heiß machen können. So aber vertrieb unser Geschrei sie schließlich, und nachdem meine Gewehre nachgeladen waren, brach ich einer von ihnen das Blatt, gerade als sie herumschwenken wollte. Beim Erlegen mit einer zweiten Kugel sah ich zum ersten Mal, dass sie nur einen einzigen Stoßzahn hatte, der jedoch bemerkenswert lang und weiß war. Ich eilte dann der flüchtenden Herde hinterher, die aufgrund ihrer Größe nicht sehr schnell war, und schaffte es nach einer harten Hetzjagd, drei weitere zu erlegen – alles ausgewachsene Tiere mit ordentlichen Stoßzähnen. Mein Buschmann Hartebeest lief prächtig und es gelang ihm, eine kleine Gruppe vom Hauptkörper abzuschneiden und sie zu mir zurückzutreiben. Von diesen erlegte ich zwei, und hätte ich nicht meinen Vorrat an Kugeln erschöpft – ich hatte zu Beginn nur siebzehn dabei –, hätte ich ohne Zweifel mehr erlegen können, da wir sie buchstäblich bis zum Stillstand hetzten.

Während des intensiv heißen Wetters im September und Oktober, kurz bevor der Regen fällt, ermüden Elefanten schnell, wenn sie gehetzt und der brennenden Sonne ausgesetzt werden. Wenn sie heiß und müde werden, führen sie ihre Rüssel in den Mund ein, ziehen Wasser aus ihrem Magen und spritzen es sich über Brust und Schultern, um sich abzukühlen. Wenn der Wasservorrat erschöpft ist, werfen sie manchmal Sand über ihren Körper, von dem man annehmen sollte, dass er sie nur noch heißer macht, als sie vorher waren. Obwohl Elefanten, wie gesagt, vergleichsweise schnell k.o. gehen, wenn sie bei heißem Wetter gejagt werden, ist es doch – wie man sich denken kann – eine mörderische Arbeit, ihnen zu dieser Jahreszeit zu Fuß zu folgen, in tiefem sandigem Boden und unter einer tropischen Sonne, mit nichts zu trinken außer einer sehr begrenzten Ration Wasser in einer Kalebasse, das durch die Intensität der Hitze bald lauwarm wird.

Zwei der gerade geschossenen Kühe trugen sehr schönes Elfenbein, und der einzelne Stoßzahn der zweiten erlegten Kuh, der fast gerade war, war außergewöhnlich lang und ragte fast drei Fuß über die Lippe hinaus; er hatte jedoch einen schlimmen Riss. Ich möchte diese Gelegenheit nutzen, um zu erwähnen: Wenn ein Elefant nur einen Stoßzahn hat, ist der Knochen auf der anderen Seite völlig massiv und zeigt keine Spur einer Höhlung, wo der Gefährte sein sollte. Es ist alles andere als ungewöhnlich, einstoßzähnigen Tieren unter den Elefantenkühen in Südafrika zu begegnen, bei den Bullen ist es seltener.

Es scheint schrecklich, so viele dieser riesigen Kreaturen lediglich für ihre Stoßzähne abzuschlachten; denn wenn keine Buschmänner oder andere Eingeborene in der Nähe sind, werden die Kadaver den Hyänen und Geiern überlassen. Aber *il faut vivre* (man muss leben). Elfenbein ist das Einzige, was man in diesem Land erhalten kann, um die hohen Kosten der Jagd zu decken; und wenn man für seinen Lebensunterhalt auf sein Gewehr angewiesen ist, wie es bei mir der Fall war, gebietet es sich, sein Bestes zu geben, wenn man eine Chance bekommt. Es stimmt, dass ich innerhalb einer Woche zehn Elefanten getötet hatte; aber von diesem Datum (dem 8. September) bis zum 20. November sah ich – obwohl ich die gesamte Zeit über ununterbrochen jagte und ein enormes Ausmaß an

wildem und völlig unbewohntem Land durchstreifte – in der ganzen Zeit nur einen einzigen weiteren dieser Elefanten (einen jungen Bullen). Ich erwähne diese Fakten, um zu zeigen, wie viel Arbeit ein Elefantenjäger, alles in allem genommen, oft für jedes erlegte Tier aufwenden muss.

Während ich den Fährten der Elefanten folgte, war ich überrascht, beim Verlassen eines dichten Goussy-Waldes plötzlich vor einem Hügel von beträchtlicher Höhe zu stehen. Da dies der erste Hügel irgendeiner Art war, den ich seit dem Verlassen der Victoriafälle gesehen hatte, und da es sicherlich die einzige Erhebung im Umkreis von sehr vielen Meilen ist, betrachtete ich ihn mit großer Neugier; hätte ich die Zeit erübrigen können, wäre ich sicherlich hinaufgestiegen. So aber führte uns die Fährte, nachdem sie dem Fuß des Hügels recht nahegekommen war, wieder in eine entgegengesetzte Richtung weg. Ich hörte später von den Sumpf-Eingeborenen, dass ihr Name für diesen Hügel „Umgooloo“ ist. Dies ist derselbe Hügel...

To face page 222.

KNOCKED UP. WAITING FOR THE COOL OF NIGHT TO GET BACK TO THE WATER.

... den Livingstone unter dem Namen „Ngwa“ erwähnt und der Khama's Volk heutzutage als „Goh-ha“ bekannt ist.

Bis der letzte Elefant versorgt und meine versprengten Anhänger wieder versammelt waren, war es spät am Nachmittag. Wir alle litten schrecklich unter Wassermangel; da jedoch der Mond schien, beschloss ich, die Kühle der Nacht abzuwarten, um zum Fluss zurückzukehren.

Obwohl wir der Fährte unserer Opfer über eine große Distanz gefolgt waren, verlief diese im Zickzack, sodass wir gar nicht so weit vom Sumpf entfernt waren, wie ich vermutet hatte. Dennoch war es bereits kurz vor Mitternacht, als unsere Ohren endlich vom fernen Quaken vieler tausend Frösche begrüßt wurden. Wenige Minuten später ließ ich mir Kalebasse um Kalebasse voll Wasser über den Kopf gießen und wusch mir den Schmutz von meiner rußigen Gestalt. Durch pures Glück hatten wir den Sumpf ganz in der Nähe unseres Lagers getroffen, das wir schließlich eine halbe Stunde später erreichten.

In den folgenden zwei Tagen, während die meisten meiner Kaffern unterwegs waren, um die Stoßzähne der fünf Elefanten auszubauen, nahm ich meine beiden Gewehrträger mit

und erkundete das weiter vorne liegende Land. Ich stellte fest, dass sich das Gebiet zwischen dem Sumpf und dem waldbedeckten Sandgürtel direkt hinter meinem Lager zu einer riesigen Schwemmlandebene öffnete, auf der hier und da Buschflecken und Gruppen hoher Akazien verstreut lagen. Nachdem wir den Sandgürtel verlassen hatten und ein gutes Stück in Richtung Sumpf auf diese Ebene hinausgewandert waren, tauchte in der Ferne schließlich der Gipfel des Berges Umgooloo auf, der mit jedem Schritt höher und höher über die Baumkronen stieg. Auf dieser Ebene sah ich mehrere Strauße sowie große Mengen Zebras und Leierantilopen.

Da ich nun zusammen mit dem zuvor vergrabenen Elfenbein so viel besaß, wie meine Kaffern unmöglich tragen konnten, und ich zudem viele Tagesreisen von meinen Wagen entfernt war, beschloss ich, sofort mit dem Vorhandenen dorthin zurückzukehren und mein Glück später erneut in den Bergen östlich der Victoriafälle zu versuchen.

So brach ich am Freitag, den 11. September, auf und erreichte schließlich am Samstagabend, dem 26., nach dreimonatiger Abwesenheit wieder Daka (wo meine Wagen standen). Am letzten Tag wanderte ich, ausgehend von Gazuma bei Sonnenaufgang, meinen Kaffern voraus, passierte Pandamatenka gegen Mittag und erreichte die Wagen schließlich kurz vor Sonnenuntergang. Obwohl ich die genaue Entfernung nicht kenne, betrachte ich dies als ein sehr gutes Tagewerk, da ich mein schweres Elefantengewehr trug und die Sonne intensiv brannte. Meine Kaffern, die schwere Lasten zu tragen hatten, trafen erst spät am folgenden Tag ein. Während meiner Rückreise schoss ich noch einen weiteren Elefanten (auf den ich bereits früher Bezug genommen habe) sowie mehrere Büffel und Antilopen zur Verpflegung. Der Tod zweier dieser Büffel ist vielleicht erwähnenswert.

Eines Morgens früh, als ich vor meinen Kaffern herging, erblickte ich direkt vor mir zwei alte Bullen – der eine lag, der andere stand. Da ich Fleisch brauchte, traf ich sofort Vorbereitungen, sie zu umgehen. Ich nahm mein bevorzugtes Elefantengewehr, dicht gefolgt von Hellhound, der das passende Gegenstück dazu trug, und schlich mich an einen Busch bis auf fünfzehn Yards an den nächsten heran, der fest schlief. Ich störte seinen Schlummer sogleich unsanft mit einer Vier-Unzen-Kugel hinter das Blatt. Nach Erhalt dieser tödlichen Wunde rollte das getroffene Tier auf den Rücken, alle vier Beine hoch in die Luft gestreckt, während sein Kamerad – ein haarloses altes Biest mit Hörnern, die zu bloßen Stümpfen abgenutzt waren – statt wegzulaufen, nur herumwirbelte und mich auf eine Weise ansah, die stark nach einem Angriff hindeutete. Falls dies jedoch seine Absicht war, so wurde sie nie in die Tat umgesetzt, denn mit einer Kugel aus meinem zweiten Gewehr brachte ich ihn brüllend auf die Knie. Bei diesem Schuss kam der zuerst Verwundete wieder auf die Beine; beide rannten dann zusammen, schwankten hin und her und fielen schließlich direkt nebeneinander um – so nah sogar, dass der eine in seinen Todeszuckungen seinem toten Kameraden immer wieder gegen die Nase trat. Einer dieser Büffel war erst kurz zuvor an Hals und Schulterblättern von einem Löwen furchtbar zerfleischt und gebissen worden, den er jedoch offensichtlich schließlich erfolgreich in die Flucht geschlagen hatte. Die Wunden rochen höchst abstoßend, und das Fleisch an den Schulterblättern war ganz grün und völlig ungenießbar. Dieser alte Kerl wäre zweifellos extrem bösartig gewesen, und es war ein Glück, dass ich kurzen Prozess mit ihm machte. Bevor wir unseren Weg fortsetzten, zerrten meine Kaffern die Kadaver herum und ließen sie so liegen, dass ihre Nasen sich berührten und sie sich gegenseitig in die Augen sahen – in dieser Position verbleiben die Schädel und Hörner zweifellos bis zum heutigen Tag.

Bei meiner Rückkehr zu den Wagen stellte ich fest, dass die Garden bereits weitergezogen waren und George Wood im Osten jagte. Am Montagmorgen, nach einem vollen Tag Ruhe – dem ersten, den ich seit mehreren Monaten hatte –, verließ ich die Wagen erneut,

schlug den Weg in die Hügel nordöstlich unseres Lagers ein und arbeitete mich dann hinunter zu den Victoriafällen. Von den Fällen wanderte ich in zwei Tagen zurück nach Daka und schoss und zerlegte unterwegs zwei Zebras. Auf diesem Trip sah ich keine Anzeichen von Elefanten, und ich war auch in der zweiten Oktoberhälfte nicht erfolgreicher. Am 2. November kam eine große Büffelherde den Daka-Fluss hinauf bis auf wenige Meilen an unser Lager heran; dreizehn davon schossen wir – Wood, den ich getroffen hatte, erlegte sieben und ich selbst sechs. Man darf nicht denken, dass diese Büffel aus Vergnügen geschossen wurden; wir töteten so viele, um einen Fleischvorrat für den Weg nach Tati für uns selbst, die Kaffern und die Hunde zu trocknen. Wir teilten jedem Büffel zwei Kaffern zu und ließen sie alle häuten und zerlegen. Obwohl ein guter Teil des Fleisches bereits „hoch" (angefault) war, als wir es zu den Wagen brachten, war es für die Hunde und Kaffern deshalb nicht weniger schmackhaft.

Schließlich, am 8. November, zog George Wood mit den Wagen entlang der regulären Karawanenstraße weiter, während ich mit meinen eigenen Kaffern und Buschmännern sowie einigen Handelswaren nach Wankie's Town aufbrach, das etwa achtzig Meilen östlich der Victoriafälle liegt. Von dort aus beabsichtigte ich, quer durch das Land nach Thamma-setsi zu ziehen, wo ich mit meinem Gefährten vereinbart hatte, dass er mit den Wagen auf mich warten sollte. Dieser Plan wurde ohne Zwischenfälle ausgeführt, und ich erreichte die Wagen wieder am 20. November; dabei brachte ich über 300 Pfund feines Elfenbein mit, das ich von Wankie gekauft hatte. Auf meiner Rückreise sah ich mehrere enorme Büffelherden und eine gute Anzahl Nashörner, sowohl der schwarzen als auch der weißen Art, aber keine einzige frische Elefantenfährte. Am folgenden Tag schossen wir einen schwarzen Nashornbullen direkt bei den Wagen. Einige Tage später, als wir den Mitengue-Fluss erreichten, trafen wir Herrn Schinderhütte, einen Mann, der viele Jahre im Landesinneren gehandelt und gejagt hatte und nun mit einer Ladung Waren auf dem Weg zu Westbeech in Pandamatenka war. Dies war das dritte Mal, dass ich Schinderhütte traf; er war ein stattlicher, gutaussehender Mann und, wie mir gesagt wurde, ein sehr angenehmer und gebildeter Zeitgenosse, wenn er nüchtern war.

Einige Monate später fand dieser Mann ein schreckliches Ende. Er war erneut mit zwei Wagenladungen Waren auf dem Weg zum Sambesi, darunter ein Oxhoft Kap-Brandy, dem er seine markanteste und unermüdlichste Aufmerksamkeit widmete, bis er schließlich halb wahnsinnig wurde und in einem Anfall von Delirium tremens begann, seine Ochsen während der Fahrt zu erschießen. Eines Tages forderte einer seiner Kaffer-Diener seinen Lohn; als ihm gesagt wurde, seine Zeit sei noch nicht um, wurde er frech, woraufhin Schinderhütte ein geladenes Gewehr von der Seite des Wagens nahm und ihm den Kopf wegschoss. Der unglückselige Kaffer fiel tot neben das Vorderrad. Dem Bericht eines seiner Treiber zufolge schien ihn diese Tat ein wenig nüchtern zu machen; er verließ den Wagen danach nie mehr ohne ein geladenes Gewehr. Eines Tages jedoch verschwand er. Am nächsten Morgen wurde nach ihm gesucht und einige Teile seiner Überreste wurden gefunden; der Rest war von Hyänen gefressen worden. Es besteht kein Zweifel, dass er von Makalakas und Buschmännern aus Rache für den nichts weniger als kaltblütigen Mord an ihrem Kameraden getötet wurde, aber die genauen Umstände der Tragödie sind nicht bekannt und werden es wohl auch nie sein. Am Tag nachdem sie ihn getötet hatten, plünderten die Eingeborenen die Wagen und stahlen alle Gewehre, das Pulver, den Zucker usw.

Bei Schinderhütte waren mein alter Freund Dorehill und Herr Frank Oates, ein äußerst herzensguter und liebenswürdiger Herr und bedeutender Ornithologe, den ich im Vorjahr im Matabele-Land kennenzulernen das Vergnügen hatte. Sie waren auf dem Weg zum Sambesi, um die Fälle zu sehen und ein wenig Großwild zu jagen. Da die ungesunde Jahreszeit gerade begann, drängte ich sie inständig, ihre geplante Reise bis zum folgenden Winter aufzuschieben. Dorehill gab meinen Argumenten nach und kehrte mit Wood und

mir nach Tati zurück. Herr Oates entschied jedoch, weiterzuziehen und es zu riskieren. Er erreichte die Fälle sicher, wurde aber bald darauf vom tödlichen Fieber dahingerafft, an dem er schließlich im darauffolgenden Februar in der Nähe der Quellen des Tati-Flusses starb.

Am 3. Dezember, während wir am Ufer des Tati-Flusses entlangzogen und etwa vierzig Meilen von der Goldmine entfernt waren, schoss ich endlich meinen ersten Löwen. Viele Leute mögen es seltsam finden, dass ich so lange – fast drei Jahre – fast ausschließlich in der Wildnis lebte, in Ländern, in denen Löwen zahlreich waren und wo ich sie nachts ständig hörte, und doch nie einen sah; aber so verhielt es sich. Seit den drei Löwen bei Goqui im Juli 1872 hatte ich bis zu jenem Tag kein weiteres dieser Tiere gesehen. Da sie nachtaktiv sind und es gewohnt sind, tagsüber schlafend in Schilfbeeten und dichten Buschflecken zu liegen, ist es reiner Zufall, jemals auf sie zu stoßen, besonders in den von der Tsetsefliege befallenen Distrikten, wo keine Hunde eingesetzt werden können. Bei dieser Gelegenheit, als Dorehill und ich durch ein Stück Busch ritten, wurden unsere Ohren plötzlich durch ein dumpfes Knurren begrüßt, das wir nicht sofort deuten konnten. Im nächsten Moment jedoch stürmte Hartebeest vor, deutete mit seinem Assegai und schrie: „Isilouan! isilouan!“ (Löwen! Löwen!). Ich sah nichts, galoppierte aber durch den Busch in die Richtung, in die er deutete, während Dorehill sich etwas nach rechts hielt. Wenige Augenblicke später, als ich in einen offeneren Teil kam, sah ich zwei große Löwinnen vor mir her trotten. Als sie mich hinter sich hörten, hielten beide an, stellten sich breitseitig auf, drehten die Köpfe und sahen mich an. Ich zügelte mein Pferd und sprang zu Boden, woraufhin sie im Galopp wieder davonstürmten. Ich feuerte auf die hintere, während sie rannte, und traf sie offensichtlich, denn sie warf den Schwanz hoch und stieß ein lautes Knurren aus. Sie liefen nun in ein Stück niedrigen Mopane-Busch, hinter dem das Land aus offenem Wald ohne Unterholz bestand. Zuerst trotteten sie in diesen offenen Wald hinaus, aber die Verwundete schien es nicht zu mögen; sie drehte um, kauerte sich auf den Boden und kroch wie eine Katze zurück, die Schultern über den Rücken gehoben und die Augen die ganze Zeit auf mich fixiert, bis sie einen kleinen Dornbusch erreichte. Darunter streckte sie sich in voller Länge aus und beobachtete mich mit dem Kopf auf den ausgestreckten Pfoten. Währenddessen stand die andere Löwin im Offenen. Ich wollte gerade absatteln und auf sie feuern, als sie sich zu mir umdrehte, ein paar Schritte vortrottete, dann den Schwanz zwei- oder dreimal senkrecht in die Luft warf und unter wütendem Knurren auf mich zu galoppierte. Ich riss den Kopf meines Pferdes herum und trieb es zur Höchstgeschwindigkeit, dicht verfolgt von der Löwin. Ich weiß nicht, wie nah sie herankam, aber ihr lautes, schnurrendes Knurren klang unangenehm nah. Sobald das Knurren aufhörte, wusste ich, dass sie die Jagd aufgegeben hatte, und ritt in einem Halbkreis zurück, um sie wieder zu sehen. Sie trottete nun zu einem großen Mopane-Baum, in dessen Schatten sie stehen blieb. Als ich zu einem anderen Baum in etwa sechzig Yards Entfernung ritt, senkte sie den Kopf und sah mich unter wütendem Fletschen der Zähne an, den Schwanz senkrecht in die Luft gestreckt. Ich glaube, sie hatte ihr Bestes gegeben, um mich zu fangen, denn ihre Flanken hoben und senkten sich vor Anstrengung wie die eines müden Hundes. Sicher, dass sie erneut angreifen würde, sobald sie wieder zu Atem käme, beruhigte ich mich und feuerte aus dem Sattel, verfehlte sie jedoch. Sie nahm keine Notiz von dem Schuss, sondern schnappte und knurrte weiter. Ich stützte den Kolben meines Gewehrs (ein einschüssiger Zehn-Kaliber-Vorderlader) auf meinen Fuß, lud mit aller Eile nach und feuerte erneut; die Löwin hatte die ganze Zeit die gleiche Position beibehalten und stand mir genau gegenüber. Diesmal traf ich sie mitten ins Maul, schlug einen der unteren Eckzähne aus, brach den Unterkieferknochen und verletzte ihren Nacken. Sie brach beim Schuss sofort zusammen und blieb ganz still liegen. Ich dachte, sie sei tot, nahm aber die Vorsichtsmaßnahme wahr, nachzuladen, bevor ich zu ihr ritt. Als ich abstieg und auf sie zuging, richtete sie sich auf ihren Vorderläufen auf, woraufhin ich ihr eine Kugel in die Schulter gab, die sie endgültig zur Strecke brachte. Dorehill kam nun mit den Kaffern

heran. Er hatte die anderen Löwen gesehen – ein Männchen und zwei Weibchen, denn es waren insgesamt fünf –, aber sie waren ihm in einem dichten Buschfleck entwischt.

Wir suchten nun nach derjenigen, die ich zuerst verwundet hatte; obwohl unter dem Busch, wo sie gelegen hatte, ein wenig Blut war, konnten wir keine weitere Spur von ihr finden. Da der Boden sehr hart war, war keine Fährte sichtbar, selbst für die scharfen Augen der Buschmänner nicht. So kehrten wir, nachdem wir die getötete Löwin gehäutet hatten, die in wunderbarem Zustand war, zu den Wagen zurück. Einige Tage später, am 11. Dezember, erreichten wir den Tati, wo wir von Herrn Brown, dem gastfreundlichen Händler, der für seine Freundlichkeit gegenüber allen Reisenden im Inneren Südafrikas bekannt war, herzlich empfangen wurden. Hier fand ich ein Bündel Briefe von zu Hause vor – die ersten, die ich seit dem Verlassen der Diamantenfelder vor fast drei Jahren erhalten hatte. Aufgrund der Nachrichten in diesen Briefen entschloss ich mich nun, einen Sprung nach England zu machen; so wandte ich mich am 1. Februar 1875 nach Süden, reiste durch die Territorien von Transvaal und Natal und erreichte im April Durban, wo ich mich für die alte Heimat einschiffte.

Liste des erlegten Wildes vom 5. Juni bis 5. Dezember 1874:

Elefant...

TEIL II

KAPITEL XII

Landung in der Algoa Bay, 1876 — Die Giraffe und ihre Gewohnheiten — Giraffenjagden — Amandebele-Plünderer — Abenteuer mit Löwen — Knappes Entkommen — Westbeech der Händler — Jagd auf Spießböcke — Pferd von Löwen getötet; das Männchen verwundet; kurz darauf von Buschmännern tot aufgefunden

Am 15. März 1876 landete ich erneut in der Algoa Bay und machte mich sofort daran, eine weitere Expedition ins Landesinnere zu organisieren. Mit den Einzelheiten meiner Reise von der Küste will ich meine Leser nicht langweilen. Es genügt zu sagen, dass ich nach vier Monaten kontinuierlichen Reisens mit dem Ochsenwagen schließlich das Matabele-Land erreichte. In Kanye, nahe Sechelis Wohnsitz, traf ich meinen alten Freund, Herrn Dorehill, der sich mir anschloss; und bei der Ankunft in Tati trafen wir auf zwei englische Herren, Lieutenant Grandy, R.N., und Herrn Horner, die zu einem Jagdausflug ins Land gekommen und erst wenige Tage vor uns eingetroffen waren. Da es nun schon zu spät in der Saison war, um an einen Besuch der entlegeneren Jagdgründe auf der Suche nach Elefanten zu denken – sei es in der Nachbarschaft des Sambesi oder im Mashuna-Land –, taten wir vier uns zusammen und verbrachten den Rest des Jahres mit kurzen Jagdausflügen entlang der Flüsse Tati, Shashi und Ramokwebani.

Im Oktober unternahmen Lieutenant Grandy und ich einen Ausflug nach Gubulawayo, der Hauptstadt von Lobengulas Land, während unsere Freunde weiterhin im Tati-Distrikt jagten, wo wir Anfang November wieder zu ihnen stießen. In dieser Zeit galt unser Hauptaugenmerk der Giraffe, über die ich hier die Gelegenheit nutzen möchte, ein paar Worte zu sagen.

Dieses Tier ist, obwohl sein Verbreitungsgebiet seit den Tagen von Gordon Cumming traurig zusammengeschrumpft ist, dennoch in beträchtlicher Zahl über ein weites Gebiet südlich des Sambesi zu finden. In Teilen der Kalahari-Wüste soll es im Überfluss

vorkommen, und auch in dem gesamten trockenen Sandgebiet zwischen Bamangwato und dem Ngamisee sowie von dort bis zu den Flüssen Mababe, Chobe und Sambesi ist es sehr zahlreich. Entlang Abschnitten des Botletlie-Flusses und in den wasserlosen, aber waldbedeckten Sandgürteln am Südufer des Chobe ist es besonders häufig. Im Land zwischen Chobe und Sambesi findet man die Giraffe ebenfalls, in der Nähe von Linyanti; dort ist sie jedoch bei weitem nicht so zahlreich wie auf der anderen Seite des erstgenannten Flusses. Unmittelbar nördlich des Sambesi ist sie unbekannt, scheint jedoch in Teilen Zentral- und Ostafrikas häufig zu sein. In einigen Teilen des Matabele-Landes ist sie ebenfalls verbreitet, wurde aber bis vor wenigen Jahren nie östlich des Flusses Gwelo gesichtet, obwohl sie in den Sandgürteln westlich dieses Flusses stets sehr zahlreich war. Diese Tatsache ist umso kurioser, da Boden, Vegetation und das allgemeine Erscheinungsbild des Landes auf beiden Seiten des Flusses genau gleich sind – ein Fluss, der zudem einen Großteil des Jahres nur aus einer Kette von Tümpeln besteht und somit für kein Tier, das ihn überqueren möchte, das geringste Hindernis darstellt. In den letzten drei oder vier Jahren haben einige Giraffen ihr Gebiet weiter nach Osten ausgedehnt, und 1880 gab es einige am oberen Gwenia und in der Nähe von Jomani. Bis dahin schien jedoch keine den Fluss Se-whoi-whoi überquert zu haben. Die Tatsache, dass die Giraffe, genau wie der Spießbock und die Elenantilope, am häufigsten in Landesteilen vorkommt, in denen Wasser gewöhnlich sehr knapp ist und manchmal gänzlich fehlt, scheint zu zeigen, dass sie wie diese Tiere eine beträchtliche Zeit ohne Trinken auskommen kann; viele Leute behaupten sogar, dass sie niemals trinkt. Dies ist jedoch ein Irrtum, da ich sie selbst bei vielen Gelegenheiten dabei beobachtet habe; und es ist ein kurioser Anblick, diesen langbeinigen Viechern zuzusehen, wie sie ihre Vorderbeine allmählich immer weiter auseinanderspreizen, bis ihr Maul das Wasser erreicht.

Die Giraffe ist sowohl schnell als auch ausdauernd, und nur ein ziemlich gutes Pferd kann galoppierend an einer vorbeiziehen. Da sie jedoch selten ihr volles Tempo ausspielen, sofern sie nicht hart bedrängt werden, können sie ohne große Schwierigkeiten selbst mit einem schlechten Pferd geschossen werden: Man lässt das Pferd bis auf etwa 100 Yards an ihr Hinterteil heranspurten, sitzt dann schnell ab und verpasst ihnen von hinten, knapp über der Schwanzwurzel, eine Kugel. Aufgrund der Kürze ihres Körpers treibt jedes gewöhnliche Gewehr eine so platzierte Kugel direkt in Herz oder Lunge, und ich habe mehrere Giraffen gesehen, die auf diese Weise durch eine einzige Kugel aus einem Martini-Henry-Karabiner getötet wurden. Da die Jagd auf die Giraffe von vielen Engländern, die sich auf den Jagdgründen des südlichen Afrikas hervorgetan haben, als der Sport *par excellence* des Landes angesehen wird, werde ich einige Notizen aus meinem Tagebuch aus dieser Zeit wiedergeben, die sich mit diesem Thema befassen.

Am 2. November, dem Tag nach der Rückkehr von Captain Grandy und mir nach Tati, schickten wir einen Wagen zum 19 Meilen entfernten Ramokwebani-Übergang voraus und folgten am nächsten Tag zu Pferd. Unsere Absicht war es, etwa einen Monat lang am Ramokwebani-Fluss auf und ab zu ziehen und jeweils für ein paar Tage dort zu halten, wo wir gutes Gras für unsere Ochsen und Wild in ausreichender Menge fanden, um unser zahlreiches Gefolge an einheimischen Dienern mit Fleisch zu versorgen. Am Abend unserer Ankunft ritten Dorehill und ich den Fluss hinunter, um nach Wild Ausschau zu halten, und während wir zwei Kudu-Kühen nachstellten, sahen wir plötzlich eine Herde von sieben Giraffen etwa eine Viertelmeile zu unserer Rechten in voller Flucht. Wir ließen die Tiere, die wir verfolgten, sofort links liegen, um unsere Aufmerksamkeit der edleren Beute zuzuwenden, und galoppierten schräg auf sie zu, woraufhin sich der Abstand zwischen uns bald verringerte. Ich war schlecht beritten; mein Pferd war nicht nur langsam, sondern übermäßig faul und erforderte den ständigen Einsatz von Sporen und Sjambok (Peitsche), um es in Gang zu halten. Wie ich jedoch bereits sagte, bewegen sich Giraffen, wenn sie nicht hart bedrängt werden, nicht mit sehr großer Geschwindigkeit, sodass wir nach kurzer Zeit bis auf 100 Yards an sie herangekommen waren. Selbst im

Eifer der Jagd erschien es mir als ein glorreicher Anblick, diese riesigen Bestien vor uns herstürmen zu sehen, wie sie über die Steine klapperten oder sich einen Weg durch entgegenstehende Büsche brachen, ihre langen, anmutigen Hälse nach vorn gestreckt, manchmal fast bis zur Erde gebeugt, um waagerechten Ästen auszuweichen, und ihre buschigen schwarzen Schwänze über den Rücken geringelt. Und wie leicht und mit wie wenig Anstrengung sie mit ihrem langen, ausladenden Schritt über den Boden zu kommen schienen! Dennoch waren sie sehr schnell unterwegs, denn ich spürte, dass mein alter Klepper sein Bestes gab, und ich konnte den Abstand zwischen uns um keinen Zoll verringern. Ich sah nun, dass Dorehill zu einem Endspurt ansetzte, und da das Pferd, das er ritt, ziemlich schnell war, wusste ich, dass er sie zu einem viel schnelleren Tempo treiben und mich völlig hinter sich lassen würde. Also zügelte ich mein Pferd, sprang ab und zielte so ruhig, wie es mein vom Peitschen ermüdeter Arm zuließ, auf eine große, dunkle Kuh, die mir in gutem Zustand erschien. Die Kugel klatschte laut vernehmbar auf, und ich sah sie wanken; sie fing sich jedoch sofort wieder und lief weiter, wenn auch etwas hinter den anderen zurück. In diesem Moment sprang mein Freund dicht hinter ihnen ab und gab einer anderen Kuh einen Schuss. Ich war nun weit zurückgefallen, aber mein Pferd besaß trotz seiner Langsamkeit eine gute Ausdauer, sodass ich, indem ich im harten Galopp blieb und Abkürzungen nahm, wo ich konnte, wieder herankam und meiner Kuh einen weiteren Schuss gab, dem schnell ein dritter folgte, der sie krachend zu Boden brachte. Sie war jedoch noch nicht tot, denn als ich mich näherte, hob sie noch einmal ihr stolzes Haupt und blickte mich vorwurfsvoll mit ihren großen, weichen, dunklen Augen an. Für einen Moment wünschte ich, die Schüsse, die dieses wunderschöne und harmlose Geschöpf niedergestreckt hatten, wären nie abgefeuert worden. Doch nun drangen die Rufe meiner Kaffern und Masaras an mein Ohr, die wie ausgehungerte Wölfe der Blutfährte folgten; so erstickte ich alle reuevollen Gefühle, hob erneut mein Gewehr und bereitete den Qualen meines Opfers ein Ende, dessen Kopf, von einer schweren Kugel durchbohrt, mit einem dumpfen Schlag auf den Boden fiel, um nie wieder gehoben zu werden. Während ich einige der Jungen zurückließ, um das Fleisch zu zerlegen, ritt ich mit dem Rest weiter, um nach meinem Freund zu suchen, den ich neben einer anderen am Boden liegenden Giraffe fand, die er ein Stück weiter getötet hatte. Da diejenige, die ich geschossen hatte, die fettere von beiden war, ließen wir die Kaffern hier zurück und kehrten zu meiner Beute um. Es war nun schon spät; so teilten wir die Jungen hastig in zwei Gruppen auf, hießen sie jeweils bei den zwei Giraffen schlafen, diese zu zerlegen und das Fleisch am folgenden Tag einzubringen, während wir selbst mit unseren Gewehrträgern, die auch einige der besten Fleischstücke trugen, zu den Wagen aufbrachen. Ich darf hier bemerken, dass man sich kaum etwas Schmackhafteres und Saftigeres vorstellen kann als ein Steak von einer jungen Giraffenkuh in gutem Zustand – wenngleich es sein mag, dass der Hunger, jene Sauce, mit der ich es stets gegessen habe, etwas zu dieser Meinung beigetragen hat. Während ich am Flussufer entlang zurück zu den Wagen ritt, schoss ich noch einen prächtigen Kudu-Bullen.

Am Nachmittag des folgenden Tages spannten wir den Wagen an und zogen den Ramokwebani hinunter. Dorehill ritt voraus und stieß auf einer großen Ebene in Flussnähe auf zwei Giraffen; er lieferte sich eine glorreiche Hetzjagd mit ihnen über das offene Gelände, galoppierte an der einen vorbei und tötete die andere, einen jungen Bullen, am Rande einer kleinen Schlucht, ganz in der Nähe, wo wir keine zwanzig Yards vom Kadaver entfernt für die Nacht lagerten.

Da wir nun reichlich mit Fleisch versorgt waren, beschlossen wir, keine weiteren Giraffen mehr zu schießen, bis alles aufgebraucht war. Doch als am nächsten Tag einige Masaras zu den Wagen kamen und uns anflehten, etwas Wild für sie zu erlegen, da sie hungrig seien, dachten wir, dass wir wieder mit gutem Gewissen ins Feld ziehen könnten; wir sagten ihnen also, sie müssten versuchen, uns etwas Großwild zu zeigen – entweder Elenantilopen, Büffel oder Giraffen –, und sattelten sogleich auf, um ihnen zu folgen.

Sie überquerten den Fluss und hielten direkt auf eine Hügelkette zu, die parallel dazu verlief; und noch bevor wir sehr weit gekommen waren, entdeckten ihre scharfen Augen auf hartem Boden die Fährte einer Giraffenherde, die sich bei näherer Betrachtung als ganz frisch herausstellte. Während wir ihr folgten, schreckten wir eine große Schlange auf, die wir prompt mit Stöcken erledigten. Es erwies sich als eine Mamba, eine giftige Art, und mass über zehn Fuß in der Länge. Die Giraffen waren kreuz und quer äsend umhergezogen, wobei sie ihre eigene Fährte ständig kreuzten, und es bedurfte des ganzen Geschicks unserer listigen Führer, die Spur herauszufiltern; aber sie waren hungrig, und wahrlich leise muss das Tier treten, das ein halb verhungerter Masara nicht bis zu seinem Versteck aufspürt. Auf einmal hielten sie inne, deuteten auf den Boden und sprachen das wohlbekannte Wort „Balegeelee!“ (Sie sind gerannt), und beim Blick nach unten sahen wir an den nun tief eingeschnittenen Hufabdrücken und dem aufgewühlten Sand, dass dies tatsächlich der Fall war. Die feinnasigen Tiere hatten uns wahrscheinlich gewittert und waren natürlich davongestürmt. Es war keine Zeit zu verlieren; also nahmen wir unsere Gewehre und hießen die Buschmänner und unsere eigenen Jungen, der Fährte im Laufschritt zu folgen. Sie brachen sofort in einem guten, scharfen Tempo auf, die beiden Masaras voran, und führten uns nach etwa anderthalb Meilen Lauf wieder zum Fluss hinunter, den die Giraffen überquert hatten. Nach der mühsamen Durchquerung der weiten Fläche aus weichem, weißem Sand – denn es gab keinen Tropfen Wasser innerhalb von sechs Fuß unter der Oberfläche – nahmen die Buschmänner den Lauf wieder auf, hielten aber kurz darauf inne, wobei sie sich niederkauerten und mit ihren Assegais eifrig nach vorn deuteten. Sie hatten die Giraffen gesichtet, wie auch wir selbst fast unmittelbar darauf. Sie standen etwa 300 Yards entfernt und blickten zu uns zurück, sieben insgesamt: vier Kühe, zwei halb ausgewachsene Kälber und ein riesiger patriarchalischer alter Bulle, dessen hohes Haupt die seiner Gefährten weit überragte. Hinter ihnen war das Veld für etwa 1000 Yards ziemlich offen bis zum Rand eines Mopane-Waldes.

„Jetzt geht’s los mit der Jagd!“ sagte Dorehill, und wir stürmten davon. Einen Moment lang starrten die Giraffen uns verwundert entgegen, dann ringelten sie ihre langen schwarzen Schwänze hoch und galoppierten in schwingendem Tempo davon. Mein Freund, der auf einem sehr feinen Pferd saß, distanzierte mich beträchtlich, obwohl ich nah genug bleiben konnte, um einen großartigen Blick auf die Jagd zu genießen. Das Pferd und sein Reiter schienen jede Sehne anzuspannen, während der lange, ausladende Schritt der Giraffen den Eindruck erweckte, als würden sie sich gar nicht sonderlich anstrengen. Dennoch gaben sie ihr Bestes, denn bevor sie den Busch erreichten, hatte der prächtige Fuchs seinen Reiter erst auf gleiche Höhe mit dem alten Bullen und dann glatt an ihm vorbeigetragen, welcher sofort zur Seite auswich und im rechten Winkel davonstürmte. Gerade als die Kühe den Schutz des Waldes erreichten, sprang Dorehill dicht hinter ihnen ab, und als der Knall seines Gewehrs erklang, hörte ich die Kugel laut aufklatschen und sah gleichzeitig eine dunkle Kuh ihre Beine krampfartig auswerfen – offensichtlich schwer getroffen. Bevor mein Freund wieder im Sattel saß, passierte ich ihn, und mein altes Pferd, das auf meinen Ruf reagierte und tapfer anspurtete, brachte mich bald dicht hinter die Giraffen. Mit einem hastigen Blick durch die Herde bemerkte ich diejenige, die mein Gefährte gerade verwundet hatte, suchte mir dann eine hellfarbige Kuh aus, die mir als die fetteste der verbleibenden fünf erschien, drängte mich dicht an ihre Seite und trieb sie von den anderen weg. Da der Busch jedoch ziemlich dicht war, dauerte es einige Zeit, bis ich die Chance für einen Schuss bekam, obwohl ich dicht an ihr klebte. Der Busch, durch den die Jagd führte, bestand hauptsächlich aus großen Mopane-Bäumen, die ziemlich nah beieinander wuchsen, und die Urteilskraft, mit der die Giraffe trotz ihres hohen Tempos ihren Kurs durch sie steuerte – dabei kleinere entgegenstehende Äste zerbrach oder anmutig ihren langen Hals nach vorn bog, um unter stärkeren Ästen hindurchzugleiten, die manchmal fast ihre Schulter streiften –, war ein höchst kurioser Anblick. Ich hatte jedoch wenig Zeit, darauf zu achten, da ich alle Hände voll zu tun hatte, einen Pfad für mich selbst zu finden. Schließlich erreichten wir eine

Lichtung im Wald, was mir eine Chance gab, die ich sofort nutzte. Etwa fünfzig Yards hinter ihr sprang ich ab, gerade als sie den Busch auf der gegenüberliegenden Seite der Lichtung erreichte, und verpasste ihr einen Schuss hoch oben in die Hüfte. Die Kugel, die schräg eindrang, muss ihr Herz durchbohrt haben, denn nach Erhalt der Wunde lief sie kaum noch 100 Yards, blieb dann für einige Momente still stehen und fiel rücklings um – maustot.

Sobald einige der Kaffern herankamen, ließ ich sie beim Kadaver zurück und eilte zu meinen Freunden, die ich mit dem Rest der Jungen beim Zerlegen einer sehr fetten Kuh fand. Nachdem wir das gesamte innere Fett und die besten Fleischstücke für uns selbst genommen hatten, ritten wir heim zu den Wagen und überließen den Rest den Buschmännern, von denen einer sofort loslief, um all seine Leute zu holen. Früh am nächsten Morgen, während wir bei den Wagen saßen, waren wir überrascht, eine lange Kette von Kaffern von der anderen Flussseite herannahen zu sehen. Ihre großen Schilde aus Ochsenhaut und die kurzen Stoßspeere verrieten sie sofort als Amandebele auf irgendeinem Beutezug. In einer Entfernung von 100 Yards von unserem Lager hielten sie an, und einige der Anführer kamen zu den Wagen. Nachdem sie uns erst eine Menge lächerlicher Lügen erzählt hatten, gaben sie schließlich zu, dass sie von ihrem Häuptling Lobengula ausgesandt worden waren, um alle fremden Buschmänner oder Kaffern zu ermorden, die sie in seinem Veld beim Jagen fänden. Natürlich sagten wir nichts über unsere Freunde, die Masaras, für die wir die Giraffen geschossen hatten und die, wie ich fürchte, eine sehr schlechte Zeit gehabt hätten, wären sie diesen mitleidlosen, mordlustigen Schurken in die Hände gefallen, deren größtes Glück es ist, wehrlose und keinen Widerstand leistende Frauen und Kinder zu erstechen, und in deren Vokabular Worte wie Mitleid oder Gnade keinen Platz finden.

Nach einer längeren Unterredung, bei der alle üblichen Fragen gestellt und beantwortet worden waren – währenddessen unsere Gesprächspartner mit gierigen Blicken das Giraffenfleisch musterten, das in Girlanden an den benachbarten Bäumen hing –, baten sie uns, unsere Pferde zu satteln und zu versuchen, etwas für ihre hungrigen Anhänger zu schießen, die, wie sie beteuerten, seit zwei Tagen ohne Nahrung gewesen seien. Froh, sie so leicht loszuwerden, stimmten wir bereitwillig zu, unser Bestes zu tun, und ließen die Pferde sogleich vorführen. Es genügt zu sagen, dass wir an jenem Nachmittag einen einsamen alten Giraffenbullen und am folgenden Tag drei Kühe schossen, die wir alle den Amandebele gaben; dann brachen wir unser Lager ab und zogen weiter flussaufwärts.

Während der folgenden vierzehn Tage jagten wir weiter am Oberlauf des Ramokwebani und schossen mehrere prächtige Exemplare der größeren Antilopen sowie vier Büffel, welche wohl mit die letzten waren, die in diesem Teil des Landes geschossen wurden. Gegen Ende des Monats wechselten wir zum Fluss Tati hinüber und stießen etwa vierzig Meilen oberhalb der Siedlung auf ihn. Hier war es, wo ich an einem Nachmittag ein Jagderlebnis hatte, von dem ich nun berichten werde. Da die zwei oder drei vorangegangenen Tage so regnerisch gewesen waren, dass wir nicht jagen konnten, war unser Fleisch aufgebraucht, und unsere Bande von etwa einem Dutzend Kaffern und Buschmännern richtete folglich traurige Verheerungen in unserem Getreidevorrat an – ein Zustand, der so schnell wie möglich behoben werden musste.

Der Morgen des Tages, von dem ich spreche, brach trübe und regnerisch an, und während des Vormittags fielen ständig schwere Schauer. Gegen zwei Uhr jedoch hörte der Regen auf, und obwohl der Himmel immer noch bewölkt und verhangen blieb, dachte ich, ich könnte einen ein- oder zweistündigen Ausritt wagen, ohne eine Durchnässung befürchten zu müssen; ich rief also nach meinem Pferd – dem armen Bottle, dessen unzeitiges Schicksal ich später erzählen werde –, sattelte sogleich auf, nahm ein paar Jungen mit und ritt die Wagenstraße entlang, die hier dem Flusslauf folgt. Wir waren kaum eine Meile weit

gekommen, als wir die Fährte von etwa fünf oder sechs Kudu-Kühen kreuzten, die erst gerade vorbeigekommen zu sein schienen. Da die Fährte so frisch und – weil der Boden vom jüngsten Regen weich und nass war – sehr leicht zu verfolgen war, nahm ich sie auf und sichtete nach kurzer Zeit die Kudus, von denen ich nach einer kurzen Jagd eines schoss. Ich überließ es den Kaffern, das Fleisch zu zerlegen und zu den Wagen zu bringen, und ritt allein weiter, da ich nach so kurzer Zeit noch nicht umkehren wollte. Ich war etwa eine Stunde lang im Schritt durch den Busch geritten, als ich eine kleine Herde Leierantilopen sichtete, die friedlich eine Waldlichtung hinunter ästen. Bei ihnen waren zwei junge Kitze, die ich aufgrund ihrer winzigen Größe auf nur wenige Tage alt schätzte. Da ich bestrebt war, einige junge Antilopen einzufangen, und mehrere Kühe mit Milch bei den Wagen hatte, dachte ich, dies sei eine gute Gelegenheit; und da ich wenig Schwierigkeiten erwartete, solch zarte Geschöpfe einzuholen, ritt ich sofort auf die Lichtung hinaus und nahm die Verfolgung auf. Nie wurde ein irrender Sterblicher mehr getäuscht.

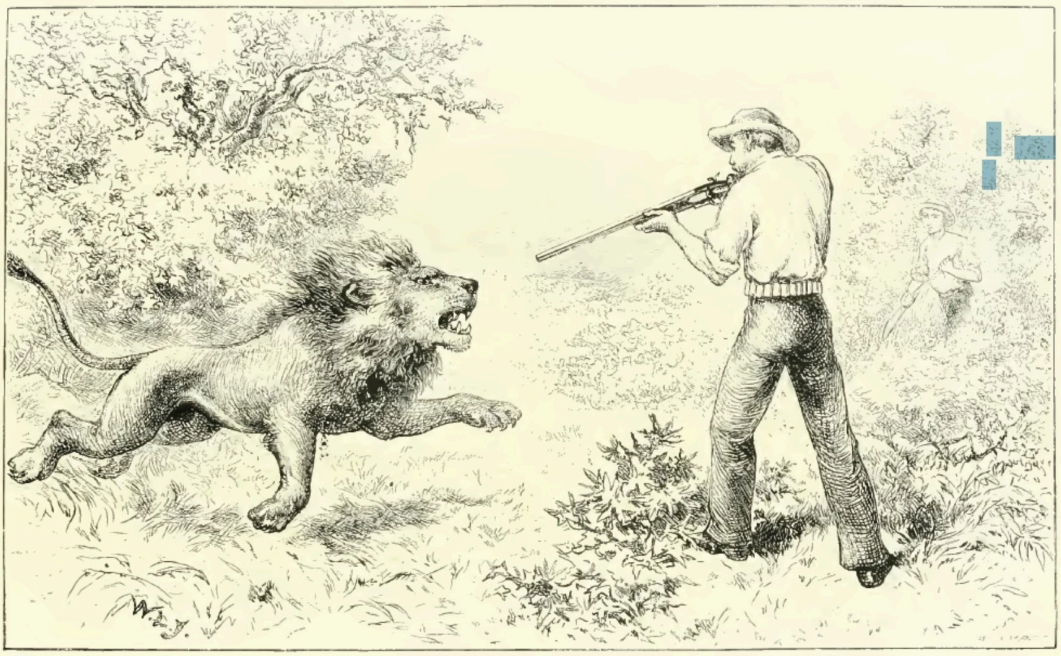
Die beiden kleinen Leierantilopen waren, so jung sie auch sein mochten, in jeder Hinsicht so schnell wie die Alten; ja, manchmal, wenn ich einen Spurt einlegte, in der Hoffnung, ihnen den Weg abzuschneiden, überholten sie ihr Muttertier mit Windhundgeschwindigkeit und erschienen an der Spitze der Herde. Schließlich hielt ich, angewidert und enttäuscht, aus Mitleid mit meinem Pferd an, von dem ich fühlte, dass es genug hatte. Nachdem ich eine kurze Zeit abgesattelt hatte, ritt ich in die Richtung der Wagenstraße und war gerade aus dem Busch auf eine große Lichtung getreten, von der aus ich die Linie dunkler Dornbäume sehen konnte, die den Lauf des Flusses Tati markierten, als meine Aufmerksamkeit durch etwas hinter einem etwa 300 Yards entfernten Busch erregt wurde, das sehr wie die Ohren und Hörner eines Tieres aussah, das in meine Richtung starrte. Während ich langsam vorwärts ritt, bestätigte sich mein Verdacht bald, denn ein edler alter Pferdeantilopenbulle trottete einige Yards aus dem Schutz des Busches hervor, drehte sich um, starrte mich einen Moment lang an und galoppierte dann mit einem Schwanzwedeln davon, gefolgt von etwa zehn anderen, die hinter den Büschen gelegen hatten, während der Bulle offenbar nach Gefahr Ausschau hielt. Einen Augenblick lang zögerte ich, eingedenk der harten Jagd, die mein Pferd hinter sich hatte, ob ich die Verfolgung aufnehmen sollte oder nicht; aber da Bottle beim Sichten des Wildes die Ohren spitzte, den Kopf hob und insgesamt begierig auf die Jagd schien, entschloss ich mich zu einem kurzen Ritt, um zu versuchen, eine gute Trophäe zu sichern. Im Galopp war ich bald dicht hinter ihnen; und als der Bulle, der das Ende der Herde bildete, sich umdrehte, um zu sehen, was hinter ihm war, sprang ich ab und gab ihm einen Schuss, gerade als er davon-galoppierte. Bevor ich wieder in Schussweite kommen konnte, betraten sie ein Stück dichten Busch. Diesen durchquerten sie nur langsam, und in einer offenen Waldschneise direkt dahinter kam die ganze Herde zum Stehen und machte Kehrt, sodass ich, als ich plötzlich aus dem dichten Laubwerk hinter ihnen hervorbrach, dicht bei ihnen war. Meine plötzliche Erscheinung verursachte natürlich eine Panik, und weg waren sie wieder in höchstem Tempo. Ich sah auf einen Blick, dass der Bulle nicht dabei war, und da ich dachte, er müsse in den dichten Busch hinter mir abgebogen oder dort tot umgefallen sein, gab ich einer Kuh einen Schuss, während sie direkt von mir weg galoppierte. Der Schuss traf sie genau an der Schwanzwurzel und brachte sie sofort zu Boden, gelähmt im Hinterteil. Als ich heranritt und absattelte, um ihr den Gnadenschuss zu geben, versuchte sie, sich auf den Vorderbeinen zu mir zu schleppen, wobei ihre Augen glühten wie die eines verwundeten Büffels. Sie stieß dann ein lautes, quiekendes Geräusch aus, woraufhin ich ihren Leiden mit einer Kugel durch die Schultern ein Ende setzte. Da sie ein sehr ordentliches Paar Hörner hatte, schnitt ich ihr den Kopf ab und versteckte ihn in einem dichten, buschigen Baum, im Vertrauen darauf, dass ihm nichts zustoßen würde, bevor die Kaffern ihn holen könnten, wenn ich sie am nächsten Morgen wegen des Fleisches schickte. Dann brach ich einen trockenen Pfahl ab, band ein großes Bündel trockenes Gras an dessen Ende und steckte ihn neben dem Kadaver in den

Boden, um die Geier fernzuhalten (dieser Plan funktioniert manchmal, wenn auch nicht immer; aber ich kenne keinen anderen, der es jemals tut, obwohl ich von vielen gehört und sie ausprobiert habe). Auf die Vorsehung vertrauend, was Löwen und Hyänen betraf, nahm ich nun die Fährte rückwärts in den Busch auf, um nach dem verwundeten Bullen zu suchen und zu sehen, ob dort Blut war. Ich stieß bald darauf und fand eine große Menge Blut; ich folgte ihr in der Erwartung, dass das verwundete Tier nicht sehr weit gehen würde. Nachdem ich etwa eine Meile gefolgt war, wurden die Blutspuren seltener und schließlich erschienen nur noch ein paar Tropfen in großen Abständen. Da der Boden jedoch weich und feucht war, war die Fährte leicht genug zu verfolgen, bis ich mich nach einer weiteren Meile oder so inmitten der Spuren der gesamten Herde befand, die in einem Halbkreis zurückgelaufen sein musste, um sich ihrem verwundeten Kameraden wieder anzuschließen. Ich gab es nun auf, zumal es sehr spät wurde; und obwohl ich wusste, dass ich nah an der Wagenstraße war, wusste ich nicht genau, wie weit ich von den Wagen entfernt war. Also wendete ich den Kopf meines Pferdes und ritt direkt auf den etwa zwei Meilen entfernten Fluss zu. Als ich nur noch wenige hundert Yards vom Ufer entfernt war, erregten die Überreste eines alten Viehkraals, Hütten usw. meine Aufmerksamkeit; aufgrund der Position mehrerer großer Dornbäume in der Nähe glaubte ich den Ort wiederzuerkennen, an dem ich zwei Jahre zuvor zwei oder drei Regentage verbracht hatte. Mit diesen Gedanken beschäftigt, ritt ich im langsamen Schritt vorwärts, die Augen stets auf die Überreste der alten Hütten fixiert, und war bis auf etwa siebzig Yards an den Kraalzaun heran, als ich, nach vorne blickend, ein kleines gelbes Ding direkt in meinem Pfad liegen sah. Im selben Augenblick, als mein Auge darauf fiel, wusste ich, dass es ein Löwe war, denn ich konnte die gelblichen Augen und die Linien aus ihren Augenwinkeln ganz deutlich sehen. Er lag mir genau gegenüber, den Kopf auf seine ausgestreckten Pfoten gebettet, auf einem Stück nackten, sandigen Bodens, genau zwischen zwei kleinen, verkümmerten Wart-ein-Weilchen-Dornbüschen. Er schaffte es jedoch, seinen Körper so eng an den Boden zu drücken, dass ich glaube, ich hätte seinen Kopf, der flach zwischen seine Pfoten gepresst war, für einen der kleinen Ameisenhaufen gehalten, die man überall im Land sieht, wenn seine Augen nicht gewesen wären. Ob die Feuchtigkeit des Grases und der Büsche, die zweifellos sein übliches Lager am Flussufer bildeten, ihn dazu veranlasst hatte, auf dieses trockene Stück Land heraufzukommen, oder ob er das herannahende Pferd von weitem gesehen hatte und uns in böser Absicht auflauerte, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Jedenfalls war er da, keine fünfzig Yards entfernt, direkt in meinem Pfad, die Augen fest auf das herannahende Pferd gerichtet. Ich hielt nicht an, um seine Absichten zu prüfen, sondern hielt im selben Augenblick, als ich ihn sah, an und saß ab. Als ich mein Gewehr hob, hob er gerade seinen Kopf um etwa sechs Zoll. Die Angst, er könnte davonsingen, ließ mich eher hastig feuern; aber das Gebrüll, das dem Schuss sofort folgte, ließ mich wissen, dass er die Kugel irgendwo abbekommen hatte. Wegen der Feuchtigkeit der Luft hing der Rauch so dicht, dass ich für einige Sekunden nichts von dem Löwen sehen konnte, der ein lautes und kontinuierliches Brüllen aufrechterhielt. Doch als er sich verzog, sah ich ihn auf seinem Kopf herumkugeln, während sein rechter Vorderlauf in der Luft schwang. Bevor ich jedoch eine neue Patrone in mein Gewehr bekam, erholte er sich von dem Schock, den er erhalten hatte, und schlich in die dichten Wart-ein-Weilchen-Dornbüsche davon, die eine tiefe Schlucht direkt hinter dem alten Kraal säumten. Ich muss gestehen, dass es mir nicht behagte, ihm allein und ohne Hunde in dieses niedrige Dornengestrüpp zu folgen, wo man keine zehn Yards weit sehen konnte; aber gleichzeitig sehnte ich mich danach, sein Fell zu besitzen, und dachte überdies, ich hätte ihm eine tödliche Wunde zugefügt. Da sein Vorderarm locker von der Schulter schwang, wusste ich aufgrund der Position, in der er beim Schießen gelegen hatte, dass meine Kugel gerade an seiner Wange vorbeigeglitten sein musste, ihn an der Schulterspitze getroffen hatte und dann, wie ich vermutete, durch ihn hindurchgefahren war und aller Wahrscheinlichkeit nach eine seiner Lungen durchschlagen hatte. Mein Pferd am Zügel führend, nahm ich nun die Blutfährte auf, die

der Wagenstraße in die Schlucht folgte, in deren Bett sie dann zum Fluss abbog, der weniger als hundert Yards entfernt war. Da das gegenüberliegende Ufer dieser Schlucht steil und hoch war, dachte ich, ich hätte eine bessere Chance, den Löwen zu sehen, wenn ich oben am Rand entlangging – und ihn so im Vorteil hätte –, als wenn ich dem Bett folgte. Ich führte Bottle also nach oben, ließ ihn dort stehen und ging am Rand des steilen Ufers entlang, das Gewehr bereitgehalten und scharf nach allen Seiten Ausschau haltend. Auf einmal sah ich, etwa dreißig Yards vor mir, etwas über dem Rand des Ufers auftauchen, das wie die Spitze einer Löwenmähne aussah, wie sie sich leicht im Wind bewegte. Ich wurde nicht lange im Zweifel gelassen, denn plötzlich tauchte für eine Sekunde ein zottiger Kopf auf, und dann verschwanden sowohl Kopf als auch Mähne wieder. In der Annahme, er sei noch dort, begab ich mich an eine Stelle, von der aus ich den Ort überblicken konnte, wo ich ihn gerade gesehen hatte, musste aber bei meiner Ankunft zu meinem Ärger feststellen, dass er sich davongemacht hatte. Der Anblick meiner Person hatte ihn, anstatt ihn zum Zorn über die bereits erlittene Verletzung zu reizen, nur dazu bewogen, erneut zu fliehen. Ich ging nun in das Bett der Schlucht hinunter und nahm seine Fährte wieder auf, die, nachdem sie den Flussrand erreicht hatte, in ein Stück furchtbar dichten und dornigen Busches abbog. Ich spähte hindurch und dachte gerade, es wäre Wahnsinn, einem verwundeten Löwen dort hineinzukriechen, als sich das Tier mit einem heiseren Knurren keine fünfzehn Yards entfernt aufrichtete, zu mir blickte, die Zähne bleckte und dann, da ihn wieder der Mut verließ, mit so viel Geschwindigkeit davonschlich, wie sein verwundeter Zustand zuließ. Obwohl er mir so nah war, machte die Dichte des Gestrüpps die Aussicht auf einen erfolgreichen Schuss so unsicher, dass ich es nicht für ratsam hielt zu feuern. Gerade in diesem Moment begann ein heftiger Regenschauer zu fallen, und die Sonne war fast untergegangen; daher hielt ich es für den klügsten Plan, zu den Wagen zurückzureiten und am nächsten Tag mit den Hunden zurückzukehren, in der Gewissheit, dass der Löwe so schwer verwundet war, dass er nicht weit von der Stelle entfernt sein würde, an der ich ihn verlassen hatte. Tatsächlich war meine größte Sorge, dass er vor dem Morgen sterben würde und die Hyänen das Fell zerstören könnten. Ich kehrte zu meinem Pferd zurück, das immer noch dort stand, wo ich es gelassen hatte, saß sofort auf und ritt im schnellen Galopp auf der Spur zu den Wagen. Ich ritt so dahin, während der Regen ziemlich scharf herunterkam, als ich keine 100 Yards von der Straße entfernt einen prächtigen alten Pferdeantilopenbullen stehen und mich ansehen sah. Ich hielt an und sprang sofort zu Boden, was ihn zur Flucht bewog. Gerade als er sich umdrehte, feuerte ich jedoch und sah an dem sofortigen Satz, den er machte, dass er schwer getroffen war. Ich sprang auf mein Pferd und war ihm bald dicht auf den Fersen; aber er führte mich nicht weit und fiel tot um, bevor er 150 Yards gelaufen war. Er trug eine prächtige Trophäe, die ich sofort abzuscheiden begann. Dann stieg ich wieder auf, trug den Kopf vor mir quer über den Sattel und ritt so schnell ich konnte zu den Wagen, die ich etwa eine halbe Stunde nach Einbruch der Dunkelheit erreichte – rechtzeitig, um meinen Freunden bei einem einfachen, aber kräftigen Abendessen von dem ausgezeichneten Jagdglück des Nachmittags und meinen zuversichtlichen Hoffnungen zu berichten, den verwundeten Löwen am nächsten Tag zur Strecke zu bringen.

Im Morgengrauen des nächsten Tages waren wir auf den Beinen und bei Sonnenaufgang bereits auf halbem Weg zu dem Bachlauf (Spruit), wo ich den Löwen zuletzt gesehen hatte, nachdem ich den Befehl gegeben hatte, dass die Wagen anspannen und uns sofort folgen sollten. Als wir den Bachlauf erreichten, sattelten wir die Pferde ab und ließen einen Kaffern zu ihrer Bewachung zurück, während wir uns mit den Hunden und dem Rest der Kaffern und Buschmänner zu Fuß daran machten, den Löwen aufzuspüren. Obwohl in der Nacht einige schwere Schauer gefallen waren, konnten wir die Fährte noch durch das Buschstück aufnehmen, in dem ich ihn zuletzt gesehen hatte; und keine fünfzig Yards weiter zeigte das Verhalten der Hunde unmissverständlich, dass er noch ganz nah war. Die Achtung vor der Wahrheit verbietet mir, ein allzu glühendes Loblied auf den

Mut anzustimmen, den unsere Mischlingsmeute bei dieser Gelegenheit an den Tag legte. Beim bloßen Geruch des Löwen stürzten alle bis auf zwei überstürzt an uns vorbei – nicht nach vorne, sondern nach hinten, mit eingezogenen Schwänzen, wobei einige vor Angst jaulte; sie ließen sich auch nicht mehr blicken, bis die Jagd vorbei war. Zwei Veteranen jedoch, ein alter Rüde, der im Hinterteil halb gelähmt war, und eine einäugige Hündin, hielten stand und knurrten mit gesträubtem Fell entlang ihres gesamten Rückens wütend. Selbst diese beiden wollten nicht weit vor uns hergehen. Während wir herumstocherten, um die Fährte zu suchen, kamen wir an die Stelle, an der das verwundete Tier die ganze Nacht gelegen hatte und von der es gerade weggekrochen sein musste, als wir herankamen. Er schien eine Menge Blut verloren zu haben und hatte jedes Stückchen Holz in seiner Reichweite zerkaut und zerfissen. Es gab nun keine Schwierigkeit mehr, die Fährte zu verfolgen, da sich die Fußabdrücke im weichen Boden, der vom nächtlichen Regen nass und schlammig war, sehr deutlich abzeichneten. Da der Busch jedoch ziemlich dicht und belaubt war, rückten wir nur sehr vorsichtig Schritt für Schritt vor, in der ständigen Erwartung, den Löwen zu sehen. Nachdem wir eine Zeit lang so vorgegangen waren, wurde mir klar, dass er in demselben Maße, wie wir vorrückten, beständig zurückwich und von Busch zu Busch kroch, sodass wir ihn nie zu Gesicht bekamen. Ich begann zu fürchten, dass dies so auf unbestimmte Zeit weitergehen könnte. Daher schlug ich Horner vor, dass er und ich eine Position auf etwas höherem Gelände entlang des Flusses einnehmen sollten, ein Stück vor der Stelle, an der ich den Löwen vermutete, während wir unsere Freunde und die Kaffern zurückließen, um



To face page 253.

CLOSE QUARTERS; TATI RIVER, NOVEMBER 22, 1876.

Wir hatten unseren Posten noch nicht ganz erreicht, als er plötzlich zu brüllen begann. Im selben Augenblick rief Grandy: „Da ist er – ich sehe ihn“, feuerte und sagte dann: „Der hat ihn getroffen; das hat ihn umgehauen.“ Ich rannte sofort zu ihm hinunter und sah den Löwen geduckt unter einem waagerechten Weidenast liegen. Während der ganzen Zeit hatte er ohne Unterlass ein kontinuierliches Brüllen ausgestoßen. Ich hatte gerade mein Gewehr zum Schuss gehoben, als Horner, der etwas links von mir stand, mir zuvorkam. Der Löwe hörte sofort auf zu brüllen und verschwand über die Böschung in den überhängenden Weiden. Da der Fluss zu dieser Zeit voll war und eine starke Strömung hatte, glaubte ich nicht, dass er ins Wasser gehen würde, und rannte am Ufer entlang, um ihn abzufangen, wenn er wieder heraufkäme. Das tat er bald darauf, und da er mich wohl sah, begann er erneut zu brüllen. Er war nun jedoch in einem Buschfleck unsichtbar; da er

aber nie aufhörte zu brüllen, konnte ich seinen Standort ziemlich genau bestimmen. Da er sich sowohl am Vorabend als auch den ganzen Vormittag über so feige gezeigt hatte und ich zudem wusste, dass ich ihn schwer verletzt hatte – und glaubte, dass Grandy ihn ebenfalls getroffen hatte –, erwartete ich kaum einen Angriff, sonst wäre ich wohl vorsichtiger gewesen. So aber spähte ich in den Busch hinein, um ihn zu entdecken, hielt mein Gewehr schussbereit vor mich und war gerade im Begriff zu zielen, als mir klar wurde, dass er durch den Busch auf mich zukam. Im nächsten Moment brach er hervor. Ich war so nah, dass ich nicht einmal Zeit hatte, über Kimme und Korn zu schauen, sondern trat einen Schritt zurück, nahm das Gewehr an die Schulter, und als sein Kopf dicht vor der Mündung war, drückte ich ab und sprang zur Seite. Der Löwe fiel fast zu meinen Füßen nieder, sicherlich keine sechs Fuß von der Gewehrmündung entfernt. Grandy und Horner, die den Angriff gut sehen konnten, sagten, er sei beim Schuss einfach in seiner Spur zusammengebrochen, was ich wegen des Rauchs nicht sehen konnte. Eines jedoch hatte ich Zeit zu bemerken: Er kam nicht in Sprüngen auf mich zu, sondern mit einem flachen Ansturm über den Boden. Vielleicht war es seine gebrochene Schulter, die ihn am Springen hinderte, aber trotz allem kam er mit sehr großer Geschwindigkeit und offenem Maul auf mich zu. Als ich ihn am Boden liegen sah, dachte ich, ich müsse seinen Schädel zertrümmert und ihn getötet haben; doch als wir auf ihn zugingen, stand er wieder auf. Dorehill feuerte sofort mit einem Martini-Henry-Gewehr und schoss ihm durch den Schenkel. Daraufhin fiel er wieder um, rollte sich auf die Seite und lag röchelnd da. Wir gingen nun zu ihm hin, doch da er immer noch das Maul aufriss, gab ihm Horner einen Schuss in den Kopf. Ich untersuchte meine Beute nun mit großer Genugtuung. Es war ein Löwe von durchschnittlicher Größe; sein aufgespanntes Fell mass 10 Fuß und 3 Zoll von der Nase bis zur Schwanzspitze, glatt und in gutem Zustand, und seine Zähne waren lang und perfekt. Grandy und Horner mussten ihn beide beim ersten Schuss verfehlt haben, da wir keine Spuren ihrer Kugeln auf dem Fell finden konnten; als er also angriff, war die einzige Wunde diejenige, die ich ihm am Vorabend zugefügt hatte. Diese Kugel hatte lediglich sein Schulterblatt zertrümmert und saß unter der Haut direkt dahinter. Die Kugel, mit der ich ihn so glücklich beim Angriff stoppte, hatte ihn genau am Kopf getroffen, etwa einen halben Zoll über dem rechten Auge; hier hatte sie den Schädel geknackt, war aber, ohne einzudringen, am Knochen entlanggeglitten und hinter dem rechten Ohr wieder ausgetreten. Ich glaube, dass dieser Schuss ihm eine Gehirnerschütterung verursacht und seinen Tod herbeigeführt hat und dass sein späteres Aufstehen lediglich eine krampfhafte Reaktion war; denn der Schuss von Dorehill war nur eine Fleischwunde durch die Schenkel, und der letzte Schuss von Horner in den Kopf, als er am Boden lag, war unter der Hirnschale hindurchgegangen. Bis ich den Löwen gehäutet hatte, kamen die Wagen heran, und ich schickte dann alle entbehrlichen Kaffern aus, um das Fleisch und den Kopf der Pferdeantilopenkuh zu holen, die ich am Vorabend geschossen hatte, wobei ich sie anwies, der Fährte meines Pferdes rückwärts zu folgen, bis sie zum toten Tier kämen. Kurz nach Mittag kehrten sie zurück und berichteten, dass sie drei Löwen am Kadaver gefunden hatten – oder richtiger gesagt, an dem, was einmal der Kadaver gewesen war, denn sie hatten kaum mehr als die Knochen übrig gelassen. In der Annahme, dass die Löwen noch dort sein könnten, sattelten Grandy, Horner und ich sofort auf und ritten hin; aber der Ritt war umsonst, da die Bestien sich vorsichtigerweise zurückgezogen hatten und wir nichts als Geier vorfanden, die an den verbliebenen Knochen pickten. Sie hatten auch den Kopf aus dem dichten, buschigen Baum gezerrt, in dem ich ihn versteckt hatte, und ihn völlig verdorben.

In den folgenden zwei Tagen schossen Dorehill und ich drei Pferdeantilopen und vier Giraffen, zwei der letzteren sehr fett. Wir verweilten dann zwei Tage, um das Fleisch zu trocknen und das Fett auszulassen; am darauffolgenden Tag spannten wir an und brachen zur Siedlung auf, die wir am 28. November nach einer Abwesenheit von genau vier Wochen erreichten.

Hier traf ich zum ersten Mal Herrn George Westbeech, den bekannten Sambesi-Händler, den ich seltsamerweise zuvor nie gesehen hatte, obwohl ich mich in den letzten vier Jahren mehrmals in seiner unmittelbaren Nachbarschaft aufgehalten hatte. Herr Westbeech ist einer jener vielen Engländer und Schotten, deren angeborene Abenteuerlust, gepaart mit unbezähmbarer Ausdauer, sie dazu geführt hat, ihr Glück in jedem unentdeckten Winkel der Erde zu suchen; und es sind die individuellen Bemühungen einer Vielzahl solcher Männer in verschiedenen Teilen der Welt, die für Großbritannien den stolzen Anteil an der Erdoberfläche gewonnen haben, den es gegenwärtig besitzt. Dieser energische Engländer eröffnete 1871 erstmals den Handel mit Sipopo, dem König der Barotse, und brachte bis zur Ermordung dieses Herrschers im Jahr 1876 jährlich zwischen 20.000 und 30.000 Pfund Elfenbein aus dem Sambesi-Land heraus. Seit dieser Zeit ist der Handel, da sich das Land in einem Zustand der Anarchie befand, natürlich sehr stark zurückgegangen. 1873 besuchte Herr Westbeech das Barotse-Tal, wo er bis Juni 1874 als Gast von Sipopo blieb. Er traf dort einen portugiesischen Händler, Joao Ferreira, der von Cameron erwähnt wird, und ist selbst der von ihm genannte Engländer „Georgo".

Am 1. Dezember verabschiedete ich mich von meinen Freunden in Tati und zog nach Süden, der Hauptwagenstraße nach Bamangwato folgend, da ich einiges Eigentum von den Diamantenfeldern abholen und bis zum Ende der Regenzeit wieder im Landesinneren sein musste. Ich nahm beide Wagen und drei Pferde mit und wurde von zwei Europäern begleitet – Herrn Edwin Miller, einem jungen Kolonisten und erstklassigen Schützen, der in meinen Diensten stand, und einem Herrn Bell, der eine erfolglose Handelsreise zum Sambesi hinter sich hatte und dem ich nun eine Mitfahrgelegenheit zu den Diamantenfeldern bot. Auf meiner Reise in den Süden und zurück, die den Großteil von fünf Monaten beanspruchte, ereignete sich nur ein berichtenswerter Vorfall; und da mir der vollständige Bericht über dieses Abenteuer vorliegt, den ich direkt vor Ort an meinen Freund Alexander Brown schrieb und den er mir zur Zusammenstellung dieser Tagebücher schickte, halte ich es für den besten Plan, ihn genau so wiederzugeben, wie ich ihn damals formulierte.

Nahe Pelatsi, 6. Dezember 1876.

Mein lieber Alick – Um mein aufgewühltes Gemüt zu beruhigen, werde ich dir nun einen ausführlichen und detaillierten Bericht darüber geben, was mir in den letzten zwei Tagen widerfahren ist. Bei Goqui (lass mich den einen süßen Tropfen in meinem Kelch der Bitterkeit nicht unerwähnt lassen) schoss ich einen prächtigen alten Kuhantilopenbullen, einen einsamen alten Kerl. Am Sonntagabend schlief ich etwa sechs Meilen von Serule entfernt auf der Tati-Seite; da ich ein Wasserloch in der Nähe fand, blieb ich den ganzen Montag dort und zog am Abend weiter nach Serule. Da ich zu Pferd vorausgeritten war, während die Wagen unterwegs waren, stieß ich auf eine Buschmann-Familie. Einer von ihnen sagte auf meine Befragung hin, er könne mir am nächsten Tag sicherlich Spießböcke zeigen, wenn ich in Serule bliebe und mich von ihm führen ließe. Natürlich war ich nur zu gern bereit, einen Tag mit einer solchen Jagd zu verbringen, und so blieb ich diese Nacht in Serule, während der Buschmann bei den Wagen schlief. Am nächsten Morgen brachen wir früh auf; Miller ritt den gelben Klepper, während ich Bottle ritt. Wir waren wohl etwa sechs Meilen geritten, als wir die frische Fährte einer Herde Spießböcke kreuzten. Das Veld war hier sehr offen, aber die Spuren führten uns in einen Sandgürtel, der allmählich immer dichter wurde, bis es schließlich schwierig wurde, ihn selbst im Schritt zu durchreiten. Dort, wo der Busch am dichtesten war, kehrten sie jedoch wieder um und ästen zurück in Richtung des offenen Landes; und schließlich, als wir etwa 300 Yards vom Rand des Busches entfernt waren, sah ich ein großes Tier – von dem ich wusste, dass es einer der Spießböcke war – vorbeistürmen. Ich griff nach meinem Gewehr, ritt ihm nach und sah einen zweiten dem ersten folgen. Da ich wusste, dass sie

auf das offene Gelände zuhielten, ließ ich sie einfach in ihrem eigenen Tempo laufen und versuchte nicht zu schießen, da ich glaubte, meinen Schuss sicherer anbringen zu können, wenn wir aus dem Busch heraus wären. Es waren wohl zwei Bullen mit prächtigen Schwänzen und großen schwarzen Flecken an den Hinterkeulen sowie langen, glänzenden schwarzen Hörnern von mindestens durchschnittlicher Länge. Sie liefen sehr schön und gleichmäßig, weder nach rechts noch nach links ausbrechend, sondern hielten eine gerade Linie, obwohl sie ein hohes Tempo vorlegten. Als wir das offene Gelände am Fuße des Sandgürtels erreichten, bog einer von ihnen scharf ab und stürmte wie der Wind davon, zurück in den Busch, also blieb ich an dem anderen dran. Ich drängte mich nun bis auf etwa fünfzig Yards heran, und beim Abspringen glaubte ich, in aller menschlichen Wahrscheinlichkeit dem Spießbock einen guten Treffer verpassen zu können, da er gerade von mir weg lief, gut in Reichweite war und kein Busch zwischen uns stand; doch gerade als ich feuern wollte, rannte Bottle direkt vor die Mündung meines Gewehrs. Ich riss es sofort hoch und wollte es gerade wieder entspannen, als er an mir riss; da mein Finger am Stecher war, ging der Schuss in die Luft. Ich dachte nicht, dass dies viel ausmachen würde, da ich glaubte, ihn auf der mehr als eine Meile langen Ebene vor uns im Handumdrehen wieder einholen zu können. Doch ich hatte mich geirrt; denn nachdem er ein paar hundert Yards im Galopp gelaufen war, blieb Bottle trotz all meiner Sporenstöße plötzlich wie angewurzelt stehen. Tatsächlich nahm er, nachdem er mich in den letzten zwei Monaten nicht ein einziges Mal im Stich gelassen hatte, völlig unerwartet und gerade dann, wenn ich besonders auf sein gutes Benehmen angewiesen war, jene Tücken wieder auf, die er mir oft gespielt hatte, als ich ihn kaufte, und die ich ihm, wie ich glaubte, völlig abgewöhnt hatte. Der Spießbock, der die ganze Zeit im harten Galopp geblieben war, war 500 Yards voraus, als ich mein Pferd durch heftiges Spornen wieder in Gang brachte. Stück für Stück schlich ich mich wieder bis auf 300 Yards an die Beute heran, als ich spürte, dass Bottle erneut anhalten wollte. Wild vor Wut und Kränkung ließ ich die Zügel fallen, hob mein schweres Gewehr über den Kopf, hielt es direkt vor dem Hahn und schlug das arme Tier mit all meiner Kraft zwischen die Ohren. Er sackte in seinen Spuren zusammen wie ein Ochse, den man vor den Kopf schlägt, und katapultierte mich über seinen Kopf hinweg – denn er war noch ziemlich schnell unterwegs. Nachdem ich mich von ihm befreit hatte, stand er bald wieder auf; und ich sah dann zu meinem Erstaunen, dass er nicht ein Haar gekrümmt hatte: Es war kein Tropfen Schweiß an ihm, außer unter dem Sattel, und er keuchte auch nicht im Geringsten. Tatsächlich hatte er sich einfach aus „reiner Boshaftigkeit“ geweigert zu laufen und mich so um diese meine erste Chance gebracht, einen Spießbock zu erlegen – und nun weiß der Himmel, wann ich die nächste bekomme. Doch nun zum Kern meiner Geschichte. Ich ritt zurück nach Serule, spannte sofort an und hielt um zehn Uhr abends ein paar Meilen vor Pelatsi an. Da der Buschmann mir sagte, dass es auch bei Pelatsi Spießböcke gäbe und ich am nächsten Tag ausreiten wollte, um danach zu suchen, band ich Bottle nicht an, sondern ließ ihn frei, damit er die Nacht über um die Wagen herum weiden konnte, da ich kein Getreide für ihn hatte und der Buschmann versicherte, dass es hier seit Jahren keine Löwen mehr gegeben habe.

Gegen 2:30 Uhr morgens wurde ich von meinem Jungen January geweckt, der mir im Bühnenflüstern verkündete: „Sir, daar's en ding op de paard“ (Herr, da ist ein Ding auf dem Pferd). Kaum für möglich haltend, dass es ein Löwe sein könnte, und doch nicht wissend, welches andere Ding „auf dem Pferd“ sein könnte, nahm ich mein Gewehr und folgte dem Jungen entlang der Ochsen, die am Joch angebunden waren. Miller kam ebenfalls mit; und als wir vorsichtig zum vorderen Joch vorrückten, konnte ich die undeutliche dunkle Gestalt des Pferdes sehen, das etwa fünfundzwanzig Yards entfernt ausgestreckt auf dem Boden lag. Im selben Moment hörte ich ein tiefes, grollendes Knurren, das mich sofort wissen ließ, was für ein Ding auf dem Pferd war. Es war eine bewölkte, neblige Nacht, aber das Licht des Mondes darüber schien die ansonsten pechschwarze Dunkelheit zu durchdringen und teilweise zu erhellen. Als wir auf das

Pferd zugingen, sah ich zwei Löwen hinter ihm aufstehen und sich davonmachen, wobei sie im Gehen Flüche über unsere Aufdringlichkeit murmelten. Miller wollte feuern, aber da ihre deutlichen Formen fast augenblicklich in der Düsternis verloren gingen, hielt ich ihn zurück; ich dachte, ein Schuss könnte sie völlig verscheuchen, während sie, wenn sie ungestört blieben, vielleicht zum Kadaver zurückkehren und dort bis zum Tageslicht bleiben würden, woraufhin wir die Sache mit ihnen klären könnten. Daraufhin kehrte ich zum Wagen zurück und war noch keine fünf Minuten dort, als ich die Löwen wieder am Kadaver hörte. Miller und ich nahmen unsere Karosse (Pelzdecken), krochen an der Reihe der Ochsen entlang und legten uns flach auf den Bauch beim vorderen Joch, wo wir etwa eine Stunde lang Wache hielten. Während der ganzen Zeit zermalmten die Löwen ununterbrochen die Knochen und rissen am Fleisch meines toten Pferdes, wobei sie ab und zu grunzten und knurrten, scheinbar über strittige Fleischstücke. Und die ganze Zeit über standen und lagen die Ochsen – von denen der nächste nur dreiundzwanzig gemessene Schritte vom Vorderfuß des Pferdes entfernt war – ruhig da, stießen sich gegenseitig mit den Hörnern oder verfingen sich mit den Beinen in den „Reims“ (Riemen aus Rohhaut), und die vorderen Ochsen ließen immer wieder die Glocken läuten, die um ihre Hälse gebunden waren. Wie Daniel scherten sie sich kein bisschen um die Löwen, und die Löwen scherten sich kein bisschen um sie. Ab und zu sah ich einen der Löwen hinter dem Pferd aufstehen, seine Vorderpfoten auf den Kadaver legen, den Kopf heben und in unsere Richtung blicken, wobei seine gespitzten Ohren gegen den Horizont deutlich sichtbar waren; dann schien er auf geräuschlose, gespenstische Weise wieder im Boden zu versinken. Etwa zehn Yards zu meiner Rechten stand ein kleiner Busch, ein Stück näher bei den Löwen, also kroch ich zu ihm hin, ohne ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Während ich hier saß, begann ich zu fürchten, dass sie sich beim Anbruch des Tages davonmachen würden, bevor es hell genug zum Schießen wäre. Da kam mir die Idee, dass es ebenso gut wäre, zu einem kleinen Busch zu kriechen, der etwa acht Yards vom Kadaver entfernt war – da der Wind günstig stand –, denn ich wäre dann so nah, dass ich selbst dann, wenn ich das Visier meines Gewehrs nicht sehen könnte, fast sicher einen treffen würde, falls sie Anstalten zum Aufbruch machten. Flach auf dem Bauch liegend und mein Gewehr vorsichtig vor mir herschiebend, war ich etwa sechs Yards vorwärtsgekommen und glaubte, den kleinen Busch gut zwischen mir und den Löwen zu haben, als plötzlich die Gestalt eines Löwen aus der Erde aufzusteigen schien; mit den Vorderpfoten auf dem Körper des toten Pferdes begann er, gespannt in meine Richtung zu blicken. Ich konnte nun den Umriss der Schultern des Tieres mit dem von den abgerundeten Ohren überragten Kopf ganz deutlich sehen. Ich legte mein Gewehr an und überlegte, ob ich feuern sollte oder nicht, als sie mit einem lauten Knurren – denn es war die Löwin – davonsprang; im selben Moment sah ich den undeutlichen Umriss eines anderen vom Kadaver aufstehen und ihr folgen. In der Annahme, es seien nur zwei gewesen und ich hätte die ganze Sache vermasselt, stand ich auf und war im Begriff, auf das Pferd zuzugehen, als ein sehr unangenehmes, gurgelndes Knurren meine Schritte bremste. Ich konnte nichts sehen, wusste aber, dass ein dritter Löwe in meiner unmittelbaren Nähe war. Also spannte ich mein Gewehr, hielt es mit vorgestreckter Mündung und den Finger am Abzug bereit für alle Fälle. Nachdem ich so einige Sekunden gestanden und jeden Sinn angespannt hatte, um den Verbleib des Löwen zu entdecken, setzte ich mich hin und schob mich allmählich zu einem kleinen blattlosen Busch ein paar Yards zu meiner Rechten. Es gab nun eine Art grauliches Licht, das Objekte viel besser erkennbar machte als eine Stunde zuvor; doch obwohl ich einen klaren und ungehinderten Blick auf das tote Pferd hatte, dessen Umrisse jeden Moment deutlicher wurden, konnte ich kein Zeichen des Löwen sehen, obwohl ich wusste, dass er keine zwanzig Yards entfernt war. Es wurde nun so hell, dass ich mein Gewehr hob; beim Blick durch das Visier stellte ich fest, dass ich ziemlich gut sehen konnte, obwohl das Elfenbeinkorn in der Kimme eher groß schimmerte. Weitere fünf Minuten vergingen, und für mich, der ich seit der völligen Dunkelheit gewacht hatte, schien es fast hell. Ich

blickte zu Miller und Bell und sah sie ganz deutlich flach auf dem Gesicht zwischen den beiden Ochsenespannen liegen; dann glitt mein Blick wieder zum toten Pferd, und plötzlich blieb er an den grünlich-gelben Augen des Löwen hängen. Er lag zwischen mir und dem Pferd, sein gelbbrauner Körper flach auf den gelben Sand gepresst und sein mächtiger Kopf auf den ausgestreckten Pfoten gebettet. Die letzte Stunde über musste ich ihn ständig übersehen haben, denn wie wir später durch tatsächliches Nachmessen feststellten, lag nur ein Abstand von zwölf Schritten zwischen uns. Die Augen des Tieres waren mit einer höchst unangenehmen Intensität auf mich gerichtet, und ich sah, dass sein Schwanz, mit einem schönen schwarzen Büschel am Ende, mit kleinen nervösen Rucken von einer Seite zur anderen zuckte. Nun, ich dachte, er plane einen Angriff. Wahrscheinlich tat er es nicht, aber er sah wirklich ungemein unangenehm aus, und ich saß in einer verkrampften und unbequemen Position, um einen Angriff abzuwehren; also zielte ich so gut ich konnte auf die Mitte seines Kopfes und feuerte. Mit einem lauten Grunzen richtete er sich auf den Hinterbeinen auf, rollte rückwärts über und blieb einige Sekunden lang still liegen. Bevor ich jedoch eine neue Patrone einlegen konnte, kam er wieder auf die Beine und machte sich hinter den anderen beiden her (einer Löwin und einem fast ausgewachsenen Jungen), die wir nun aus einem Busch in etwa 200 Yards Entfernung aufstehen sahen. Miller feuerte erst, als der Löwe wieder auf den Beinen war – er ließ die goldene Gelegenheit verstreichen, als dessen Sinne durch meinen Schuss verwirrt waren –, und verfehlte ihn unglücklicherweise, als er schließlich schoss. Wir nahmen nun seine Fährte zu Fuß auf. Zuerst war da nur wenig Blut, aber nach einer Weile wurden die Flecken größer und häufiger und schienen aus seinem Maul geschleudert worden zu sein. Ich bin sicher, dass ich ihn genau im Gesicht getroffen habe, und vermute, die Kugel muss von seinem Unterkieferknochen abgeglitten sein, der bei einem Löwen sehr massiv ist. Um es kurz zu machen: Wir folgten der Fährte mehrere Meilen weit; und da es schließlich offensichtlich schien, dass der Löwe keine tödliche Wunde erhalten hatte, gaben wir es auf. Ich wäre noch länger drangeblieben, aber mein schlechtes Bein wurde sehr schmerzhaft, und der Busch war an den meisten Stellen zu dicht, um einem verwundeten Löwen zu Pferd zu folgen. So kehrte ich schließlich zum Wagen zurück, sogar noch gekränkter über den Verlust dieses Löwen, als ich es über den des Spießbocks am Vortag gewesen war.

Ich habe nun einen Skerm (Dornenwall) um das tote Pferd errichtet und werde heute Abend ein Selbstschussgewehr aufstellen. Danach ziehe ich etwa eine Meile weiter und warte das Ergebnis ab; aber ob erfolgreich oder nicht, ich werde meine Reise morgen fortsetzen. Seine Wunde wird den Löwen, wie ich fürchte, an der Rückkehr hindern, aber ich erwarte zuversichtlich, dass die Löwin auftauchen wird.

Ich habe heute Morgen zwei fatale Fehler begangen. Der erste war der Versuch, zu nah heranzukommen; hätte ich an dem Busch in zwanzig Yards Entfernung gewartet, hätte ich, wie ich glaube, bei Tageslicht einen ruhigen Schuss aus dem Hinterhalt abgeben können. Der andere Fehler war, das gelbe Pferd nicht gesattelt zu haben. Ich dachte zwar daran und war sogar im Begriff, vom Busch zurückzukriechen, um den Befehl zu geben, doch dann glaubte ich, der mögliche Nutzen sei das Risiko nicht wert, die Löwen zu stören. Hier habt ihr die ganze Geschichte und werdet sicher mein Gefühl bitterer Enttäuschung verstehen und nachempfinden können.

7. Dezember. – Die Löwen sind letzte Nacht nicht zurückgekehrt. Hätte ich das Männchen nicht verwundet, hätten sie es zweifellos getan. Vielleicht kommen sie heute Nacht, aber ich kann es mir nicht leisten, länger auf gut Glück zu warten, da die Zeit nun kostbar ist. So endete diese kleine Episode meiner Jagdkarriere für mich höchst ruhmlos. Ich könnte mir vor Ärger auf die Zunge beißen und die Haare ausraufen. Doch die ganze Angelegenheit ist nun vorbei und erledigt, so muss ich versuchen, allmählich meinen

Gleichmut wiederzufinden, der weniger durch den Verlust meines Pferdes – obwohl das keine Kleinigkeit ist – als durch mein Versagen, den Löwen zu töten, gestört wurde. ...

Drei Monate später erfuhr ich von meinem Freund, Herrn Matthew Clarkson, dass die Buschmänner meinen Löwen wenige Tage, nachdem ich ihn verwundet hatte, tot aufgefunden hatten. Sie brachten ihm das Fell zum Kauf und erzählten ihm, dass meine Kugel den Unterkiefer des Tieres zertrümmert hatte und im Nacken steckengeblieben war. Da Löwen in diesem Teil des Landes so selten und weit verstreut sind, kann wohl kein Zweifel an seiner Identität bestehen.

KAPITEL XIII

Der südafrikanische Löwe – Variationen des Typs – Lebensräume – Erscheinungsbild – Farbe – Gewohnheiten – Durchschnittliche Größe – Unreine Fresser – Gefährliche Gegner – Eine traurige Geschichte – Löwin greift nachts das Lager an – Pferd verwundet – Ruthven erschossen – Löwin getötet – Erlegung eines prächtigen Löwen und zweier Löwinnen

Überall im Inneren Südafrikas, wo noch Wild in ausreichenden Mengen vorhanden ist, um ihnen Nahrung zu bieten, sind Löwen anzutreffen. Sie sind gleichermaßen zahlreich in den hohen, offenen Ebenen des Maschuna-Landes, in den rauen, zerklüfteten Hügeln, durch die viele Nebenflüsse des Sambesi fließen, in den dichten Dorndickichten westlich des Gwai-Flusses oder im sumpfigen Land in der Nähe von Linyanti. Da sie jedoch nachtaktiv sind und gewöhnlich tagsüber in Schilfbetten oder inmitten dichter Dickichte schlafen, stößt man nur durch Zufall auf sie – selbst in Landesteilen, in denen aufgrund ihres nächtlichen Gebrülls und der ständig sichtbaren Fährten kein Zweifel an ihrer Häufigkeit bestehen kann.

Alle holländischen Jäger im Landesinneren sowie viele Europäer, die einen höheren wissenschaftlichen Anspruch erheben, sagen, dass es in Südafrika mindestens drei verschiedene Löwenarten gibt; einige behaupten sogar, es seien vier oder fünf. Ihre Unterscheidungsmerkmale basieren alle auf der Länge und Farbe der Mähne, der allgemeinen Fellfarbe, den Flecken an den Füßen und der vergleichbaren Größe der Tiere.

Ich für meinen Teil – urteilend nach meiner eigenen, sehr begrenzten Erfahrung mit Löwen – kann keinen Grund für die Annahme sehen, dass mehr als eine Art existiert. Da unter fünfzig männlichen Löwenfellen kaum zwei zu finden sind, die in Farbe und Länge der Mähne exakt gleich sind, halte ich es für ebenso vernünftig, zwanzig Arten anzunehmen wie drei. Tatsache ist, dass zwischen dem Tier mit kaum einer Spur von Mähne und der weitaus schöneren, aber viel selteneren Bestie mit einer langen, fließenden schwarzen Mähne jede erdenkliche Zwischenvariante gefunden werden kann. Dies sage ich mit Nachdruck, nachdem ich sehr viele Felle gesehen habe, und ich bestreite gänzlich, dass drei klar abgegrenzte und beständige Varietäten existieren.

Am 6. Juni 1879 stieß ich in der Mababe-Ebene auf zwei stattliche alte männliche Löwen, die zusammen unter demselben Busch lagen, und erschoss beide. Der eine war ein Löwe mit voller Mähne und sehr dunkler Haut, der andere ein sehr hellfarbenes Tier mit kaum einer Mähne. In der Größe waren sie sich so gut wie ebenbürtig; die Felle massen im aufgespannten Zustand 10 Fuß 10 Zoll beziehungsweise 10 Fuß 9 Zoll.

Einige Monate später stießen Herr H. C. Collison und ich erneut auf zwei Löwen: der eine dunkelfarbig mit voller, schwärzlicher Mähne, der andere ein gelblich aussehendes Tier mit nur wenig Mähne. Ein oder zwei Tage später schossen wir zwei Löwinnen. Die von meinem Freund getötete trug drei Junge (zwei Männchen und ein Weibchen) in ihrem Leib, die wahrscheinlich wenige Stunden später das Licht der Welt erblickt hätten. Von den zwei männlichen Jungen war das eine aufgrund der dunklen Farbe der Haarspitzen fast schwarz, während das andere rötlich-gelb war. Das Fell des weiblichen Jungen war ebenfalls von heller Farbe.

Nun glaube ich fest daran, dass die beiden männlichen Jungen herangewachsen wären, der eine zu einem dunkelhäutigen Löwen mit schwarzer Mähne, der andere zu einem gelben Löwen mit wenig Mähne; darüber hinaus glaube ich, dass die beiden oben erwähnten

Paare von Männchen aus denselben Würfen stammten und seit ihrer Jugend gemeinsam gejagt hatten. Dies ist nur eine Vermutung, aber die Buschmänner bestätigten mich in meiner Meinung und sagten, als ich ihnen meine Gedanken mitteilte: „Ja, das ist wahr; wir kannten sie gut; sie sind Kinder einer Mutter."

Wie die Variation in Länge und Farbe der Mähne bei verschiedenen Individuen zu erklären ist, weiß ich nicht. Die Theorie, dass sie von der Dichte und Dornigkeit des Dschungels abhängt, den sie bewohnen, wodurch ihre Mähnen mehr oder weniger ausgerissen und zerstört werden, halte ich nicht für haltbar. Auf den hohen, offenen Plateaus der Matabele- und Maschuna-Länder, wo kaum ein Dornbusch zu sehen ist, findet man Löwen jeder Varietät hinsichtlich Mähnenlänge und -farbe; dieselben Variationen treten auch bei jenen in der Umgebung von Tati auf, wo das Land größtenteils mit dichten, dornigen Dschungeln bedeckt ist.

Ich habe noch nie das Fell eines wilden Löwen gesehen, dessen Mähne die Länge erreichte, wie man sie bei den meisten Löwen in Menagerien sieht. Alle wilden Löwen mit voller Mähne haben zwei kleine Haarbüschel, einen am Ellbogen und den anderen in der Achselhöhle; aber ich habe noch nie einen mit langem Haar entlang des Bauches zwischen dem Vorderarm und der Flanke gesehen, wie man es bei fast allen Menagerielöwen in diesem Land beobachten kann. Ich sage nicht, dass es keine Fälle gibt, in denen wilde Löwen ebenso behaart werden, aber sie müssen sehr selten sein, sonst wäre ich bei der großen Anzahl an Fellen, die ich gesehen habe, auf welche gestoßen.

Das Fell des wilden Löwen ist sehr kurz und dicht, während das von Löwen, die in diesem Land gehalten werden, viel länger wird und gewöhnlich eine rötlichere Farbe annimmt als der blassgelbe oder silbergraue Farbton des wilden Tieres. Ich könnte das Fell eines Menagerielöwen aus hundert wilden Fellen herauspicken. Klima und regelmäßige Fütterung müssen, wie ich denke, viel mit dem üppigen Mähnenwuchs zu tun haben, der fast ausnahmslos bei Löwen in Gefangenschaft zu beobachten ist.

Nichts kann für den jugendlichen Sportmann, der frisch aus England kommt und an die vollen, fließenden Mähnen der Löwen in den Gärten der Zoologischen Gesellschaft oder an die Darstellungen des wilden Tieres in naturgeschichtlichen Werken oder Bilderbüchern gewöhnt ist, enttäuschender sein, als ihn in seinen heimischen Jagdgründen zu erlegen und ihn fast ohne Mähne vorzufinden. Denn was ist ein Löwe ohne Mähne schließlich anderes als der Schatten des edlen Tieres, das man sich im Geiste ausgemalt hat?

Was die Größe des südafrikanischen Löwen betrifft, so sind dies die Längen der aufgespannten Felle von sechs ausgewachsenen Männchen, die ich selbst geschossen und sorgfältig mit dem Maßband gemessen habe: nämlich 10 Fuß 3 Zoll, 10 Fuß 6 Zoll, 10 Fuß 9 Zoll, 10 Fuß 10 Zoll, 9 Fuß 7 Zoll und 11 Fuß 1 Zoll. Dies sind die Längen der Felle, nachdem sie aufgespannt und bis zu einem gewissen Grad gedehnt worden waren. Ich habe jedoch nach dem Abhäuten den nackten Kadaver des größten Löwen sorgfältig gemessen. Von den Spitzen der Vorderzähne bis zum Ende des Schwanzes mass er 9 Fuß 7 Zoll, wobei ich das Band entlang der Körperkurven legte; da jedoch der gesamte Knorpel und das Fleisch der Nase mit dem Fell weggeschnitten worden war und mindestens ein Zoll mit dem Büschel am Schwanzende verloren gegangen sein muss, glaube ich, dass er vor dem Abhäuten gut 10 Fuß gemessen hätte, selbst ohne Berücksichtigung der Mähne.

Ein Löwe, der eines Nachts im Jahr 1877 im Viehkraal von Tati von den Herren Brown und Doby im Licht einer Laterne geschossen wurde, wog 376 Pfund. Mein Freund Brown erzählte mir, dass er, obwohl es ein großer Löwe war, in einem sehr schlechten

körperlichen Zustand war. Die aufgespannten Felle von neun Löwinnen, die ich selbst schoss, massen zwischen 8 Fuß 10 Zoll und 9 Fuß 7 Zoll.

Es schien mir schon immer, dass das Wort „majestätisch" auf den Löwen in seinem wilden Zustand seltsam unzutreffend ist, da er bei Tageslicht betrachtet immer einen schleichenden, heimlichen Blick hat, der jede Vorstellung von Majestät zunichtemacht. Um majestätisch zu wirken, sollte ein Löwe den Kopf hochhalten. Das tut er selten. Wenn er läuft, hält er ihn tief, tiefer als die Linie seines Rückens; erst wenn er sich der Anwesenheit eines Menschen bewusst wird, hebt er manchmal den Kopf und wirft einen Blick auf den Eindringling, wobei er ihn meist sofort wieder senkt und mit einem Knurren davontrottet. Wenn er gestellt ist, mit offenem Maul und funkelnden Augen dasteht, den Kopf tief zwischen den Schultern hält und ein kontinuierliches tiefes Knurren ausstößt, während sein Schwanz von einer Seite zur anderen zuckt, kann kein Tier unangenehmer aussehen als ein Löwe; aber selbst dann ist nichts Majestätisches oder Edles an seiner Erscheinung.

Wenn ein Löwe seinen Schwanz zwei- oder dreimal in schneller Folge direkt in die Luft reißt, nimm dich in Acht, denn einer solchen Demonstration folgt fast immer ein Angriff, obwohl dieses Vorspiel nicht immer vor einem Angriff stattfindet. Nach meiner eigenen Beobachtung würde ich sagen, dass Löwinnen gewöhnlich drei Junge zur Welt bringen; aber aus irgendeinem Grund scheinen viele in sehr jungem Alter zu sterben. Im Inneren Südafrikas trifft man häufiger auf Gruppen von vier oder fünf Löwen als auf Einzeltiere; Gruppen von zehn oder zwölf sind nicht ungewöhnlich.

Eine Gruppe von zwölf Löwen bestünde wahrscheinlich aus etwa zwei Männchen, drei oder vier ausgewachsenen Weibchen und einem halben Dutzend großen Jungen, die – außer dass sie schlanker gebaut sind – fast so groß wie ausgewachsene Löwinnen erscheinen würden, wenn man nicht ganz genau hinsieht. Im Juli 1880 stieß ich eines Tages auf einen Löwen, drei ausgewachsene Löwinnen und drei kleine Junge. Wenn nun jede dieser Löwinnen ein Paar große Junge gehabt hätte, hätte die gesamte Gruppe das gebildet, was man berechtigterweise als ein Rudel von zehn Löwen bezeichnen würde.

Was den Charakter des Löwen betrifft, so halte ich ihn für ein weitaus gefährlicheres Tier, mit dem man sich anlegen kann, als jedes andere in Südafrika. Ich schreibe dies jedoch unter Vorbehalt, da ich erst sechzehn Löwen mit meinem eigenen Gewehr getötet habe, was keine ausreichende Zahl ist, um ein endgültiges Urteil über die allgemeine Gesinnung eines Tieres zu fällen. Dass bei Begegnungen mit Büffeln mehr Unfälle passiert sind als mit Löwen, liegt nicht daran, dass erstere gefährlicher sind, sondern daran, dass auf jeden Löwen, der im Landesinneren getötet wurde (zumindest nach meiner Erfahrung), mindestens fünfzig Büffel zur Strecke gebracht wurden.

Die Jagd auf Löwen mit Hunden reduziert die Gefahr gewöhnlich auf ein Minimum, da die Aufmerksamkeit des Tieres im Allgemeinen so sehr von der kläffenden Meute beansprucht wird, die ihn umgibt, dass er seinen weitaus gefährlicheren Feinden keine Beachtung schenkt; es kommt jedoch manchmal vor, dass er direkt durch die Hunde hindurch auf seinen menschlichen Gegner losstürmt. Wenn er beritten ist, wird die Haut des Jägers zudem oft durch die Schnelligkeit seines Pferdes gerettet; denn außer in Wäldern, die zu dicht sind, um im vollen Galopp zu reiten, oder dort, wo der Boden aus tiefem, weichem Sand besteht, glaube ich nicht, dass ein durchschnittlicher Löwe ein durchschnittliches Pferd einholen kann.

Zu Fuß jedoch und ohne Hunde ist es zwar anfangs wenig gefährlich, Löwen anzugreifen, doch einen verwundeten Löwen zu verfolgen, ist eine sehr kitzlige Angelegenheit, besonders in hohem Gras oder dichtem Unterholz. Denn es gibt wahrscheinlich kein Tier

dieser Größe auf der Welt, das sich hinter einem so geringen Sichtschutz verbergen oder mit solch blitzartiger Geschwindigkeit auf seinen Verfolger stürzen kann. Ich habe nie einen Löwen springen sehen; sie schienen mir immer wie ein Hund in einem schwerfällig wirkenden Galopp heranzukommen, obwohl sie den Boden mit großem Tempo überwinden.

Nach dem, was ich gesehen habe, glaube ich nicht, dass Löwen eine feste Methode haben, Wild zu töten, sondern verschiedene Taktiken gegen verschiedene Tiere anwenden. Ich habe gesehen, wie ein Pferd, ein junger Elefant, eine Rappen- und eine Pferdeantilope durch einen Biss in die Kehle getötet wurden, was den Tod entweder durch Durchtrennen der Halsschlagader oder durch Erwürgen herbeigeführt haben muss. Ich habe auch ein Pferd und mehrere Zebras gesehen, die durch Bisse in den Nacken hinter dem Kopf getötet wurden.

Büffel werden, wie ich vermute, manchmal durch das Brechen des Genicks getötet, was geschieht, indem der Löwe auf ihre Schultern springt, dann mit einer Pfote ihre Nasen packt und dem Hals einen plötzlichen Ruck gibt. Ich habe zahlreiche Büffel gesehen und geschossen, die, nachdem sie von Löwen am Hals und oben auf den Schulterblättern schrecklich gebissen und zerkratzt worden waren, schließlich entkommen sind.

Ich bin nie einem Fall begegnet, in dem ein Löwe ein Tier, das er getötet hatte, weggetragen hat; soweit ich weiß, ist es ihre unvorteilhafte Praxis, den Kadaver über den Boden zu schleifen, während sie ihn am Nacken festhalten. Dies tun sie selbst bei den kleinsten Antilopen, wie der Impala, und ich glaube nicht, dass ein südafrikanischer Löwe in der Lage wäre, ein so schweres Tier wie einen Ochsen vom Boden hochzuheben, wie es die nordafrikanische Spezies tun soll – geschweige denn, mit einem solchen über einen hohen Zaun zu springen.

Die Tatsache, dass man nicht von regelrechten menschenfressenden Löwen hört, die über einen langen Zeitraum ständig Jagd auf Menschen machen, wie es bei Tigern in Indien der Fall ist, liegt, wie ich glaube, nicht an einem Unterschied in der Natur der Tiere, sondern an der größeren Kühnheit der afrikanischen Eingeborenen gegenüber jenen Indiens. Denn selbst bei den am wenigsten kriegerischen Stämmen Südafrikas wird, wenn zwei oder drei Menschen von einem Löwen getötet werden, die Bevölkerung des umliegenden Landes aufgerüttelt; es wird eine Gruppe gebildet, der Löwe gewöhnlich umstellt und mit Assegais erstochen. Bei kriegerischen Stämmen wie den Matabele ist das Schicksal eines Löwen meist besiegelt, wenn er auch nur einen Ochsen oder gar eine Ziege reißt; und selbst wenn er nicht getötet wird, bekommt er einen solchen Schrecken, dass er froh ist, den Distrikt zu verlassen. So etwas wie ein Menschenfresser oder auch nur ein gewohnheitsmäßiger Viehdieb würde nicht einen Augenblick lang geduldet.

Dennoch werden jedes Jahr viele Eingeborene in jenen Landesteilen getötet, in denen Löwen zahlreich sind. 1875 kamen fünf Löwen den Inquisi-Fluss herauf und töteten vier Matabele-Frauen, die in ihren Maisfeldern unweit der Stadt arbeiteten. Am nächsten Tag rückte die gesamte männliche Bevölkerung aus, verfolgte die Löwen und tötete vier von ihnen; einer konnte entkommen. 1876 wurde ein Kaffernjunge, der die Ziegen meines Freundes Brown bei Tati hütete, von einer Löwin gepackt, getötet und gefressen, als er eines Nachmittags mit seiner Herde heimkehrte und nur noch wenige hundert Yards von den Häusern entfernt und in Sichtweite war. Am nächsten Tag rückten mein Freund und alle Weißen, die damals in Tati waren, aus und spürten die Löwin auf. Sie wurde ganz in der Nähe der Stelle gefunden, an der sie den Jungen getötet hatte, und von Hendrick Viljoen (einem Sohn des alten Jan Viljoen) erschossen. Die Zähne dieser Löwin waren bis auf bloße Stümpfe abgenutzt, und es besteht kein Zweifel, dass die Gebrechen des Alters

und der Mangel an Kraft, der nötig ist, um Wildtiere zu fangen und zu töten, sie dazu getrieben hatten, einen Menschen anzugreifen.

1879 ereignete sich in Tati ein weiterer Fall, bei dem ein Mann von einem Löwen getötet wurde, den ich hier so erzählen werde, wie ich ihn von meinen Freunden, den Herren Brown und Phillips, gehört habe.

Ein junger Matabele-Krieger, der dem Imbezo-Regiment angehörte, war vor der harten Herrschaft Lobengulas geflohen und auf dem Weg zu Kuruman, einem im Rustenburg-Distrikt von Transvaal lebenden Häuptling, der behauptete, der älteste Sohn von Umziligazi und der wahre Erbe des Matabele-Throns zu sein. Er wurde auf seiner Flucht von dem Mädchen seiner Wahl begleitet, das wie er selbst eine echte Matabele von reinem Zulu-Blut war. Als sie Tati erreichten, ging er nicht zu den Häusern, da er fürchtete, andere Matabele zu treffen, die ihn als Flüchtling erkennen könnten, sondern überquerte den Fluss, der unterhalb der Häuser in einer Entfernung von etwa 200 Yards fließt. Am Abend ließ er das Mädchen versteckt im Gebüsch am fernen Flussufer zurück, suchte Herrn Brown auf und erklärte ihm seine Lage; dieser gab ihm etwas zu essen. Es traf sich, dass mein Freund gerade im Begriff war, eine Reise nach Transvaal anzutreten, und seinen Wagen bereits für den frühen Aufbruch am nächsten Morgen beladen hatte. Als der Flüchtling dies sah, bat er darum, ihn bis nach Bamangwato begleiten zu dürfen. Da ihm seine Bitte gewährt wurde, band er seinen Schild an den Wagen, sagte, er werde am nächsten Morgen entlang des Weges zu meinem Freund stoßen, und überquerte den Fluss erneut.

Gegen Mitternacht wurden die sechs weißen Männer, die sich zu jener Zeit in Tati aufhielten, durch laute Schreie und Klagen geweckt: „Mai-mamo! mai-mamo!“ (Der Löwe hat meinen Mann geholt! Der Löwe hat meinen Mann getötet!). Als sie hinausstürmten, um nachzusehen, was geschehen war, fanden sie das arme Mädchen – beraubt selbst des geringen Maßes an Kleidung, das gewöhnlich ihren gesamten Anzug bildete – kläglich schluchzend und wehklagend vor. Dies war ihre Geschichte:

„Als mein Mann mit dem Essen und dem Topf zurückkehrte, den die weißen Männer ihm gegeben hatten, machten wir ein kleines Feuer, kochten und aßen; dann legten wir uns im Schutz eines Busches schlafen. Wir hatten nur ein sehr kleines Feuer, da wir fürchteten, durch ein größeres Aufmerksamkeit zu erregen. Mir war kalt und ich schlief nicht, aber mein Mann schlief. Als die Nacht am schwärzesten war, sah ich ein Tier um uns herumschleichen. Ich schreckte hoch, rüttelte meinen Mann und rief: ‚Wach auf! Wach auf! Hier ist eine Hyäne.‘ Im selben Augenblick stürzte sich die Bestie auf uns, packte meinen Mann am Kopf und schleifte ihn fort. Ich glaubte immer noch, es sei eine Hyäne, griff nach dem Knobkerrie (Wurfkeule) meines Mannes und rannte ihm in die Dunkelheit nach. Mein Mann schrie nie auf und sprach kein Wort. Als ich dicht bei dem Tier war, das ich immer noch für eine Hyäne hielt, sah ich an seiner Größe und dem langen Haar an Kopf und Schultern, dass es ein Löwe war. Da starb mein Herz; ich schlug nicht zu, sondern ließ die Keule fallen, rannte durch den Fluss und hinauf zu den Häusern der weißen Männer. Erst als ich ganz nah bei ihnen war, konnte ich herausschreien.“

Am nächsten Morgen folgten die Herren Brown, Phillips, Walsh, Dr. Bradshaw und ein paar Buren, die dort waren, der Fährte des Löwen und erschossen ihn dicht bei den Überresten des unglücklichen Mannes. Das trauernde Mädchen kehrte zu ihren Freunden im Matabele-Land zurück, und letztes Jahr hörte ich, dass einer der Brüder des Königs sie zur Frau genommen hat.

Ein weit verbreiteter Irrtum in Bezug auf den Löwen ist, dass er ein sehr „reiner" Fresser sei und niemals das Fleisch eines Tieres rühre, das er nicht selbst getötet hat. Der südafrikanische Löwe ist oft ein sehr unsauberer Fresser; meiner Erfahrung nach zieht er es sogar vor, Wild zu fressen, das vom Menschen getötet wurde, anstatt sich die Mühe zu machen, selbst ein Tier zu fangen. Oft, wenn Elefanten geschossen wurden, laben sich Löwen an den stinkenden Kadavern, während diese in den Strahlen der Tropensonne verfaulen und schließlich zu einer wimmelnden Masse von Maden werden; Nacht für Nacht kehren sie zum Festmahl zurück, bis kein Fleisch mehr übrig ist. Dies geschieht in Landesteilen, in denen es von Wild wimmelt und es ein Löwenrudel kaum Mühe kosten würde, ein Zebra, einen Büffel oder eine Antilope zu schlagen, um sich eine Mahlzeit aus frischem Fleisch zu verschaffen. Ebenso werden Löwen, ganz gleich wie reichlich das Wild vorhanden ist, fast ausnahmslos an jedem toten Tier fressen, dem sie zufällig begegnen – vom Büffel bis zum Steinböckchen –, das der Jäger zurückgelassen hat.

Beim Verzehr des Kadavers eines großen Tieres reißen Löwen entweder den Bauch nahe dem Nabel auf und fressen zuerst die Eingeweide, die Leber usw., oder sie beginnen am After und fressen das Fleisch der Hinterkeulen. Oft ziehen sie die Eingeweide heraus, rollen sie zu einem Haufen neben dem Kadaver zusammen und bedecken sie mit Erde und Sand – zweifellos in der Absicht, sie vor den Geiern zu bewahren, von denen sie wissen, dass sie den Kadaver tagsüber besuchen werden. In der Nacht kehren sie zurück, graben das mühsam gesicherte Abendessen wieder aus und fressen es. Ich vermute, dass dies nur an Orten geschieht, an denen die Löwen Gefahr laufen, vom Menschen gestört zu werden, und es nicht wagen, tagsüber in der Nähe ihres Risses zu liegen, wie es sonst ihr Brauch ist; ich bin jedoch bei drei verschiedenen Gelegenheiten auf solche Fälle gestoßen.

Wenn man Löwen tagsüber begegnet, weichen sie fast ausnahmslos vor der Anwesenheit des Menschen zurück, selbst wenn sie am Kadaver eines Tieres gestört werden, das sie gerade erst getötet haben und wenn sie vermutlich hungrig sind. Wenn sie jedoch verfolgt oder verwundet werden, muss man damit rechnen, dass sie angreifen; und *ceteris paribus* (unter sonst gleichen Bedingungen) habe ich in meiner bescheidenen Erfahrung festgestellt, dass ein weit größerer Anteil von ihnen angreift als bei jedem anderen Tier im südlichen Afrika, das ich kenne. Da ihre Fähigkeit, sich zu verbergen, sowie ihre Schnelligkeit und Agilität im Angriff weitaus größer sind als beim Elefanten, Büffel oder Nashorn, erkläre ich sie für gefährlicher als all diese.

Wie bei Menschen und allen anderen Tieren unterscheiden sich einzelne Löwen in ihrem Temperament so sehr voneinander, dass es unmöglich ist, aus der Erfahrung mit einem zu schließen, was der nächste tun wird. Ich halte es für unzulässig, Löwen als feige Bestien zu bezeichnen, nur weil die zwei oder drei, die man selbst geschossen hat, zufällig keinen Kampfgeist gezeigt, sondern sich vielleicht sehr kleinmütig verhalten haben. Nachts und vom Hunger getrieben sind Löwen manchmal unglaublich kühn; wie der alte Jan Viljoen einmal zu mir sagte: „Ein hungriger Löwe ist ein wahrer Teufel und fürchtet nichts auf dieser Welt."

Zur Illustration der Kühnheit und Ausdauer, die Löwen manchmal an den Tag legen, wenn sie vor Hunger verzweifelt sind, werde ich einen kurzen Bericht über einige Vorfälle geben, die sich in unserem Lager nahe dem Umfule-Fluss in den Nächten des 30. Juni und 1. Juli 1880 ereigneten.

Das Drama am Umfule

Nachdem wir am Ufer eines kleinen Baches, eines Nebenflusses des Umfule, ein Lager errichtet hatten, brachen die Herren Jameson, Collison und ich am 30. Juni in Richtung Nordosten auf, um Elefanten zu suchen. Wir ließen Dr. Crook – einen Herrn, der Herrn Jameson von den Diamantenfeldern begleitet hatte und kein sehr leidenschaftlicher Jäger war – als Verantwortlichen im Lager zurück. Außer Dr. Crook blieben bei den Wagen ein junger Kolonist namens Ruthven, der in Herrn Jamesons Diensten stand, eine Gruppe farbiger Treiber, die am nächsten Tag zur Jagd im Tsetsefliegen-Gebiet aufbrechen wollten, und mindestens zwanzig Matabele-Kaffern.

Das Lager war wie folgt angeordnet:

- **Zentrum:** Vier Wagen, parallel zueinander aufgestellt; der Raum dazwischen reichte aus, um die Pferde anzubinden.

- **Vordergrund:** Ein Viehkraal mit fast sechzig Ochsen, sehr hoch und stark gebaut.

- **Äußerer Schutz:** Ein zweiter starker, hoher Zaun umschloss sowohl den Kraal als auch die Wagen und ließ die Wagen auf einem offenen Platz von etwa sechzig Yards Durchmesser stehen.

- **Schlafplätze:** In Abständen entlang der Innenseite dieses Zauns hatten die verschiedenen Gruppen von Kaffern ihre Schlafplätze eingerichtet, wobei jede Gruppe ein oder zwei Feuer unterhielt.

Am Abend des 8. Juli kehrten wir zurück und waren überrascht, unser Lager verlassen vorzufinden. Als wir in die Umzäunung ritten, fanden wir ein Kreuz und die tief in den Stamm eines Baumes geschnittenen Buchstaben „R. R." sowie an dessen Fuß ein frisch ausgehobenes Grab. Voller Mutmaßungen darüber, was diese Zeichen des Unheils bedeuten mochten, galoppierten wir sofort der breiten Spur nach, die unsere vier Wagen hinterlassen hatten. Eine halbe Stunde später fanden wir sie am Ufer des Umfule selbst, wo Dr. Crook ein neues Lager aufgeschlagen hatte. Wir erfuhren folgende Geschichte:

In der tiefen Nacht jenes Tages, an dem wir die Wagen verlassen hatten, wurden alle durch das Kreischen von Herrn Jamesons zahmem Pavian „Susan" geweckt, der direkt vor einem der Wagen angebunden war. Gleichzeitig hörte man ein Pferd zwischen den Wagen kämpfen. Ruthven und ein Bamangwato-Junge namens Buckram eilten herbei und fanden den alten „Jordan", eines von Herrn Jamesons Pferden, in den Fängen eines Löwen. Durch ihr Schreien und Schwenken von Decken ließ das Tier von dem Pferd ab und trat in der Dunkelheit den Rückzug an. Jordan war zwar am Nacken hinter dem Kopf schwer gebissen und an der Kehle zerkratzt worden, hatte aber keine lebensgefährlichen Verletzungen davongetragen; die Wunden wollten jedoch nicht heilen.

Am nächsten Morgen fand Dr. Crook das Loch im Zaun, durch das die Löwin geschlüpft war. Er stellte dort zwei Selbstschussgewehre auf, deren Abzüge mit Schnüren über die Lücke im Zaun verbunden waren. Am Abend blieben Ruthven und zwei Treiber wach am Feuer, in der Hoffnung, die Löwin abzufangen. Es war zehn Uhr, als der alte Umzobo – ein Matabele, der während meiner Abwesenheit mein Eigentum bewachte und an einem Feuer neben meinem Wagen saß – zu einem jungen Kaffern sagte: „Schür das Feuer an, ich höre draußen vor dem Zaun eine Bewegung."

Der Junge war gerade dabei, als die Löwin plötzlich mitten unter ihnen auftauchte und den alten Umzobo von vorne am Bein packte, wobei ihre Zähne hinter dem Schienbein zusammenstießen. Mit großer Geistesgegenwart stieß der alte Kerl seine Hände auf beiden Seiten in ihr Maul, woraufhin sie losließ und Impewan, einen anderen meiner

Kaffern, am Gesäß packte. Als dieser instinktiv dorthin fasste, ließ die Löwin ab, packte stattdessen seine Hand und wollte ihn in die Dunkelheit schleifen, während der arme Kerl vor Entsetzen und Schmerz schrie. In diesem Moment feuerte Ruthven. Der Schuss erschreckte die Löwin; sie ließ Impewan los und verschwand.

Unmittelbar nach Ruthvens Schuss fielen zwei weitere Schüsse in rascher Folge. Dr. Crook sprang aus dem Wagen, um nachzusehen. Am Feuer, an dem Ruthven gesessen hatte, fand er den Treiber Norris, der über einer am Boden liegenden Gestalt weinte. Als Dr. Crook sie umdrehte, sah er den armen jungen Ruthven – sein halber Kopf war weggeschossen. Wie dieser unglückselige Unfall genau geschah, wird nie ganz geklärt werden, aber es besteht kein Zweifel, dass einer der Treiber angesichts der plötzlichen Störung die Nerven verlor und wahllos feuerte. Ruthven fiel tot mit dem Kopf ins Feuer.

Um Mitternacht ging eines der Selbstschussgewehre los. Um zwei Uhr morgens feuerte das zweite Gewehr, und die Kaffern sagten, sie hätten gleichzeitig ein tiefes Stöhnen gehört. Bei Tageslicht fand Dr. Crook die Löwin, die dreimal zum Angriff zurückgekehrt war, tot vor der Mündung des zweiten Gewehres liegen. Die Kugel war mitten durch ihr Herz gegangen. Sie war sehr mager und hatte nichts im Magen – zweifellos war sie vor Hunger verzweifelt gewesen.

Eine glückliche Begegnung

Etwa vierzehn Tage später hatte ich selbst eine sehr glückliche Begegnung. Herr Collison und ich ritten eines Abends mit einer Gruppe Mashunas östlich des Hanyane-Flusses, als ich einen Strauß erblickte. Ich galoppierte in Verfolgung, verfehlte den Vogel aber. Auf dem Rückweg stieß ich auf eine kleine Herde Leierantilopen (Tsessebe). Da es spät war, beschloss ich, eine für das Abendessen zu schießen.

Ich verwundete ein Tier, doch es entkam mir nach einer langen Jagd. Ziemlich erschöpft ritt ich durch offenes Gelände, als plötzlich ein Löwe aus einem Dickicht auftauchte und etwa 150 Yards vor mir über das freie Feld galoppierte. Ein Blick auf seine schwere Gestalt verriet mir, dass es ein sehr großes Tier mit einer prächtigen, fließenden schwarzen Mähne war.

Ich gab meinem müden Pferd die Sporen, um ihm den Weg zum nächsten Busch abzuschneiden. Er erreichte den Busch zwar vor mir, blieb aber davor stehen und sah mich an. Ich feuerte aus dem Sattel, verfehlte ihn aber, da mein Pferd noch schwer atmete. Ich sprang zu Boden und legte erneut an. Gerade als ich mein kleines Gewehr hob, drehte das grimmige Tier den Kopf und blickte über die Schulter – für alte Jäger ein sicheres Zeichen für einen bevorstehenden Angriff.

Einen Moment später feuerte ich und traf ihn am Kopf. Er stürzte, brüllte gewaltig und schob sich noch etwa zwanzig Yards mit den Hinterbeinen vorwärts, bevor er auf die Seite rollte. Ich saß ab und bewunderte eine der edelsten Trophäen, die mir bisher zuteilgeworden waren. Im Sterben stieß dieser Löwe ein furchterregendes Gebrüll aus, das man meilenweit hören konnte.

To face page 283.

ENCOUNTER WITH LIONS; MASHUNA LAND, JULY 16, 1880.

Er war ein gewaltiges Biest – der größte, den ich bisher erlegt hatte – und besaß ein wunderschönes, glattes Fell sowie eine prächtige Mähne, lang und fließend, an den Schultern schwarz und an den Backen von hellem Gelb. Die Maße seines Fells und Kadavers habe ich bereits an anderer Stelle angegeben.

Ich rief nun nach den Kaffern und sah schließlich zwei auf mich zulaufen. Groß war ihre Überraschung, als sie mich über dem Körper eines prachtvollen Löwen stehen sahen, statt – wie sie erwartet hatten – über einer elenden Leierantilope. Ich beugte mich gerade über meine Beute und strich durch die Mähne, als einer der Jungen mich an der Schulter packte und aufgeregt rief: „Sehen Sie, sehen Sie, Sir! Sehen Sie sich die Löwen an!“

Hastig erhob ich den Blick und folgte der Richtung seiner ausgestreckten Hand; ein Anblick bot sich mir, der mein Herz einen Sprung machen ließ. In einer Entfernung von nicht mehr als 250 Yards von unserem Standort schlichen drei große Löwinnen langsam über eine kleine offene Lichtung, im Gänsemarsch, eine hinter der anderen. An den Fersen der hintersten liefen drei kleine Junge, kaum größer als Katzen. Da das Gras hier gerade abgebrannt war, hatte ich eine hervorragende Sicht auf ihre massigen, stämmigen Gestalten, verlor aber keine Zeit mit bloßem Zuschauen. Hastig bestieg ich mein Pferd und galoppierte hinter ihnen her, gerade als sie in ein Buschstück eindrangen. Die Sonne war nun untergegangen, es gab also keine Zeit zu verlieren, da die Dämmerung in diesen Breitengraden nur kurz währt.

Ich ritt mein Pferd nun im Schritt innerhalb des Busches parallel zu den Löwen, die mich – obwohl sie keine sechzig Yards entfernt waren – nicht zu bemerken schienen. Da das Gras innerhalb des Busches jedoch nicht abgebrannt war, war es so hoch, dass ich nur die Umrisse ihrer Rücken sehen konnte. Bald schritt die vorderste Löwin langsam über die abfallende Seite eines riesigen, grasbewachsenen Ameisenhügels und bot mir so ihre massige Gestalt als gutes Ziel. Als ich hastig absprang, bemerkte sie mich, drehte den Kopf und sah mich an, ohne jedoch ihren Körper zu bewegen. Im nächsten Moment feuerte ich und ließ sie den Ameisenhügel hinunterrollen, die Beine und den Schwanz in der Luft.

Die anderen beiden richteten nun ihre hasserfüllten, grünlich-gelben Augen auf mich, und ich fürchtete, diejenige mit den Jungen würde mich angreifen. Das wäre misslich gewesen, da mein Gewehr nur ein einschüssiges war und ich kaum Zeit zum Nachladen gehabt hätte. Einige Sekunden lang starrten sie mich mit gesenkten Köpfen an, dann sprangen sie mit einem lauten Schnurren und einem Schlagen ihrer Schwänze davon und trotteten durch das Gras fort. Zu diesem Zeitpunkt saß ich bereits wieder im Sattel, mein Gewehr nachgeladen. Ich konnte sehen, dass die Löwin, die ich gerade verwundet hatte, noch im Gras kämpfte, und ritt mit höchster Wachsamkeit auf sie zu. Als ich etwa zwanzig Yards von ihr entfernt war, richtete sie sich auf, legte sich auf ihre ausgestreckten Pfoten, hob den Kopf und sah mich starr an. Daraufhin setzte ich ihr vom Sattel aus eine Kugel mitten in den weißen Fleck an ihrer Kehle. Ihr Kopf sank beim Schuss herab, und ich wusste, dass es um sie geschehen war.

All dies, dessen Erzählung einige Zeit in Anspruch nimmt, dauerte nur wenige Sekunden. Ich galoppierte nun durch den offenen Busch in die Richtung, die die beiden verbliebenen Löwinnen eingeschlagen hatten, und sah fast augenblicklich eine dicht vor mir. Im selben Moment sah sie mich, drehte sich um und trat ein paar Schritte auf mich zu, wobei sie den Kopf tief hielt und ihren Schwanz wild von einer Seite zur anderen peitschte. Ich war mir sicher, dass sie unmittelbar vor einem Angriff stand, und feuerte daher ohne Zögern vom Sattel aus auf sie. Diesmal gelang mir ein sehr schöner Schuss – zweifellos eher durch Glück als durch alles andere –, der sie genau in der Mitte der Nase traf, auf halbem Weg zwischen den Augen und der Schnauze. Aus der Position, in der sie ihren Kopf hielt, schlug dieser Schuss direkt ins Gehirn, und sie brach in ihrer Spur zusammen. Hätte ich sie zwischen den Augen getroffen, wäre die Kugel aller Wahrscheinlichkeit nach von ihrem Schädel abgeglitten.

Nun blieb nur noch die Löwin mit den drei Jungen übrig, und sie konnte ich nirgends sehen, obwohl ich sicher war, dass sie nicht weit weg war. Das Licht wurde im Schatten der Bäume bereits so schlecht, dass ich die Visierung meines Gewehres kaum noch erkennen konnte. Ich stand am Fuße eines großen Ameisenhügels, auf dessen Spitze ein Busch und ein Baum wuchsen; ich saß also ab, führte das Pferd ein Stück hinauf (der Ameisenhügel hatte an der Basis einen Durchmesser von mindestens dreißig Fuß) und spähte durch den Busch und das lange Gras umher. Ich begann mich eher einsam zu fühlen, da die Abenddämmerung rasch tiefer wurde, und obwohl ich wusste, dass zwei Löwen tot dalagen, wusste ich nicht genau, wie nah mir die Mutter der Jungen sein mochte.

Plötzlich hörte ich ein „jap, jap, jap“ hinter mir, und als ich mich umdrehte, sah ich eines der kleinen Geschöpfe aus dem langen Gras auftauchen und auf mich zu trotten. Es kam bis auf einen Yard an die Hinterbeine meines Pferdes heran und trottete dann wieder zurück zum Gras, wobei es auf halbem Weg den anderen beiden begegnete, woraufhin alle drei kleinen Bestien etwa zehn Yards von mir entfernt zusammenstanden. Von dem Moment an, als ich das erste Junge sah, hatte ich mich nicht bewegt, sondern meine Augen in die Richtung angestrengt, aus der es gekommen war, um die Löwin zu entdecken. Auch mein Pferd hatte wie eine Statue dagestanden.

Ich dachte nun, es sei Zeit, sich zu bewegen, denn mir war klar, dass die Mutter bei der Nähe der Jungen höchstwahrscheinlich nicht weit entfernt war. Ich war gerade dabei aufzusitzen und schwang mein Bein über den Sattel, als sie mit offenem, fletschendem Maul und unter fortwährendem Grunzen direkt auf mich herausbrach. Sie hatte mich natürlich beobachtet und meine Bewegung als Angriff gegen die Jungen gedeutet. Das Pferd um die Seite des Ameisenhügels herumzureißen und im rechten Winkel zur Angriffsrichtung der Löwin davonzugaloppieren, war ein Manöver, das ich mit großer Eile ausführte. Ich glaube, sie kam nur bis zum Ameisenhügel und zog sich dann mit

ihren Jungen wieder ins Gras zurück; denn obwohl ich nur eine kurze Strecke galoppierte und sofort auf die andere Seite zurückkehrte, bekam ich sie nicht mehr zu Gesicht. In diesem Moment kam Collison mit den Kaffern herbei.

Es war nun jedoch schon so dämmrig, dass es zwecklos war, im langen gelben Gras weiter nach der Löwin zu suchen, und so entkam sie. Hätte es noch eine weitere Stunde Tageslicht gegeben, wären die Chancen sehr gut gewesen, dass ich sie auch noch erlegt hätte. So aber war ich sehr zufrieden, denn ich hatte drei ausgewachsene Löwen mit vier Schüssen zur Strecke gebracht. Das Gewehr, das ich benutzte, war ein einschüssiges .450 Express von George Gibbs aus Bristol. Die Patronen waren mit 3,25 Dram Pulver und Hohlspitzgeschossen geladen. Da es zu spät war, um alle Löwen zu häuten, ließ ich die beiden Weibchen liegen, wo sie waren, und lagerte neben dem großen Männchen. Kurz vor Tagesanbruch kam eine Hyäne und fraß das Fleisch von den Rippen und Hinterkeulen einer der Löwinnen, wobei sie das Fell völlig zerstörte. Die andere blieb unberührt. Beide waren sehr schön, groß und in prächtigem Zustand.

Das Fleisch des Löwen ist sehr schmackhaft; es ist weiß wie Kalbfleisch und völlig frei von unangenehmem Geruch oder Geschmack. Tatsächlich könnte niemand, der es nicht wüsste, an Aussehen oder Aroma erraten, dass es das Fleisch eines Raubtieres ist, das sich so wahllos ernährt. Jameson, Collison und ich schossen eines Tages zwei Löwen und kochten, da wir kein anderes Fleisch hatten, einen großen Topf davon, den wir mit großem Genuss verzehrten.

Abschließend zu meinen Anmerkungen über südafrikanische Löwen möchte ich nur sagen, dass ich sie als weit weniger zählebig als jede Antilopenart desselben Landes empfunden habe; sie sind leichter kampfunfähig zu machen. Wenn sie durch das Herz oder die Lunge geschossen werden, sterben sie weitaus schneller, als es selbst eine kleine Antilope bei einer ähnlichen Wunde täte.

Keine Waffe kann meiner Meinung nach für die Löwenjagd geeigneter sein als ein gutes .450 Express (zum Beispiel von Herstellern wie Gibbs oder Rigby) mit dem gewöhnlichen Hohlspitzgeschoss. Jene Autoren, die ein so weichhäutiges, leicht zu tötendes Tier in dieselbe Kategorie wie den Elefanten einordnen und schwere Gewehre für beide befürworten, oder jene, die behaupten, dass es unsportlich sei, für einen Elefanten eine schwerere Waffe zu benutzen, nur weil ein Löwe problemlos mit einem Express-Gewehr erlegt werden kann, scheinen mir von falschen Voraussetzungen auszugehen. Zwischen der Zählebigkeit eines Löwen und der eines Elefanten besteht relativ gesehen ein ebenso großer Unterschied wie zwischen einer Schnepfe und einer Wildgans; und es wäre genauso unzweckmäßig, für die beiden erstgenannten Tiere Kugeln derselben Größe zu verwenden, wie für die beiden Vögel Schrot derselben Größe.

KAPITEL XIV

Aufbruch zum Sambesi – Tod von Leutnant Grandy – Fieber – Mangel an Elefanten – Büffel – Anekdoten über deren Wesen, Horngröße etc. – Gefleckte Schirrantilope – Entsendung der Wagen ins Matabele-Land – Vorbereitung der Expedition über den Sambesi

Anfang April 1877 erreichte ich erneut Tati und brach, nach einem Ritt zu Lobengula in Gubulawayo, sofort zum Sambesi auf. Auf dieser Reise wurde ich von zwei weißen Männern begleitet: Herrn Kingsley, einem Engländer, und Herrn Miller, einem jungen Kolonisten und erstklassigen Schützen. Sie jagten für mich auf Halbe, das heißt, ich trug alle Kosten und stattete sie mit allem Nötigen aus, unter der Bedingung, dass die Hälfte

des Elfenbeins der von ihnen geschossenen Elefanten mir gehörte. Ich hatte zudem mehrere einheimische Jäger in meinen Diensten.

Da jedoch während der gesamten Saison die einzigen erlegten Elefanten eine sehr kleine Kuh und zwei Kälber waren, die Miller schoss – das Elfenbein hatte einen Wert von weniger als 2 Pfund –, war diese Reise in finanzieller Hinsicht ein schrecklicher Fehlschlag und ruinierte mich beinahe. Da ich erwartet hatte, am Chobe viele Elefanten zu finden, hatte ich die Jagd in großem Stil organisiert. Wir jagten alle getrennt, um mehr Gebiet abzudecken, aber mit Ausnahme der drei von Miller geschossenen Tiere und einer kleinen Herde, auf die Herr Kingsley stieß (wobei er keinen Treffer erzielte), hatte keiner von uns das Glück, überhaupt auf Elefanten zu treffen.

Man wird sich erinnern, dass mich meine Freunde Dorehill, Grandy und Horner bei meiner Reise in den Süden zu Herrn Westbeech an den Sambesi begleitet hatten, nachdem sie beschlossen hatten, das Risiko einer Erkrankung an Fieber einzugehen, das in diesem Land während der Regenzeit sehr tödlich ist. Leutnant Grandy, der nach Tati gekommen war, um Vorräte zu holen, und beabsichtigte, sofort zurückzukehren, traf ich kurz vor meiner Abreise. Er wirkte nur noch wie ein Schatten seines einstigen kräftigen, fröhlichen Selbst, schien aber das Fieber, an dem er gelitten hatte, abgeschüttelt zu haben und auf dem Weg der Besserung zu sein.

Ich war daher sehr überrascht und erschüttert, als ich etwa zwei Monate später von seinem Tod erfuhr, der in den Makalaka-Kraals bei seiner Rückkehr zum Sambesi eintrat, kurz nachdem ich ihn das letzte Mal gesehen hatte. Armer Kerl! Er war einer der herzensgutesten und fröhlichsten Menschen, die ich je getroffen habe; sein vorzeitiger Tod fügte der langen Liste alter Freunde, deren Gebeine unter dem unwirtlichen Boden des Inneren Südafrikas ruhen, einen weiteren Namen hinzu.

In Gerua traf ich meinen alten Freund Dorehill, der dann mit mir zum Chobe reiste, und in Pandamatenka trafen wir Herrn Horner. Beide Herren hatten schwer unter dem Fieber gelitten; Herr Horner war dem Tode nur knapp entronnen, und als ich ihn sah, war es immer noch fraglich, ob er überleben würde. Schließlich erholte er sich jedoch glücklicherweise.

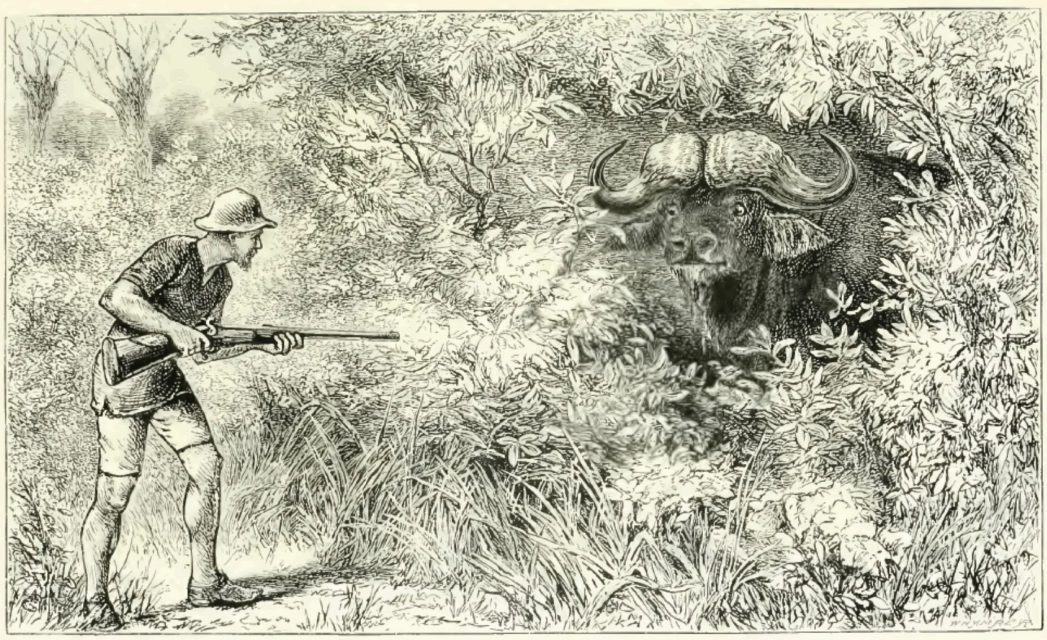
Da das Land, in dem ich von Mai bis November jagte, größtenteils dasselbe war, durch das ich bereits 1874 gereist war, und zudem arm an interessanten Erlebnissen war, werde ich meine Leser nicht mit einem detaillierten Bericht darüber ermüden. Ich sah die gesamte Zeit über keinen einzigen Elefanten; meine Hauptbeute waren Büffel, von denen ich während der vier Monate am Chobe wohl 45 schoss. Ich erlebte einige Angriffe dieser Tiere und hatte einmal eine ziemlich knappe Flucht, die ich meinen Lesern jedoch ersparen werde.

Obwohl der Büffel Zentral-Südafrikas im verwundeten Zustand gewöhnlich seinen Verfolger angreift, wenn er ihn in der Nähe sieht, tut er dies in einer Entfernung von über fünfzig Yards nur in Ausnahmefällen. Obwohl bei der Jagd auf diese Tiere viele Unfälle passieren, wird die Gefahr meiner Meinung nach maßlos übertrieben. Da ich insgesamt fast 200 Büffel mit meinem eigenen Gewehr erlegt und sehr viele von ihnen im verwundeten Zustand in sehr dichten Busch verfolgt habe, besitze ich wohl genug Erfahrung, um mir ein Urteil zu erlauben.

Ich kenne mehrere Fälle, in denen Büffel plötzlich und scheinbar in unprovozierter Wildheit Menschen angriffen, die sie erst bemerkten, als sie – oft tödlich verletzt – zu Boden geschleudert wurden. Ich glaube jedoch, dass man in den meisten Fällen, wenn die ganze Wahrheit ans Licht käme, feststellen würde, dass diese Büffel zuvor von einem

anderen Jäger verwundet worden waren. Wenn sie sich dann in dem Dickicht oder dem hohen Gras, in das sie sich zurückgezogen hatten, um über ihre Verletzungen zu brüten, plötzlich mit einem anderen Sportmann konfrontiert sahen, stürzten sie sich auf den Eindringling – vielleicht eher aus einem Instinkt der Selbstverteidigung als aus allem anderen.

Herr Henry Barber, ein enger Freund von mir, wurde 1877 auf diese Weise fast getötet; von einem Büffel, den er nie sah, bis dieser auf ihn zustürmte, ihn in die Luft warf und ihm eine furchtbare Wunde zufügte, von der es ein Wunder ist, dass er jemals genas.



To face page 290.

FOLLOWING A WOUNDED BUFFALO IN THICK BUSH.

Nun hatte Herr Drake, ein anderer englischer Jäger, am Vortag dort Büffel geschossen, und ich halte es für mehr als wahrscheinlich, dass das Tier, welches meinen Freund fast getötet hätte, eines war, das bei jener Gelegenheit verwundet worden war.

Ein ganz ähnlicher Fall ereignete sich vor einigen Jahren einem jungen Buren, Petrus Potgieter, am Fluss Impaqui. Eines Morgens hatte der alte Petrus Jacobs, der wohlbekannte erfahrene Elefantenjäger, entlang des Flusses Büffel geschossen und dabei neben einigen getöteten Tieren auch andere verwundet. Am Nachmittag verfolgte der junge Potgieter auf demselben Gelände eine Herde Giraffen, als einer der verwundeten Büffel, der in einem Buschstück stand, an dem er vorbeikam, herausstürmte und sowohl ihn als auch sein Pferd zu Boden warf. Das wütende Tier ging dann zum Angriff auf ihn über, verfing sich mit dem Horn in seinem Rock und riss eine Seite davon ab. Bevor er weitere Verletzungen erlitt, konnte Potgieter auf einen Mopane-Baum flüchten, woraufhin der Büffel sich zurückzog. Das Pferd starb an seinen Verletzungen.

Mir selbst wurde einmal ein Pferd unter dem Leibe von einem Büffel getötet. Dies geschah im Mai 1874, als ich zum ersten Mal von Tati zum Sambesi reiste. Den folgenden Bericht über dieses Missgeschick habe ich aus dem Tagebuch übernommen, das ich zu jener Zeit führte.

Von einem Büffel auf die Hörner genommen

Am 10. Mai 1874 ritt ich, nachdem ich das trockene, sandige Bett des Flusses Nata überquert hatte, auf der Suche nach Wild aus. Als die Sonne noch etwa eine Stunde hoch stand, stieß ich auf die Fährte zweier alter Büffelbullen und bekam sie nach einer harten Jagd schließlich in Sicht; mit ihren kurzen Beinen und den riesigen, runden, fast haarlosen Hinterteilen sahen sie Nashörnern sehr ähnlich. Ich wartete, bis wir ein halbwegs offenes Gelände erreichten, zügelte dann scharf, sprang etwa dreißig Yards hinter dem nächsten ab und drückte nach ruhigem Zielen ab. Doch statt des erwarteten Knalls und des antwortenden Brüllens des Büffels vernahmen meine Ohren nur ein scharfes metallisches Klicken, das mir sofort verriet, dass kein Zündhütchen auf dem Piston saß.

Da ich glaubte, es sei während des Galopps durch einen der Büsche abgestreift worden, und nicht ahnte, dass sich so etwas wiederholen würde, setzte ich hastig ein neues auf. Ich sprang auf mein Pferd, holte den verlorenen Boden schnell wieder auf und war bald erneut dicht hinter den alten Bullen. Einer von ihnen lag beträchtlich hinter dem anderen zurück, weshalb ich beschloss, mich auf ihn zu beschränken. In diesem Moment durchquerte er eine kleine trockene Rinne, und als er die gegenüberliegende Seite erreichte, drehte er sich zum ersten Mal um und musterte mich grimmig unter seinen eng stehenden, zerklüftet aussehenden Hörnern hervor.

Ich hatte das alte Biest nun schon eine ganze Weile verfolgt, was seine Laune (die bei einem alten Büffelbullen ohnehin nicht die beste ist) natürlich nicht verbessert hatte. Da ich einen Angriff erwartete, saß ich nicht ab, sondern zügelte mein Pferd, zielte schnell und drückte ab – mit genau demselben Ergebnis wie zuvor. Der Büffel, dem der Gedanke eines Angriffs durch die Rinne wohl nicht behagte, drehte sich um und setzte seine Flucht fort. Ich setzte ein drittes Zündhütchen auf, hielt es diesmal mit dem Daumen fest und war bald wieder dicht hinter ihm. Wir mochten vielleicht noch zwei Minuten galoppiert sein, als er beim Betreten eines dichten Mopane-Dickichts plötzlich anhielt, herumwirbelte und sofort auf mich zukam, sobald er das Pferd erblickte. Er hielt die Nase gerade vorgestreckt, die Hörner nach hinten gelegt und stieß jene kurzen Grunzlaute aus, mit denen diese Tiere ausnahmslos einen Angriff begleiten.

Es blieb keine Zeit zu verlieren, da ich nicht mehr als vierzig Yards von ihm entfernt war. Ich zügelte das Pferd mit einem Ruck und drehte es im selben Augenblick breitseits zum Gegner. Ich hob mein Gewehr in der Absicht, ihm nach Möglichkeit eine Kugel genau zwischen Nacken und Schulter zu setzen; hätte ich dies geschafft, hätte es ihn entweder niedergestreckt oder zumindest zum Abdrehen gebracht. Doch mein Pferd, anstatt wie sonst immer ruhig stehen zu bleiben, begann nun vorwärts zu gehen, obwohl es den Büffel gar nicht zu beachten schien. Es blieb keine Zeit, die Hand hinunterzunehmen und die Zügel (die ich auf den Hals des Pferdes hatte fallen lassen) noch einmal festzuziehen, und um alles in der Welt konnte ich bei einem Pferd in Bewegung nicht richtig zielen.

Ein angreifender Büffel braucht nicht viele Sekunden, um vierzig Yards zu überwinden, und im nächsten Augenblick war seine vorgestreckte Nase keine sechs Fuß mehr von mir entfernt. Ich nahm das Gewehr von der Schulter, feuerte es ihm direkt ins Gesicht und grub gleichzeitig die Sporen tief in die Flanken meines Pferdes. Doch es war zu spät; denn noch während das Pferd nach vorne sprang, traf ihn der alte Bulle voll in die Flanke und schleuderte ihn mitsamt mir auf seinem Rücken wie einen Hund in die Luft. Der Rückstoß der schwer geladenen Elefantenflinte, mit der ich unglücklicherweise schoss, riss mir die Waffe glatt aus den Händen, sodass wir alle – Pferd, Gewehr und Reiter – in verschiedene Richtungen fielen. Mein Pferd kam sofort wieder auf die Beine und galoppierte davon, doch selbst bei diesem flüchtigen Blick sah ich, dass die Eingeweide des armen Tieres auf schreckliche Weise heraushingen. Der Büffel war nach dem Stoßen des Pferdes abrupt stehen geblieben und stand nun mit gesenktem Kopf nur wenige Fuß von mir entfernt. Ich war in sitzender Position gelandet und blickte meinem unangenehm

aussehenden Widersacher direkt ins Gesicht. Ich konnte keine Wunde an ihm entdecken, muss also gefehlt haben, obwohl ich kaum begreifen kann wie, da er beim Schuss so extrem nah war.

Jedoch...

To face page 294.

ADVENTURE WITH A BUFFALO; RIVER NATA, MAY 20, 1874.

... verwundet ziehen sie sich jedoch, zumindest in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle, vor der Anwesenheit des Menschen zurück; und wenn sie verwundet sind, sind sie nicht gefährlicher als Herdentiere unter ähnlichen Umständen.

Meiner Meinung nach gibt es keinen aufregenderen Sport, als der Schweißfährte eines verwundeten Büffels in dichtes Unterholz zu folgen. Schritt für Schritt, mit schussbereitem, gespanntem Gewehr, schleicht der Jäger vorwärts, alle Sinne in höchster Alarmbereitschaft, jeden Augenblick darauf gefasst, die dunkle, massige Gestalt der Kreatur zu erblicken. Es ist absolut erstaunlich, wie schwierig es ist, die düstere, schwarze Gestalt eines großen Tieres zu unterscheiden, wenn es regungslos im Halbdunkel eines dichten Busches steht. Wenn Ihre Augen jedoch für solche Aufgaben geschult sind, sodass Sie ziemlich sicher sind, den Büffel zu entdecken – wenn nicht schon vorher, so doch zumindest im selben Moment, in dem er Sie sieht –, verringert sich die Gefahr des Unterfangens erheblich. Diese Tiere stehen fast ausnahmslos im rechten Winkel zu ihrer Fährte und blicken ihren Verfolger bei Entdeckung erst an, bevor sie herumschwenken und frontal zum Angriff übergehen. Dies gibt einem, sofern man ruhig und bereit ist, gerade genug Zeit, ihnen eine Kugel zwischen Nacken und Schulter zu setzen, was sie gewöhnlich, falls es sie nicht direkt zu Boden streckt, von der Absicht eines Angriffs abbringt. Ist ein Büffel jedoch erst einmal im vollen Lauf, ist er nur sehr schwer zu stoppen.

Einmal, im Jahr 1874, als ich mit George Wood in der Nähe des Chobe jagte, stießen wir auf einen alten Büffelbullen, der im hohen Gras lag. Mein Freund verpasste ihm eine Kugel, während er noch lag, woraufhin dieser aufsprang und sich hinter einigen Mopane-Bäumen aufstellte, wobei nur sein Kopf und seine Hinterhand auf den jeweiligen Seiten der Stämme hervorlugten. Nachdem er uns einige Sekunden lang gemustert hatte, drehte er sich um und galoppierte davon. Doch bevor er viele Yards weit gekommen war, feuerte

Wood mit seinem zweiten Gewehr auf ihn und streckte ihn nieder. Er war jedoch augenblicklich wieder auf den Beinen, wirbelte herum und kam in schwerem Galopp direkt auf mich zu, die Nase weit vorgestreckt und wütend grunzend. Als er etwa zwanzig Yards von mir entfernt war, feuerte ich mit meinem großen vierpfündigen Elefantengewehr und traf ihn voll in die Brust.

Das ließ ihn taumeln, stoppte ihn aber nicht, denn er wich leicht zur Seite aus und hielt direkt auf den Kaffern zu, der mein zweites Gewehr trug. Dieser warf die Waffe sofort weg und begann, auf einen Baum zu klettern. Der Büffel führte sein rechtes Horn haarscharf am Baum vorbei, schrammte damit den Stamm hinauf, sodass die Rindenstücke nur so flogen, und versetzte dem Kaffern einen heftigen Schlag gegen die Innenseite des Knies, wodurch er ihn fast vom Baum stieß. Das zähe Tier rannte dann noch etwa zwanzig Yards weiter, ließ sich sanft auf die Knie nieder, streckte die Nase vor und begann zu röhren, wie es diese Tiere fast immer tun, wenn sie sterben; in wenigen Minuten lag er tot da.

Büffel, die von Löwen verwundet wurden, sind gewöhnlich, und nicht ohne Grund, sehr schlecht gelaunt. An einem kalten Wintermorgen im Jahr 1873 verließ ich mein Lager vor Sonnenaufgang. Ich war noch keine Viertelmeile am Fuße eines niedrigen Hügels entlanggelaufen, als ich dicht an dem Pfad, dem ich folgte, und keine zwanzig Yards entfernt, einen alten Büffelbullen unter einem Busch liegen sah. Er lag mit dem Kopf zu uns gewandt, schien uns aber nicht zu bemerken. Meine Gewehrträger waren zurückgeblieben, da sie nach Kaffernart am Lagerfeuer getrödelt hatten; doch selbst wenn sie näher bei mir gewesen wären, hätte ich nicht gefeuert, aus Angst, Elefanten zu stören, nach denen ich suchte.

Während ich dastand und den Büffel betrachtete, warf Minyama, einer meiner Kaffern, von hinten einen Assegais (Speer) nach ihm, der seine Flanke streifte und in der Haut an der Innenseite seines Oberschenkels stecken blieb. Ohne weiteres Federlesen sprang das hässlich aussehende alte Biest auf und kam im Trott heraus, den Kopf erhoben und die Nase vorgestreckt, offensichtlich auf der Suche nach den Störern seines Friedens. Da Minyama sich hinter dem Stamm eines großen Baumes versteckte und die restlichen Kaffern sich aus dem Staub gemacht hatten, hielt er direkt auf mich zu und grunzte wütend. Ich stand neben einem sehr kleinen Baum von nicht mehr als sechs Zoll Durchmesser, aber da ich unbewaffnet war und Weglaufen zwecklos gewesen wäre, erklomm ich ihn mit bewundernswerter Schnelligkeit. Der Büffel kam direkt heran und blickte zu mir auf, wobei er seine Nase dicht an meine Füße hielt und die ganze Zeit grunzte. Dann drehte er ab und verschwand in einem schwerfälligen Galopp. Da sah ich zum ersten Mal, dass er an der Hinterhand und den Schultern von Löwen furchtbar zerfleischt und zerkratzt worden war. Hätte er versucht, mein kleines Bäumchen umzustoßen, wäre ihm das wohl leicht gelungen; so aber, da meine Beine unbedeckt waren und die Rinde des Baumes sehr rau war, hatte ich mir an den Innenseiten meiner Knie und den Waden ordentlich die Haut abgeschürft.

Alle Darstellungen von südafrikanischen Büffeln, die mit gesenktem Kopf angreifen, sind rein fiktiv, da sie dies niemals tun; im Gegenteil, sie halten ihre Nasen immer gerade nach vorn gestreckt und legen die Hörner zurück über die Schultern. Sie senken den Kopf erst im Moment des Aufpralls.

Wie bei allen gefährlichen Tieren ist es unmöglich, von der Geschwindigkeit, mit der Büffel vor einem flüchten, auf jene zu schließen, die sie entwickeln können, wenn sich das Blatt wendet. In Anbetracht ihres schweren Körperbaus sind sie erstaunlich flink, und selbst im offenen Gelände muss ein recht gutes Pferd alles geben, um vor einem Büffel zu bleiben, während im Busch jedes Tier, das nicht extrem wendig ist, gute Chancen hat,

eingeholt zu werden. Im Jahr 1873 holte eine Büffelkuh, obwohl sie sehr schwer verwundet war, im offenen Feld ein Pferd ein, das Lobengula mir geliehen hatte und auf dem mein Hottentotten-Treiber saß. Sie stieß dem Pferd im vollen Lauf mit der Nase zwischen die Schenkel und warf es – zum Glück traf sie nicht voll – auf die Seite, wobei der Reiter im hohen Bogen davonflog. Bevor sie weiteren Schaden anrichten konnte, machte eine Kugel von George Wood durch ihre Schultern sie kampfunfähig.

Büffelkälber werden im Januar, Februar und März geboren, also mehrere Monate später als die Kälber der verschiedenen Antilopenarten desselben Landes, deren Setzzeit von September bis Weihnachten reicht.

Die größten Büffelhörner, die ich selbst mit nach Hause gebracht habe und die wohl etwa das Maximum dessen darstellen, was man im Landesinneren finden kann (obwohl sie an der Küste angeblich noch größer werden), weisen folgende Maße auf:

1. **Büffelbulle (erlegt nahe Linyanti am Chobe):**
2. Größte Spannweite (gerade Linie von Biegung zu Biegung): 3 Fuß 8 Zoll (ca. 112 cm)
3. Tiefe über der Stirn: 1 Fuß 3 Zoll (ca. 38 cm)
4. Länge jedes Horns entlang der Krümmung: 3 Fuß (ca. 91 cm)
5. **Büffelbulle (erlegt nahe dem Fluss Ramokwebani):**
6. Größte Spannweite: 3 Fuß 6 Zoll (ca. 107 cm)
7. Tiefe über der Stirn: 1 Fuß 5 Zoll (ca. 43 cm)
8. Länge entlang der Krümmung: 2 Fuß 11 Zoll (ca. 89 cm)
9. **Büffelkuh (erlegt nahe Linyanti, Chobe):**
10. Größte Spannweite: 3 Fuß 4 Zoll (ca. 102 cm)
11. Tiefe über der Stirn: 7 Zoll (ca. 18 cm)
12. Länge entlang der Krümmung: 2 Fuß 4 Zoll (ca. 71 cm)

Im Laufe des Jahres 1877 schoss ich in der Nähe von Linyanti einige prachtvolle Exemplare jener exquisit schönen kleinen Antilope, des Chobe-Buschbocks (*Tragelaphus* ...).

To face page 299.

BUSHBUCKS FROM THE RIVER CHOBE.

An intermediate form between the Bushbuck of South Africa (*Tragelaphus sylvaticus*) and the Harnessed Antelope of North-Western Africa (*Tragelaphus scriptus*).

sylvaticus oder *scriptus*). Zwei dieser Exemplare befinden sich heute in der Sammlung des British Museum in einem sehr guten Erhaltungszustand.

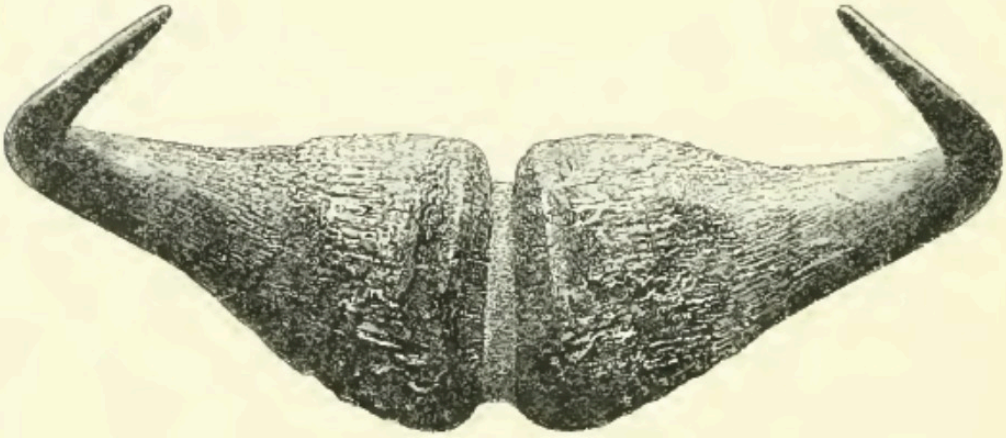
Dieses bezaubernde kleine Geschöpf ist nicht nur an sich eine der schönsten Antilopen Südafrikas, sondern auch aus wissenschaftlicher Sicht von beträchtlichem Interesse, da es ein Bindeglied zwischen dem dunklen Buschbock der Kapkolonie (*Tragelaphus sylvaticus*) und der kleineren, aber schöner gezeichneten Schirrantilope (*Tragelaphus scriptus*) Nordwestafrikas darstellt. Da zwischen dem Chobe-Buschbock und dem Kap-Buschbock in verschiedenen Gegenden viele Zwischenformen vorkommen – mehr oder weniger gestreift und gefleckt, von denen ich einige der Zoologischen Gesellschaft am 21. Juni 1881 vorlegte –, halte ich es nur für vernünftig anzunehmen, dass auch zwischen dem Buschbock vom Chobe und der Schirrantilope Übergangsstadien zu finden sein könnten. Ich hege kaum Zweifel, dass weitere Untersuchungen zeigen werden, dass der Kap-Buschbock und die Schirrantilope artgleich und lediglich lokale Varietäten desselben Tieres sind.

Im Oktober kehrte ich nach Daka zu meinen Wagen zurück, sehr verärgert über mein mangelndes Glück bei den Elefanten. Ich beschloss jedoch, das Spiel noch nicht aufzugeben, sondern – anstatt wie üblich die ungesunde Jahreszeit im Hochland des Matabele-Landes zu verbringen – den Sambesi zu überqueren und neue Jagdgründe in den unbekannten Gebieten nördlich dieses Flusses zu suchen.

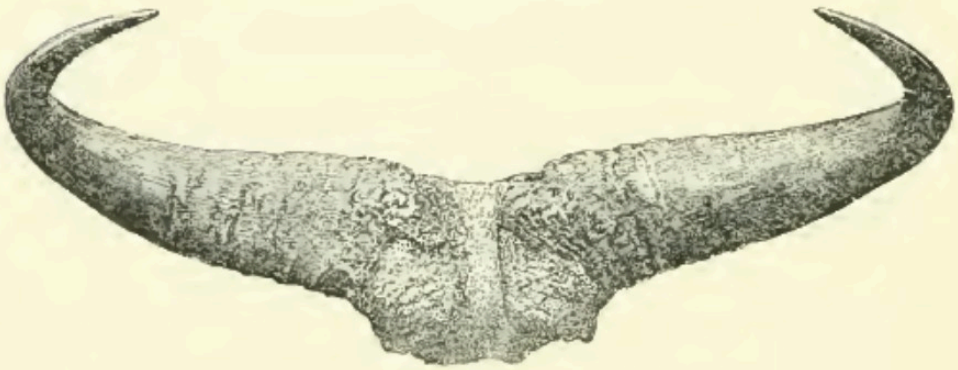
In dieser Absicht schickte ich meine Wagen unter der Aufsicht von Miller nach Tati zurück. Ich behielt vier Esel für mein Gepäck und meinen Basuto-Diener Franz, um sich um sie zu kümmern, und war bereit, meine Entdeckungsreise gegen Ende des Monats anzutreten, gerade als die Regenzeit begann.

Auf dieser Expedition wurde ich von Herrn L. M. Owen begleitet, einem Herrn, der in den Kolonien als hervorragender Reiter und sehr kühner Anführer von Freiwilligen in vielen Kaffernkriegen wohlbekannt war. Er war zu einem Jagdausflug an den Sambesi gekommen, und ich war ihm etwa zwei Monate zuvor am Ufer des Chobe zum ersten Mal begegnet. Unglücklicherweise kamen wir nicht besonders gut miteinander aus, zweifellos

ebenso sehr durch meine Schuld wie durch seine, was ich als Unverträglichkeit der Temperamente bezeichnen möchte.



Horns of Buffalo Bull.
Shot on the banks of the Ramokwebani river.
Scale 1 inch to the foot.



Horns of Buffalo Cow.
Shot near Linyanti, on the river Chobe.
Scale 1 inch to the foot.

KAPITEL XV

Überquerung des Sambesi – Große Hitze – Mwemba – Löwin geschossen – Lorengo Monteiro – Unruhen zwischen Batongas und Schakundas – Abmarsch von Chaiza – Batonga-Musiker – Krokodil geschossen – Dörfer von Schakundas niedergebrannt – Gestreifte Elenantilope erlegt – Flusspferde – Ankunft in Nhaucoe – Joaquim Mendonça – Canyemba – Grausame Behandlung von Sklaven – Pocken – Esel von Hyänen getötet – Aufbruch ins Manica-Land – Konze-Antilope – Dauerregen

Am 30. Oktober, acht Tage nach unserem Aufbruch von Pandamatenka, überquerten wir den Sambesi bei Wankies Stadt, wobei wir die Esel ohne größere Schwierigkeiten am Heck eines Kanus durch den Fluss schwimmen ließen. Zu dieser Jahreszeit ist die Hitze im Sambesi-Tal intensiv, entnervend und bedrückend. Am 3. November zeigte das

Thermometer bei Tagesanbruch, der kühlsten Zeit der ganzen vierundzwanzig Stunden, 87° F (ca. 30,5° C). Mittags, im Schatten sehr dicht belaubter Bäume bei einer leichten Brise, schwankte die Temperatur zwischen 103° F (ca. 39,5° C) und 110° F (ca. 43,5° C), solange wir uns am Fluss aufhielten.

6. November. – Erreichten gegen 9 Uhr morgens Mwembas Kraal. Er gilt als der mächtigste Mann unter den Batongas. Er erzählte uns, wir seien die ersten weißen Männer, die er je gesehen habe, und war zudem sehr überrascht und erfreut über den Anblick der Esel. Viele der Batonga-Männer in diesem Teil des Landes gehen vollkommen nackt, ohne das geringste Stück Stoff oder Fell am Leib. Zwei Tage vor der Ankunft bei Mwemba schoss Owen eine Löwin. Ich feuerte zuerst auf sie, verfehlte sie aber auf schändliche Weise, obwohl ich sehr nah an ihr dran war. Sie befand sich infolge von Alter und Nahrungsmangel im letzten Stadium der Auszehrung und wäre wohl in wenigen Tagen eines natürlichen Todes gestorben. Sie war nichts als ein Sack voll Knochen, bedeckt mit einem räudigen alten Fell, und ihre Zähne waren bis auf das Zahnfleisch abgenutzt.

11. November. – Erreichten den Fluss Chaiza, in dessen Nähe sich mehrere Batonga-Kraals befinden. Auf einer Insel hier in der Nähe hat sich Lorengo Monteiro, ein halbblütiger portugiesischer Händler, mit einem großen Gefolge von Schakundas niedergelassen. Von ihm erhielten wir verlässliche Informationen über den Weg, und er besorgte uns zudem zwei Führer nach Nhaucoe, der nächstgelegenen portugiesischen Handelsstation. Am Nachmittag gab es im nächsten Kraal einen Streit zwischen den Batongas und einigen Schakundas, von denen einer eine Batonga-Frau misshandelt hatte. Die Batongas verlangten eine Entschädigung; die Schakundas weigerten sich und feuerten auf sie, jedoch ohne Schaden anzurichten. Die Batongas rückten daraufhin mit ihren Assegais vor, töteten einen Schakunda und verwundeten einen weiteren.

14. November. – Eine Deputation der Batongas erschien, um das Leben des gestern verwundeten Schakundas zu fordern; sie waren lediglich mit Assegais und Schilden aus Ochsen- und Büffelhäuten bewaffnet. Nach ihrer Ankunft kauerten sie sich alle unter einen Baum nahe unserem Lager. Die Schakundas müssen dies jedoch vorausgesehen und während der Nacht alle ihre Männer aus den umliegenden Kraals zusammengezogen haben, denn sie rückten in Stärke an, die meisten mit Steinschlossmusketen bewaffnet, einige wenige mit Pfeil und Bogen. Nach langem Hin und Her gaben die Batongas ihre Forderung auf und kehrten in ihren Kraal zurück.

15. November. – Entließen unsere Kaffern von Wankie.

Zurückgewiesen

16. November. – Nach viel Mühe gelang es uns, fünf Schakundas zu bewegen, uns nach Nhaucoe zu begleiten – drei auf dem Landweg und zwei mit einem Teil unseres Gepäcks im Kanu. Gegen 14 Uhr brachen wir schließlich wieder auf. In der Annahme, Sorgen und Mühen seien zumindest vorerst vorbei, schritt ich leichteren Herzens voran, als ich es seit Tagen gewesen war. Das Schicksal schien uns jedoch immer noch nicht gewogen, denn wir waren noch nicht weit gekommen, als wir auf ein großes Heer von Batongas stießen, sicher dreihundert Mann stark. In diesem Augenblick wurden einer unserer Schakundas und die meisten unserer eigenen Kaffern unsichtbar; so trieben wir die Esel selbst voran und gingen dorthin, wo die vordersten Batongas begannen, sich unter einem großen Baum zu sammeln, um mit ihnen zu verhandeln.

Glaubt man ihren Worten, so haben sie durch die Hände der Schakundas schweres Unrecht erlitten. Diese hätten die Gewohnheit, sie zu ermorden, ihre Frauen und Kinder zu misshandeln und zu entführen, ihr Getreide zu verbrennen, ihre Ziegen zu stehlen usw. Sie sagten weiter, sie hätten gehört, dass zwei Engländer in Chaiza seien, und seien gekommen, um unsere Vermittlung und Hilfe zu erbitten, um einen endgültigen Frieden mit Monteiro und seinen Leuten zu schließen. Daher baten sie uns, noch einmal mit ihnen zurückzugehen. Diesem Wunsch, der unter den gegebenen Umständen einem Befehl gleichkam, beugten wir uns sehr widerwillig.

Als wir unser Lager erreichten, war es zu spät, um an jenem Tag noch Verhandlungen mit dem Portugiesen aufzunehmen, obwohl ich meinen Basuto-Diener zur Insel hinüberschickte, um ihn über die Wünsche und Absichten der Batongas in Kenntnis zu setzen. Seiner Darstellung nach liegt alle Schuld auf ihrer Seite; er beschuldigt sie, mehrere seiner Leute hinterhältig ermordet und den portugiesischen Handel anderweitig gestört zu haben. Die Nacht war bewölkt und verhangen, und es fiel ein wenig Regen. Obwohl das Batonga-Heer rund um uns her lagerte, verhielten sie sich sehr ordentlich und machten uns keinerlei Schwierigkeiten. Während der Nacht schlugen die Schakundas auf der Insel ihre Kriegstrommel und boten ihren Feinden Trotz, die ihnen nur in finsterem Schweigen lauschten.

17. November. – Die Batongas sprachen nun nicht mehr von Frieden, sondern erklärten, sie würden Monteiro und seine Anhänger von der Insel vertreiben. In kleinen Trupps von zehn oder zwölf Mann kamen ständig weitere aus den umliegenden Kraals hinzu, alle in Kriegstracht geschmückt. Einige von ihnen waren mit ihrem großen Federschmuck so wild aussehende Wilde, wie ich sie je gesehen habe; abgesehen vom Kopfputz war etwa die Hälfte von ihnen vollkommen nackt. Im gesamten Batonga-Heer gab es nur ein einziges Gewehr, eine alte portugiesische Steinschlossflinte; dafür waren sie reich an Assegais – keiner trug weniger als vier, viele sogar acht dieser Waffen.

Gegen 10 Uhr morgens wurden die Schakundas durch etwa dreißig ihrer Leute verstärkt, die den Fluss herabkamen. Die große Kriegstrommel wurde daraufhin heftiger denn je geschlagen, und allerlei kriegerische und herausfordernde Gebärden wurden in Sichtweite der Batongas vollführt. Diese saßen in Gruppen unter verschiedenen Bäumen und lauschten den Reden ihrer Anführer, die – nach der Heftigkeit der Gestik zu urteilen – nichts als Blut, Gemetzel und Rache geatmet haben müssen. Etwa vier Stunden lang ging das so weiter; da jedoch 500 Yards blaues Wasser zwischen den streitenden Parteien lagen und beide Seiten den Angriff zu scheuen schienen, sah es so aus, als würde das Ganze im Sande verlaufen.

Schließlich kamen gegen 14 Uhr zwei Schakundas in einem Kanu von der Insel herüber und teilten uns nach einer einstündigen Konferenz mit den Batongas mit, dass alles beigelegt sei. Wie, das weiß ich nicht – es sei denn, es lag an der Ankunft eines portugiesischen Händlers aus Nhaucoe mit einer starken Abteilung Schakundas, alle mit Gewehren bewaffnet, die während oder kurz vor der Konferenz stattgefunden hatte. Am Abend zogen sich die Batongas in ihre Kraals zurück, wobei sie auf ihren Rohrtrompeten schrille Töne stießen, die wie Trotz klangen. Später ging ich zur Insel hinüber, um den neu angekommenen Portugiesen zu sehen. Er war ein kleines, fahles, vertrocknet aussehendes Exemplar Mensch namens Samoes. Er hatte mehrere Mädchen bei sich, die er gegen Elfenbein verkaufen wollte.

18. November. – Immer noch wegen Trägermangels hier festgehalten. Kaufte ein Kanu für dreieinhalb Faden Stoff; sandte Boten zum Häuptling der Batongas mit der Bitte um Träger und Führer nach Nhaucoe. Am Abend kehrten unsere Boten mit sieben Batonga-Trägern zurück. Die gesamte Kleidung von vier dieser Männer bestand aus acht

Stachelschweinborsten, die durch Löcher in ihren Ohren gesteckt waren. Kaufte am Abend ein zweites Kanu für zwei Baumwolllaken, einen Yard Limbo (Stoff) und ein halbes Pfund Perlen.

19. November. – Packten die Esel, die Kanus und die Träger und brachen erneut nach Nhaucoe auf. Sahen im Laufe des Vormittags einige Flusspferde im Fluss sowie mehrere schöne Schwärme von Nil- und Sporngänsen. Gegen vier Uhr nachmittags erreichten wir einige Batonga-Kraals, aus einem von ihnen trat ein Kerl mit einem riesigen Musikinstrument (oder vielmehr Unmusikinstrument) hervor.

Ein Batonga-Musiker

Die schreckliche Vorrichtung bestand aus einigen flachen Stücken Hartholz, die über Kalebassen verschiedener Größe gelegt waren. Das Ganze hing an einem Riemen über den Schultern vor dem Musiker und war gut so groß wie eine Drehorgel. Die Holzstücke gaben beim Anschlagen ein hohles, betäubendes und insgesamt höchst diabolisches Geräusch von sich, von dem man kaum glauben konnte, dass selbst ein Sambesi-Kaffer es in irgendeiner Weise für musikalisch halten könnte. Dieser Musiker wurde von zwei Komplizen begleitet, von denen einer mit einem Stock auf ein hohles Büffelhorn schlug, während der andere lediglich zwei Holzstücke gegeneinander klappte. Alle drei vollführten dazu eine Art langsamen Tanzschritt und jaulten einen trübseligen Gesang (ein paar immer wiederholte Worte) im Takt der Musik. Diese Kapelle begleitete uns bis zu unserem Nachtlager und brachte uns auf ausdauerndste Weise ein Ständchen. Gegen neun Uhr setzte jedoch ein heftiger Regen ein, der ihren Eifer etwas dämpfte.

20. November. – Noch vor Tagesanbruch legte die Batonga-Kapelle wieder los und spielte ohne Unterlass, bis wir unser Lager abbrachen. Kurz nach dem Aufbruch schoss ich zwei Wasserböcke; Owen, der in einem der Kanus war, schoss ein großes Krokodil von dreizehn Fuß Länge. Am Abend pirschte ich mich an zwei Flusspferde heran, die sich im Fluss direkt gegenüber unserem Lagerplatz tummelten; aber das schmale, wackelige Kanu war so instabil, dass ich nicht genau schießen konnte. Eines von ihnen tauchte etwa 150 Yards entfernt auf, riss sein gewaltiges Maul sperrangelweit auf, sprang halb aus dem Wasser und warf sich seitlich wieder hinein.

21. November. – Erreichten Sambweros, wo wir frühstückten. Wir passierten sehr viele Batonga-Kraals, die von ihren Besitzern verlassen worden waren, nachdem diese während des jüngsten Raubzugs unter portugiesischer Autorität über den Fluss getrieben worden waren. Viele der Hütten und Kornspeicher waren niedergebrannt worden. An diesem Ort steht am Flussufer ein quadratisches Haus mit zwei Räumen und einer umlaufenden Veranda, von dem wir später erfuhren, dass es etwa zwei Jahre zuvor von einem portugiesischen Händler erbaut worden war.

Am Nachmittag setzten wir unsere Reise fort und schliefen an jenem Abend nahe einiger Batonga-Kraals, die von den Schakundas niedergebrannt worden waren. Genau bei Sonnenuntergang kamen etwa fünfzig Kaffern in unser Lager, von denen jeder vier bis acht Assegais trug. Der Enduna erzählte uns, dass all ihre Städte und Kornspeicher verbrannt, sie selbst niedergeschossen und ihre Frauen und Kinder während des letzten Überfalls von den Schakundas in portugiesischen Diensten getötet oder in die Sklaverei verschleppt worden seien. Sie schienen nun im Busch zu leben, so gut es mit den Überresten ihrer Herden ging. Er gab uns zwei Ziegen und sagte, er freue sich sehr, wieder Engländer zu sehen, da er wisse, dass dies Männer seien, die die Leute nicht so quälten wie die Portugiesen. Nach der Beschreibung, die er uns von den letzten drei Engländern gab, die er gesehen hatte, müssen dies Dr. Livingstone, Charles Livingstone

und Dr. Kirk gewesen sein. Auf unsere Frage, ob er schon einmal Esel gesehen habe, sagte er: „Ja; sie hatten einen bei sich."

22. November. – Früh am Morgen kam ein Mann herab und schenkte uns eine weitere Ziege. Im Laufe des Vormittags passierten wir eine Vielzahl von Dörfern, die alle während des Raubzugs niedergebrannt worden waren; am kleinen Fluss Lufua fanden wir eine große Gruppe Kaffern, die zu den Ruinen ihrer Häuser zurückgekehrt zu sein schienen, um über ihr Unglück zu brüten. Sie wiederholten dieselbe Geschichte von getöteten und verschleppten Frauen, verbranntem Getreide usw. Um zu veranschaulichen, wie sie niedergeschossen worden waren, legte einer von ihnen einen Haufen Zweige übereinander, wobei jeder Zweig einen Toten darstellte. Am Nachmittag passierten wir weitere verbrannte Dörfer und fanden die Überreste zweier Batongas (ein Mann und eine Frau) auf dem Fußpfad liegen. Viele Leichen waren von den Hyänen in den benachbarten Busch geschleift worden, und der Gestank war oft widerwärtig, während wir am Ufer entlanggingen. Am Abend erreichten wir einige Banyai-Kraals, die ebenfalls niedergebrannt und geplündert worden waren.

23. November. – Durchquerten ein Land, das vor dem jüngsten Überfall von Banyai dicht besiedelt gewesen sein muss. Nun waren jedoch die meisten Städte verlassen, und wir sahen nichts als alte Frauen, da die jungen alle in die Sklaverei verschleppt worden waren. Während wir vorbeizogen, kamen die Leute in Scharen heraus und begleiteten uns klatschend und tanzend; die Frauen stießen einen eigentümlichen, schrillen, zitternden Schrei aus, der von Kraal zu Kraal und von Hügel zu Hügel auf beiden Flussseiten aufgenommen wurde. Sie hielten uns offensichtlich für Vertreter eines Volkes, das sich in Denken, Fühlen und Handeln grundlegend von den Portugiesen unterschied, denn sie überhäuften uns mit Lobpreisungen und nannten uns „Kinder des Allmächtigen" und das „Volk, das nicht tötet oder plündert".

Am Abend erreichten wir Mamba. Einige Meilen unterhalb mündet der Fluss Sanyati von Süden her in den Sambesi, genau am westlichen Eingang zur Kariba-Schlucht. Dank des Regens, der den Boden abgekühlt hatte, waren die letzten vier Nächte weniger bedrückend als alle anderen seit unserem Aufbruch von Wankie. Die Frauen hießen uns hier sehr enthusiastisch willkommen, obwohl ich mir nicht vorstellen kann, was sie sich von zwei Engländern erhofften. Einige von ihnen warfen sich vor uns nieder und wälzten sich im Staub. Im Laufe des Tages sahen wir mehrere Herden von Flusspferden.

24. November. – Am Morgen ging ich hinunter, um mir die Mündung des Sanyati-Flusses anzusehen, die etwa sechs oder acht Meilen entfernt lag. Das Bett des Sanyati besteht aus einer Masse riesiger Felsblöcke und ist etwa 150 Yards breit; aber als ich es sah – was gewiss am Ende einer bemerkenswert trockenen Jahreszeit war –, floss nur ein winziges Rinnsal Wasser in den Sambesi. Ich kann mir jedoch leicht vorstellen, dass er sich nach schweren Regenfällen in einen tosenden, schäumenden Strom verwandelt. Die Breite des Sambesi, wo er durch die enge Kariba-Schlucht fließt, kann an vielen Stellen nicht mehr als sechzig Yards betragen – schmaler als an jedem anderen Ort, den ich bisher gesehen hatte. Er schien einen tiefen Kanal durch den harten Fels gegraben zu haben, durch den er mit starker Strömung voller Strudel und Wirbel schoss. Nach den Hochwassermarken zu urteilen, muss der Sambesi hier bei Flut gut zwanzig Fuß über seinen niedrigsten Stand steigen, und seine Breite betrüge dann über 200 Yards. Um die Schmalheit des Flusses zu beweisen, warf ich an vielen Stellen Steine hinüber, von denen einige ein beträchtliches Stück auf der anderen Seite landeten, obwohl ich ohne Anlauf werfen musste und auf Felsspitzen balancierte.

25. November. – Um die Hügel von Kariba zu vermeiden, verließen wir hier den Fluss und nahmen einen Pfad, der hinter ihnen durch trockene, trostlos wirkende Mopane-

Wälder führte. Gegen 11 Uhr morgens erreichten wir eine von den Eingeborenen gegrabene Grube, wo wir genug Wasser für uns und unser Gefolge erhielten. Am Abend zogen wir weiter zu einigen Banyai-Kraals (Häuptling Matua), nachdem wir unterwegs sehr viele Elenantilopen-Fährten gesehen hatten. Das einzige Wasser hier befand sich in einer tiefen, von den Kaffern gegrabenen Grube. Etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang ging ich mit meinem Gewehr hinaus, um nach Kudus zu suchen, von denen es laut den Kaffern einige geben sollte.

Die Sonne war bereits untergegangen und die Dämmerung ging rasch in Dunkelheit über, als ich auf ein Rudel Elenantilopenkühe stieß. Sie sahen mich und flüchteten; aber als ich ihnen folgte, drehten sie sich um, um mich anzusehen, und eine bot mir eine gute Gelegenheit. Obwohl ich die Visierung meines Gewehres kaum noch sehen konnte, setzte ich ihr einen guten Schuss in die Schulter, woraufhin sie nur etwa 100 Yards lief und tot umfiel. Sie war ein vollkommenes Bild eines Tieres – ein gutes Stück kleiner, wie ich fand, als die Elenantilopen, die ich südlich des Sambesi geschossen hatte, von hellroter Farbe, die in einen cremegelben Ton überging, mit neun sehr deutlich markierten weißen Streifen auf jeder Seite und einer tiefschwarzen Linie entlang der Mitte des Rückens und des Schwanzes. Die schwarzen Flecken an den Innenseiten der Vorderbeine waren ebenfalls sehr groß und schwarz.

26. November. – Erreichten am Abend hinter der Kariba-Schlucht wieder den Sambesi. Sahen während des Nachmittagsmarsches mehrere Herden Wild – Kudus, Zebras, Wasserböcke und Impalas. Das Wetter war Tag und Nacht immer noch intensiv heiß; da es feucht und schwül war, wirkte die Hitze sehr bedrückend. Während der vergangenen Woche hatte das Thermometer in sehr dichtem Schatten während der Tageshitze zwischen 103° F (ca. 39,5° C) und 110° F (ca. 43,5° C) gelegen und war die ganze Nacht nie unter 80° F (ca. 26,5° C) gesunken. Kurz vor dem gestrigen Tagesanbruch registrierte es 87° F (ca. 30,5° C).

27. November. – Legten nur eine sehr kurze Tagesetappe zurück, da der Busch sehr dicht und mit den Eseln schwer zu durchqueren war. Sahen während des Tages eine große Anzahl von Flusspferden; oft gab es auf einer Meile zwei oder drei große Herden von fünfzehn bis zwanzig Tieren. Schliefen an der Mündung eines kleinen Sandflusses, dem Umtolanyange. Ein großes Löwenrudel muss am Südufer des Flusses Beute gemacht haben, denn sie brüllten die halbe Nacht an derselben Stelle.

28. November. – Überquerten den Fluss Losito und erreichten gegen 10 Uhr morgens schließlich Nhaucoe.

29. November. – Am Nachmittag überquerten wir nach einigem Ärger mit den Schakundas – die nichts umsonst tun und ungemein wenig für sechs Pence – den Fluss. Ein Fußmarsch von sieben oder acht Meilen brachte uns gegenüber einer kleinen Insel (Cassoko), auf der ein portugiesischer Händler, Senhor Joaquim Mendonça, residiert. Mein Junge Franz nahm die Esel und folgte dem Nordufer. Wir waren nun aus dem Gebiet der Batongas, der Ureinwohner des Landes, heraus und befanden uns unter den Schakundas. Diese sind alle freigelassene oder entlaufene Sklaven von Portugiesen aus den Ländern nahe der Sambesi-Mündung. Die meisten von ihnen besitzen Steinschlossmusketen und waren hier Canyemba gegenüber loyal, einem schwarzen Mann, der eine Art offizielle Position unter dem portugiesischen Gouverneur von Tete innehatte. Fast alle diese Kerle waren am letzten Überfall auf die Batongas beteiligt gewesen. Während sie von Nhaucoe abwesend waren, war eine Gruppe Batongas in ihrem Rücken umhergezogen und hatte den Ort angegriffen, wobei fast alle Häuser niedergebrannt wurden; die zurückgebliebenen Einwohner konnten jedoch alle in ihren Kanus über den

Fluss entkommen. Sie lebten nun in kleinen strohenen Behelfshütten auf dem weißen Sand am Ufer.

Sie lebten nun in kleinen strohenen Behelfshütten auf dem weißen Sand am Ufer des Wassers. In Nhaucoe gab es noch die Überreste von etwa acht quadratischen Häusern mit umlaufenden Veranden – die Wohnsitze portugiesischer Händler, die hier noch vor zwei Jahren gelebt hatten. Damals, so erfuhr ich später, hielten sich über zwanzig weiße Männer hier auf; doch wegen der schlechten Handelslage waren sie alle weggezogen. Nur Senhor Mendonça war geblieben.

Ein halbblütiger Portugiese namens Gregorio, der hier bei den Schakundas lebte, kam uns besuchen. Wir hörten später, dass dieser Herr wenige Tage vor unserer Ankunft herausgefunden hatte, dass eine seiner Frauen (eine von sehr vielen) einen anderen Mann mit ihm verwechselt und unter diesem Eindruck beträchtlich gefehlt hatte. Herr Gregorio lud das Paar ein, mit ihm Bier zu trinken, und während die Liebenden das Mahl genossen, erschoss er beide. Es wurden keine Fragen zu der Angelegenheit gestellt, wenngleich die anderen Ehefrauen in Zukunft wohl umsichtiger waren.

Bei unserer Ankunft am gegenüberliegenden Ufer schickte Mendonça ein Boot für uns herüber. Auf dem höchsten Punkt der Insel hatte er sein Domizil: ein quadratisches, strohgedecktes Haus mit einer breiten Veranda, vor der an einem Flaggenmast die portugiesische Flagge wehte. Neben dem Haupthaus gab es mehrere Lagerräume und Außengebäude, und weiter unten, die halbe Insel einnehmend, ein Dorf von Mendonças Sklaven und Abhängigen.

Genau bei Sonnenuntergang trafen zwei weitere Portugiesen in einem großen, flachbödenigen Boot aus Zumbo ein. Einer von ihnen wollte in Kürze gemeinsam mit Canyemba zum Handeln ins Manica-Land ziehen; ich traf ihn später dort wieder. Dieser Mann, so erzählte mir Mendonça später, hatte Portugal auf Staatskosten verlassen; der andere, ein kleiner Mann mit eher angenehmem Gesicht, hatte zum Sambesi-Bataillon gehört, das 1867 aus Portugal entsandt worden war, um am Bonga-Krieg teilzunehmen. Beide schienen vom Fieber, an dem der kleine Mann noch immer litt, furchtbar gezeichnet zu sein.

Mendonça war ein großer, hagerer Mann, gut gebaut, mit ebenmäßigen Zügen, dunkelolivfarbenem Teint und schönen schwarzen Augen. Sowohl jetzt als auch bei meiner Rückkehr aus dem Manica-Land behandelte er mich mit größter Freundlichkeit, wofür ich ihm stets dankbar sein werde. Er war jedoch ein Sklavenhändler und behandelte die Eingeborenen mit großer Härte. Er drückte es so aus: „Negro diablo; Africa inferno“ (Der schwarze Mann ist ein Teufel; Afrika ist die Hölle).

30. November. – Brachten all unsere Güter vom Nordufer des Flusses auf Mendonças Insel Cassoko hinüber, ließen aber die Esel in der Obhut von Franz und meinen Kaffern am Nordufer zurück.

Grausame Behandlung von Sklaven

Das Erste, was am nächsten Morgen meine Vorurteile als Engländer verletzte, war der Anblick von zehn Batonga-Frauen, die gerade beim letzten Raubzug gefangen worden waren und alle aneinandergekettet waren. Jede hatte einen Eisenring um den Hals, und zwischen ihnen hingen jeweils etwa fünf Fuß Eisenkette; einige waren Frauen mit kleinen Babys auf dem Rücken, andere junge, unverheiratete Frauen. Während ich hier war, wurden sie nie voneinander gelöst. Jeden Morgen wurden sie in einem großen Kanu zum

Südufer geschickt, um den ganzen Tag in einer Reihe aneinandergekettet in einem Maisfeld zu hacken; nachts wurden sie, immer noch aneinandergekettet, in einer großen, quadratischen Scheune eingeschlossen. Von der Veranda hingen drei Sjamboks aus roher Nilpferdhaut herab, deren unterer Teil jeweils von Blut schwarz gefärbt war.

Während meines Aufenthalts besuchte ein weiterer kleiner Portugiese namens Manoel Diego Mendonça – ein hellhaariger Mann mit hellem Teint, ebenfalls ein alter Soldat des Sambesi-Bataillons. Er hatte zwei sehr hübsche junge Batonga-Mädchen bei sich (Opfer des letzten Überfalls), eines etwa dreizehn oder vierzehn Jahre alt, das andere etwa zehn – die ansehnlichsten Exemplare eines ansonsten sehr hässlichen Volksstammes, die ich bisher gesehen hatte. Er erzählte mir, er habe sie gerade dem alten Canyemba abgekauft. Am Morgen nach seiner Ankunft in Cassoko kam er in großer Wut zu Mendonça und berichtete, dass die beiden Mädchen geflohen seien. Ich war mächtig froh, das zu hören.

Es stellte sich heraus, dass sie mit bewundernswertem Mut eines der großen Kanus ihres Herrn zu Wasser gelassen hatten und, in Ermangelung der Paddel, die jede Nacht weggeschlossen wurden, mit ihren bloßen Händen zum viele hundert Yards entfernten Nordufer gepaddelt waren. Bewaffnete Schakundas wurden sofort ausgesandt, um die Flüchtigen einzufangen; sie waren nur zu erfolgreich. Am vierten Tag, als ich gerade übergesetzt hatte, um nach meinen Eseln zu sehen, traf ich vier Schakundas, die gerade mit den zwei armen jungen Mädchen zur Insel übersetzten. Sie saßen in finsterem Schweigen da, mit gesenkten Köpfen und „Fesseln an den Handgelenken“. Mein Herz blutete für sie, und hätte ich das Geld gehabt, ich hätte sie Diego abgekauft. Das eine Mädchen kostete ihn eine Muskete, für die er nach eigener Angabe 2 Pfund und 10 Schilling bezahlt hatte, das jüngere zwanzig Rupien.

Bei meiner Rückkehr zur Insel informierten mich meine Jungen, dass die beiden Mädchen grausam geschlagen worden waren, und einer der Sjamboks, frisch mit purpurnen Flecken gefärbt, sprach seine eigene Sprache. Es ist schrecklich und unnatürlich, ein hübsches junges Mädchen auf diese Weise zu behandeln, und doch schien dieser Diego ein sanftmütiger kleiner Mann mit einem sehr angenehmen, fröhlichen Gesicht zu sein.

Ich habe vergessen zu erwähnen, wie die Sklaven nachts gesichert werden, wenn sie in beträchtlicher Zahl gefangen genommen wurden. Die Sklaven müssen große Holzstämme schlagen, neun Zoll bis einen Fuß im Durchmesser. In diese Stämme werden Löcher gehackt, die groß genug sind, um den Fuß eines Mannes oder einer Frau hindurchzustecken; dann werden weitere Löcher gebohrt und Holzpflöcke hineingetrieben, die so eng am Knöchel vorbeiführen, dass es unmöglich ist, den Fuß herauszuziehen. Auf diese Weise werden fünf oder sechs Sklaven sicher in jedem Stamm fixiert. Tagsüber marschieren sie mit der Astgabel um den Hals, mit der Dr. Livingstone und andere Reisende das britische Publikum vertraut gemacht haben.

Der „Basungo Canyemba“

Hier sind vielleicht ein paar Worte über den „Basungo Canyemba“, wie er von den Schakundas genannt wird, angebracht. Er ist ein reinrassiger schwarzer Mann und stammte ursprünglich vom Unteren Sambesi, ich glaube aus dem Distrikt Tete. Er spricht Portugiesisch, und seine Söhne, die in Tete erzogen wurden, können diese Sprache sowohl lesen als auch schreiben. Gegenwärtig lebt er auf einer Insel im Sambesi, genau an der Mündung des Flusses Kafukwe, etwa zwölf Meilen unterhalb von Mendonças Insel. Zu feierlichen Anlässen erscheint er in einer Art portugiesischer Uniform mit einem Schwert. Er besitzt in diesen Gegenden große Macht, da er über eine sehr große Anzahl von

Männern verfügt, die alle mit Steinschlossmusketen bewaffnet sind und über die er eine höchst despotische Gewalt auszuüben scheint.

Nach dem, was Mendonça mir erzählte, führt er ständig Raubzüge gegen alle Völker in der Umgebung des Sambesi durch, die etwas besitzen, das man ihnen wegnehmen kann. Er war es, der mit 600 Gewehren den jüngsten Überfall auf die Batongas anführte, dessen Auswirkungen ich selbst gesehen hatte. Mendonça half ebenfalls mit einem Trupp seiner Untergebenen aus. Manchmal schickt Canyemba große Trupps seiner Männer aus – zweihundert oder dreihundert –, alle mit Steinschlossmusketen bewaffnet, um Elefanten zu jagen.

Wenn er einen Stamm angreift, wahrt er jedoch gewisse Formen. Er schickt einen Brief an den Gouverneur von Tete, beschwert sich über den Schaden, den ein bestimmter Stamm dem portugiesischen Handel und portugiesischen Untertanen zugefügt habe, und bittet um einen *permis de guerra* oder eine Lizenz zur Kriegsführung, um sie für ihre Unverschämtheit zu züchtigen. Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, scheint es ihm nicht schwerzufallen, diese Lizenzen zu erhalten. Aber ich beginne nun, nicht mehr das zu erzählen, was ich gesehen, sondern was ich gehört habe, und Berichten ist keineswegs immer zu trauen. Dennoch ist er ein Mann, der sowohl den Willen als auch die Macht besitzt, immensen Schaden anzurichten – ein Sklavenhändler und ein Mörder.

Ich blieb bis zum 13. Dezember bei Mendonça auf der Insel. Unter seinen Leuten wüteten die Pocken; jeden Tag starben zwei, drei oder vier von ihnen. Owen hielt es für nicht sicher zu bleiben, setzte über und baute sich am Festland einen Scherm (Windschutz), wo Franz, mein Basuto-Junge, bei den Eseln war. Während dieser Zeit stattete uns der alte Canyemba einen Besuch in Galauniform mit einem großen Kavalleriesäbel ab. Mendonça empfing ihn mit mehreren Gewehrsalven und in einer scheinbar sehr freundschaftlichen Weise, obwohl er mich später informierte, dass er ein schrecklicher Schurke sei, und ruhig hinzufügte, dass er nicht der Freund Canyembas sei, sondern der Freund von Canyembas Elfenbein. „Das“, sagte er, „ist die Freundschaft eines weißen Mannes für einen schwarzen Mann.“ Ich bewunderte seine Offenheit und wunderte mich über seine Heuchelei.

Einige Tage später besuchten Mendonça und ich den alten Canyemba. Er hatte ein großes, kasernenartiges Haus, und an der Rückseite, umschlossen von einem hohen Palisadenzaun, befanden sich die Wohnungen der Mitglieder seines Harems, die, nach der Größe des umzäunten Raumes zu urteilen, ziemlich zahlreich gewesen sein müssen. Seine Männer hatten während der Nacht zwei Flusspferde geschossen; die Köpfe waren im Ganzen abgetrennt und zum Haus gebracht worden. Zum Abendessen gab er uns Porzellanteller, Messer und Gabeln und eine besser zubereitete Mahlzeit, als ich sie seit Langem gegessen hatte.

Am nächsten Morgen kehrten wir in Kanus nach Cassoko zurück, das wir nach einer angenehmen Fahrt flussaufwärts am späten Nachmittag erreichten, wobei wir unterwegs an vielen Herden von Seekühen (Flusspferden) vorbeikamen. Die Mündung des Flusses Kafukwe ist nicht sehr breit – etwa 150 Yards, denke ich; aber sie wirkte sehr tief und schien eine gewaltige Wassermasse in den Sambesi zu ergießen. Während meines Aufenthalts auf Mendonças Insel schoss ich fünf Stück Wild, alle auf der Südseite des Sambesi: ein Zebra, ein Impala, ein Wildschwein, ein schwarzes Nashorn und einen Wasserbock. Owen schoss am Nordufer ein Zebra und zwei Wasserböcke.

Esel von Hyänen angegriffen

In der Nacht des 9. Dezember ließen meine faulen Jungen zwei der Esel außerhalb des Kraals. Die Hyänen, die hier sehr zahlreich und wild sind, griffen sie an und hätten beide getötet, wenn Owen sie nicht – es war eine Mondnacht – mit wiederholten Ladungen Postenschrot vertrieben hätte. So aber töteten sie den Hengst und zerfetzten den anderen übel; ich nähte seine Wunden am folgenden Tag jedoch zu, und er erholte sich schließlich, nur um später an etwas anderem zu sterben.

Zwei Nächte danach ließen die Jungen erneut alle drei Esel draußen. Ich war auf der Jagd gewesen, und bei meiner Rückkehr, genau in der Dämmerung, rief Franz über den Fluss, dass die Esel weg seien. Mendonça rief sofort einen Anführer und einen Trupp Sklaven herbei, gab ihnen eine Laterne und befahl ihnen, sofort den Fluss zu überqueren, die Fährte der Esel aufzunehmen und nicht davon abzulassen, bis sie sie lebendig oder tot gefunden hätten. In wenigen Minuten paddelten wir über den Fluss, aber noch bevor wir das Ufer erreichten, hörten wir die Hyänen in nicht allzu großer Ferne einen ungeheuren Lärm machen, und ich wusste, dass es um meine armen Esel geschehen war.

Wir fanden die Fährte und kamen schließlich – auch geleitet vom Geheul der Hyänen – zum Ort des Unglücks. Die Hyänen machten sich aus dem Staub, und ich hatte nicht einmal die Genugtuung, einen Schuss auf eine abzugeben. Wir fanden kaum mehr als die Schädel der zwei gesunden Esel; aber seltsamerweise stand derjenige, der zuvor gebissen worden war und dessen Wunden ich genäht hatte, nicht weit entfernt unter einem Busch und war überhaupt nicht angerührt worden. Langsam und traurig führte ich ihn zurück und verfluchte Hyänen und Kaffern gleichermaßen lautstark und tiefgründig. Die zwei Batonga-Jungen, in deren Obhut die Esel gewesen waren, hatten sich beide aus dem Staub gemacht und kehrten nicht zurück.

Ich glaube, dass ich selbst unabsichtlich zu der Gefahr beigetragen habe, in der meine Esel durch diese gefräßigen Bestien schwebten. Als der erste getötet wurde, wollte ich alles vergiften, was von ihm übrig war. Nun hatte ich zwei Patronenhülsen bei mir, von denen eine Brechweinstein und die andere Strychninkristalle enthielt. Als ich die Patronen öffnete, waren die Kristalle zu Pulver zerfallen, und um alles in der Welt konnte ich nicht sagen, welches der Brechweinstein und welches das Strychnin war; und da beide in ihrer Wirkung unangenehm sind, wollte ich keine Kostprobe nehmen, um die Frage zu klären. Also warf ich eine Münze, was ich verwenden sollte – Kopf für das eine, Zahl für das andere. Ich legte neun Köder aus und versetzte sie mit dem Inhalt der „Gewinnerpatrone“, die, wie ich glaube, Brechweinstein gewesen sein muss. Alle Köder wurden gefressen; das Brechmittel hatte zweifellos seine natürliche Wirkung entfaltet, und die Hyänen waren durch das heftige Erbrechen nur noch gefräßiger geworden als zuvor.

13. Dezember. – Aufbruch ins Manica-Land unter der Führung von vier Schakundas, die Mendonça mir gab, obwohl dies für ihn mit beträchtlichen Unannehmlichkeiten verbunden war. Der alte Canyemba wollte in wenigen Tagen selbst mit einem großen Trupp Männer zu einer Jagdexpedition aufbrechen, und Mendonça hielt es für ratsam, dass wir vor ihm loskämen. Er gab mir einen Brief an einen Mann namens Da Costa mit, der für ihn handelte, den Sambesi vor etwa drei Wochen verlassen hatte und den wir, wie er sagte, in Sitandas Stadt finden würden. Sitanda ist der Häuptling im Manica-Land. Mendonça schrieb Da Costa in dem Brief, dass er uns in jeder Weise helfen müsse – uns Männer geben solle, um zu zeigen, wo die Elefanten sind, die Stoßzähne zu tragen und uns mit allem an Waren zu versorgen, was wir brauchen könnten und was er bei sich habe.

14. Dezember. – Kamen nur eine sehr kurze Strecke voran, da einer der Kaffern krank war.

15. Dezember. – Legten eine Vormittagsetappe bis zu Cambaris Stadt zurück, einem alten Banyai, der für seine Sicherheit auf die Launen Canyembas angewiesen war. Er lebte an den Ufern eines kleinen Flusses namens Chongwe, der aus der benachbarten Hügelkette in den Kafukwe fließt. Von hier aus führte unser Weg durch die Hügel, die über uns drohten, in das Manica-Land; und da Regen drohte, hielten wir es für das Beste, für den Rest des Tages Halt zu machen und am nächsten Morgen richtig aufzubrechen.

16. Dezember. – Vor Tagesanbruch begann ein heftiger Regenschauer, der bis spät in den Nachmittag ohne Unterlass anhielt; wir mussten also den Tag über liegen bleiben und uns so gut wie möglich in einer Kaffernhütte amüsieren, die der alte Cambari uns freundlicherweise zur Verfügung gestellt hatte.

17. November. – Das Wetter sah immer noch sehr nach Regen aus, und die hohen Berge vor uns, durch die oder vielmehr über die unser Weg nun führte, waren in dichten Nebel gehüllt. Dennoch brachen wir auf, und bevor wir weit gekommen waren, schoss ich einen Impala-Bock. Bald darauf setzte ein heftiger Schauer ein, während dessen wir in einer alten Kaffernhütte Schutz suchten und frühstückten. Gegen 10 Uhr morgens klarte es wieder auf, und wir kamen einige Meilen voran, bis erneut heftiger Regen einsetzte, der uns bald bis auf die Haut durchnässte. Kurz darauf erreichten wir einen kleinen Banyai-Kraal, der von seinen Besitzern verlassen, aber noch in sehr gutem Zustand war, und machten es uns (da das Wetter immer noch sehr ungünstig aussah) für die Nacht so gemütlich wie möglich. Die Temperatur hier oben in den Hügeln wirkte nach der heißen, stickigen Atmosphäre des Sambesi-Tals herrlich kühl.

18. Dezember. – Der Tag brach sehr nass und regnerisch an, daher blieben wir, wo wir waren. Am Nachmittag klarte es auf, so dass ich ausging und ein Wildschwein schoss. Ein Banyai von Cambaris Kraal schloss sich uns hier an – ein hagerer, drahtiger kleiner Kerl, dessen Haar in langen Quasten oder Schnüren angeordnet war, die nach allen Seiten über seine Augen und hinten bis auf seine Schultern hingen. Er war das wildeste Individuum, das ich bisher gesehen hatte, wilder noch als die Buschmänner vom Mababe – das Idealbild eines wilden, ungezähmten Menschen.

19. Dezember. – Es wurde ein wunderschöner Tag, kühl und bewölkt nach dem Regen. Der Pfad führte uns in nordwestlicher Richtung, wobei wir ständig zum Tafelland von Manica aufstiegen. Momentan sah das Land hier bezaubernd aus; das junge Gras war – dank der heftigen Regenfälle der letzten vierzehn Tage – auf den Hügeln und in den Tälern einen Fuß bis achtzehn Zoll hoch geschossen, jeder Baum und Strauch stand in vollem Laub, und alles wirkte grün, frisch und freundlich. Ein großer Teil der Bäume und Sträucher in diesen Hügeln trägt wohlriechende und hübsche Blüten, und ich bemerkte mehr kleine Wildblumen als in jedem anderen Teil des Landes, den ich bisher besucht hatte.

Gegen zwei Uhr traten wir aus den Hügeln hervor und betraten das dahinterliegende Tafelland – große offene Ebenen oder vielmehr sanft gewelltes Hügelland, durchsetzt von Ketten niedriger Hügel, genau wie Teile des Maschuna-Landes südlich des Sambesi. Ich denke, wir müssen gut 2500 Fuß über das Sambesi-Tal aufgestiegen sein, und schätze, dass wir uns nun 3500 Fuß über dem Meeresspiegel befinden. Die Temperatur war herrlich angenehm und ganz frisch und kühl nach der stickigen, schwülen Hitze des Sambesi; das Thermometer zeigte einen Unterschied von 20°. Wir hielten im ersten Manica-Kraal, den wir erreichten, und machten uns für die Nacht bereit, da von allen Seiten Regen drohte. Ich ging hinaus, um nach Wild zu suchen, und nach vorsichtiger Pirsch im offenen Gelände kam ich bis auf 200 Yards an einen einsamen alten Rappenantilopenbullen heran und erlegte ihn mit meinem Martini-Henry-Gewehr. Seine Hörner waren klein, obwohl er ein ausgewachsenes Tier war.

20. Dezember. – Sehr nebliger Morgen, der Regen ankündigte; als jedoch die Sonne aufging, verzog sich der Nebel, und wir hatten einen schönen kühlen Tag. Gegen Mittag erreichten wir einen kleinen Manica-Kraal, wo wir für den Rest des Tages blieben. Am Nachmittag ging ich mit meinem Gewehr hinaus und schoss eine Konze-Antilope (Lichtenstein-Antilope), die erste, die ich je gesehen hatte. Es war ein einsamer alter Bulle und ein prächtiges Exemplar. Ich traf ihn genau an der Schwanzwurzel mit einer Kugel (zehn auf das Pfund), musste ihn aber mindestens vier Meilen weit über die Flächen verfolgen, bevor ich ihn zur Strecke brachte. Diese Antilopen ähneln sehr stark der Kuhantilope Südafrikas; die Hörner sind jedoch kürzer und an der Basis flacher, und die Stirn ist bei weitem nicht so langgestreckt.

Der schwarze Fleck auf der Vorderseite des Gesichts, wie man ihn bei der Kuhantilope findet, fehlt bei der Konze ebenfalls; ihre Färbung ist ein einheitliches Hellrot mit weißlichen Markierungen an den Tränensäcken unter den Augen. Die allgemeine Farbe des Tieres ist etwas heller als die der Kuhantilope, wobei der Schwanz, die Knie und die Vorderseite aller vier Beine schwarz sind. Auf diesen Ebenen gab es große Mengen einer kleinen, anmutigen Antilope, die der Oribi der Kapkolonie und Natals sehr ähnlich, wenn nicht gar mit ihr identisch ist; sie waren von einem satten Rot mit auffälligen schwarzen Schwänzen. Wie alles andere Wild hier in der Gegend waren sie sehr wild und scheu.

21. Dezember. – Weiterreise zu Chorumanes Stadt am kleinen Fluss Maiyune. Auf dem Weg passierten wir eine große Herde Zebras, angeführt von zwei prächtigen Elenantilopen, die in der offenen Ebene standen. Gegen 14 Uhr fiel ein ungeheurer Regen direkt über der Stadt nieder, der jede Hütte überflutete. Binnen kurzem schien das ganze Dorf in einem See zu stehen, und in jeder Hütte stand das Wasser einen Fuß tief. Gegen Abend hörte der Starkregen auf, aber ein Nieselregen hielt den größten Teil der Nacht an. Mit Hilfe einiger dicker Holzscheite gelang es uns, unsere Lagerstatt gerade so über dem Wasser zu errichten.

22. Dezember. – Verwundete sehr früh am Morgen einen Oribi und folgte ihm bis fast zum Mittag, da ich sehr darauf brannte, ein Exemplar dieser (für mich) neuen Antilope zu erhalten. Schließlich entkam er jedoch in hohes Gras, und ich musste die Verfolgung aufgeben. Am Nachmittag ging ich hinaus, um nach Wild zu suchen, und stieß auf ein Rudel Konze-Antilopen. Nach viel Mühe kam ich schließlich auf 200 Yards an eine heran; ich feuerte mit dem Martini-Henry und streckte sie nieder. Bevor ich sie jedoch erreichen konnte, erholte sie sich, kam wieder auf die Beine und folgte der Herde. In der Annahme, dass sie bald aufgeben müsse, folgte ich ihr und rannte mehr als eine Stunde lang den größten Teil des Weges, konnte aber nie näher als auf 250 Yards herankommen. Die Kugel war glatt durchgegangen, ziemlich weit oben und ein Stück hinter den Schultern, und muss die Lungen nur knapp verfehlt haben.

Dauerregen

Man konnte deutlich sehen, wie das Blut an beiden Seiten herablief und einen dunklen Streifen auf der hellen, gelblich-roten Haut bildete. Schließlich gab ich jede Hoffnung auf, sie zu erjagen, und feuerte aus einer Entfernung von 250 Yards auf den großen Bullen der Herde. Ich landete einen Glückstreffer, da ich durch das harte Laufen bereits unsicher geworden war; die Kugel traf ihn an der Hüfte und wanderte, wie wir später feststellten, durch die gesamte Länge seines Körpers, um im Nacken stecken zu bleiben. Das Tier lief jedoch noch mindestens zwei Meilen, bevor wir es schließlich zum Stehen brachten und mit dem Assegai erlegten. Dies war, wie ich glaube, ein sehr alter Bulle, da er viel dunkler gefärbt war als der Rest der Herde und als der einzelne Bulle, den ich zwei Tage zuvor geschossen hatte. Entlang seines Rückens war die Farbe ein sehr sattes Dunkelrot; etwa

eine Handbreit hinter jeder Schulter befand sich ein Fleck von dunkelgrauer Farbe mit etwa sechs Zoll Durchmesser; die Innenseiten der Oberschenkel und der Bauch waren von einem sehr blassen Gelb, fast weiß.

23. Dezember. – Es regnete den ganzen Tag; so blieben wir, wo wir waren, in einer sehr undichten Kaffernhütte. Ich nutzte die Verzögerung, um den Kopf der Konze sehr sorgfältig abzuhäuten und zu präparieren.

Heiligabend. – Obwohl es immer noch sehr nach Regen aussah, packten wir unsere Sachen und drängten vorwärts. Gegen Mittag erreichten wir eine alte, verlassene Kaffernstadt. Hier schoss ich einen prächtigen Oribi-Bock, den ersten, den ich je zur Strecke brachte. Gegen 15 Uhr kamen wir zu einer Art Schuppen. Da einige heftige Schauer niedergegangen waren und dichte Massen von Regenwolken uns von allen Seiten einschlossen, beschlossen wir hier zu schlafen. Indem wir zwei wasserdichte Planen über ein Ende spannten, machten wir es uns halbwegs gemütlich. Etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang kam der Regen in Strömen herunter und hielt die gesamte Nacht ohne Unterbrechung an.

Erster Weihnachtstag. – Bei Tagesanbruch regnete es in Strömen, und wir waren auf allen Seiten in gewaltige Massen dichten Nebels gehüllt. Es gelang uns, ein Frühstück aus Oribi und Kaffernkorn aufzutreiben; aber zum Abendessen (unserem Weihnachtsessen) hatten wir absolut nichts. Ich muss hier erwähnen, dass alle Vorräte, die wir aus Pandamatenka mitgebracht hatten – Kaffee, Zucker, Tee und alles andere –, bereits aufgebraucht waren, bevor wir Mendonças Insel verließen. Mendonça selbst hatte keinerlei europäische Vorräte, da er seit drei Jahren nicht mehr in Quelimane gewesen war. So lebten wir seit dem Verlassen des Sambesi ausschließlich von dem, was ich schoss und was wir von den Kaffern kaufen konnten, und hatten nichts als Wasser zu trinken.

In diesem Dilemma – und da das Wetter keine Anzeichen von Besserung zeigte – schickten wir einige unserer Jungen zur nächsten Stadt, die laut den Schakundas nicht weit entfernt sein sollte, um einige Hühner und Mehl für uns und für sich selbst zu kaufen. Gegen 14 Uhr hörte der Regen auf, aber es schien wahrscheinlich, dass er bald wieder einsetzen würde. Eine Herde Konze-Antilopen kam direkt gegenüber auf der anderen Flussseite herunter, suchte aber das Weite, als sie etwas Verdächtiges bemerkten. Ich folgte ihnen einen weiten Weg und kam schließlich zum Schuss, verfehlte aber. Die Kaffern, die wir ausgesandt hatten, um Proviant für unser Weihnachtsessen zu kaufen, kamen zurück und berichteten, die Stadt sei zwar nicht weit, aber die Leute weigerten sich zu verkaufen, außer zu den unverschämtesten Preisen.

Da sich die Wolken nun ein wenig verzogen hatten und wir keinerlei Nahrung besaßen, packten wir sofort zusammen und machten uns auf den Weg zur Stadt, fest entschlossen, etwas für das Abendessen zu kaufen. Kurz vor dem Kraal, kurz vor Sonnenuntergang, erblickte ich in weiter Ferne eine Rappenantilope. Indem ich durch einen sumpfigen Sumpf und ein dichtes Schilfbett watete, in dem mir das Wasser bis zur Mitte reichte, erreichte ich einen Hügel mit einigen Büschen, hinter denen ich die Rappenantilope zuletzt hatte weiden sehen.

Rappenantilope erlegt

Vorsichtig über den Kamm spähend, sah ich den prächtigen alten Bullen keine achtzig Yards von mir entfernt liegen. Im selben Augenblick bekam er meinen Wind und sprang auf, wobei er mir eine Chance bot, die ich nicht ungenutzt ließ: Ich setzte ihm eine Kugel genau in die Mitte der Schulter. Er raste etwa 150 Yards in vollem Tempo davon, hielt

dann an, drehte sich um und präsentierte mir seine andere Schulter, woraufhin ich ihm eine zweite Kugel gab, die sein Schicksal besiegelte.

Die Sonne war nun untergegangen, und Regenfluten, die aus dichten schwarzen Wolken stürzten, durchnässten mich bis auf die Knochen, lange bevor ich die Kaffernstadt erreichen konnte. Owen war es gelungen, zwei undichte Hütten aufzutreiben – eine für unser Gepäck und die andere für uns selbst. Aber alles war dunkel, nass und im höchsten Maße trostlos, und der Regen fiel weiterhin in Strömen. Ich schickte sofort alle Jungen los, um das Fleisch der Rappenantilope hereinzubringen. Als es eintraf, gelang es mir, mit etwas davon ein wenig Kaffernkornmehl zu kaufen, aus dem wir schließlich gegen zehn Uhr nachts unser Weihnachtsessen bereiteten – beim flackernden Licht einer Lampe, die wir aus etwas Markfett in einem Teller und ein paar Fäden einer Decke als Docht improvisiert hatten. So ist das Leben! Der einzige Trost war der Gedanke, dass wir uns in einem Land befanden, das zuvor noch nie von den Füßen eines Untertans von Königin Viktoria betreten worden war.

26. Dezember. – Bei Tagesanbruch regnete es heftig, und am Himmel war kein Lichtstreif zu sehen. Da die nächste Stadt als beträchtlich entfernt gemeldet wurde und der Regen erst spät am Nachmittag aufhörte, blieben wir, wo wir waren. Die Kaffern hier waren sehr schwierig im Umgang und wollten uns nichts verkaufen, außer zu den unverschämtesten Preisen. Am Abend setzte wieder heftiger Regen ein.

27. Dezember. – Wieder Regen von der Morgendämmerung bis etwa zehn Uhr vormittags. Da wir ziemlich ausgehungert waren, sahen wir uns nun gezwungen, zur nächsten Stadt vorzudringen, die wir kurz vor Sonnenuntergang erreichten. Den ganzen Tag reisten wir durch schönes Waldland, durchsetzt mit offenen Lichtungen, in denen fast überall ein Bach floss. In diesen Wäldern fanden wir die Tsetsefliege in Hülle und Fülle. Am Nachmittag schoss Owen eine Konze-Kuh.

Bei der Ankunft in der Stadt (der größten, die wir bisher gesehen hatten) stellte sich der Enduna krank und wollte uns nicht empfangen; auch wollte keiner seiner Leute uns etwas verkaufen oder eine Nachricht zu ihm bringen. Schließlich ging ich selbst zu ihm und schaffte es, eine Hütte für unser Gepäck für die Nacht zu bekommen. Ich überreichte ihm einen Faden Kaliko und sagte ihm gleichzeitig, dass wir hungrig seien; alles, was ich dafür bekam, waren etwa zwei bechergroße Portionen Kaffernkorn. Weder er noch sein Volk konnten dazu bewegt werden, uns mehr zu verkaufen. Diese Kaffern betrachteten uns offensichtlich mit Argwohn und legten uns, da sie es nicht wagten, zu offener Gewalt zu greifen, alle erdenklichen Hindernisse in den Weg, um unser weiteres Vordringen ins Land zu verhindern.

An diesem Volk gibt es nichts zu bewundern. Sie sind kein stattlicher Schlag und in ihren Gewohnheiten sehr schmutzig und liederlich. Ihre Hütten sind eine Schande selbst für die primitivsten Wilden mit festen Wohnsitzen. Obwohl es hier Holz und Gras im Überfluss gab, waren ihre Hütten allesamt jämmerlich klein, nur halb gedeckt und anscheinend nie repariert, sodass sie wie Siebe leckten. Zudem waren sie von Ratten und einer Wanzenart verseucht, die der südafrikanischen Tampan-Wanze ähnelt, aber viel größer und giftiger ist; ihr Biss verursacht große Schwellungen, die oft in eiternde Geschwüre übergehen. Owen litt sehr unter ihnen, und bei fast allen meinen Kaffern schwollen Füße und Knöchel stark an. Da wir nichts hatten, um den ständigen Regen abzuhalten, und meist zu spät in den Städten ankamen, um uns einen Schutz aus Zweigen und Gras zu bauen, waren wir gezwungen, in ihren schmutzigen Hütten zu schlafen, und litten entsprechend. Der Häuptling dieser Stadt hieß Mashato. Tsetsefliegen gab es reichlich, nicht nur in den bewaldeten Sandgürteln, die wir gerade passiert hatten, sondern auch in der Stadt selbst.

28. Dezember. – Ein weiterer Regentag, insgesamt zu nass, um es mit unseren Sachen zu wagen. Gegen Mittag klarte es jedoch etwas auf, und bis zum Abend wurde der Himmel ziemlich hell – es sah aus, als ob der Regen, der nun drei Wochen lang ununterbrochen angehalten hatte, eine Pause einlegen wollte. Gegen 15 Uhr ging ich hinaus, um nach Wild zu suchen; ich stieß auf eine Herde Zebras und Konze-Antilopen und schaffte es, zwei zu erlegen, von jeder Art eines. Ich sah auch eine einzelne Rappenantilope und einige Riedböcke.

29. Dezember. – Ein schöner, heller Tag, obwohl der schwere Tau das Gehen durch das lange Gras am frühen Morgen unangenehm machte. Passierten ein wunderschön aussehendes Wildland, sahen aber nur einen alten Konze-Bullen, auf den Owen einen Schuss abgab. Nach einem Marsch von etwa fünfzehn Meilen erreichten wir mehrere kleine Kraals, wo die Leute viel freundlicher schien als in den beiden Städten zuvor. Der alte Enduna tat sein Bestes, um es uns bequem zu machen, und gab uns die größte Hütte der Stadt zum Schlafen.

30. Dezember. – Ein schöner Tag und sehr heiß. Bekamen zwei neue Träger, die uns bis zu Sitandas Kraal begleiten sollen, der laut ihrer Aussage drei Tagesmärsche von hier entfernt liegt. Ein zweistündiger Marsch brachte uns zu Melimbas Kraal, der einige Rinder besitzt. Der Sohn des Enduna kam uns entgegen und verkaufte uns ein wenig Salz aus dem Land der Maschukulumbwe sowie einige Erdnüsse. Er brachte auch einen etwa zehnjährigen Jungen zum Verkauf; er verlangte drei Faden weißes Leinen für ihn. Ich hatte jedoch nichts entbehrlich, da unser Vorrat bereits sehr niedrig war. Ein Stück weiter schoss ich einen sehr schönen Riedbock-Bock; seine Hörner massen 15 Zoll entlang der Kurve und 12,5 Zoll in gerader Linie von der Spitze bis zur Basis. Danach brachte uns ein halbstündiger Marsch zu einem kleinen Fluss, dem Nwongwe, der nach Südosten fließt, und eine weitere Meile zu einigen kleinen, jämmerlich aussehenden Kraals. Am Abend stellten wir fest, dass unsere beiden neuen Träger weggelaufen waren; einer von ihnen war einem Gläubiger begegnet, der ihm mit körperlicher Züchtigung gedroht hatte, falls er nicht zahle. Wir schickten seinen Gläubiger sofort hinter ihm her.

31. Dezember. – Mein Geburtstag. Werden hier festgehalten, da unsere beiden Träger gestern getürmt sind. Ein heißer, sonniger Tag. Es war nun etwa die heißeste Zeit des Jahres, dennoch registrierte das Thermometer nur 84° F (ca. 29° C) im Schatten, was 20° bis 25° F weniger war als die Hitze, die wir täglich während der sechs Wochen am Sambesi im November und Dezember erlebt hatten. So endete das Jahr 1877.

KAPITEL XVI

Knappheit an Wild und Vorräten – Ankunft in Sitandas Kraal – Moskitos – Lukanga-Fluss – Letschwe-Antilopen – Fieber – Düstere Aussichten – Ankunft von Canyemba – Kauf eines Kaffern – Aufbruch zum Sambesi – Erreichen von Mendonças Insel – Aufbruch ins Matabele-Land – Inyoga – Ankunft in Inyati

1. Januar 1878. – Zogen etwa zwanzig Meilen weiter westwärts und schliefen an einem kleinen Bach namens Calolo, der zum Kafukwe fließt. Schoss am Abend einen Riedbock. Es gibt hier mehrere Kraals, aber wir konnten kein Getreide kaufen, so dass es den Leuten in dieser Saison nahrungstechnisch schlecht gehen muss. Diese Manica-Leute sind ein erbärmlicher Schlag, unbewandert in mehreren einfachen Fertigkeiten, die allen anderen Kaffern und Buschmännern, die ich je gesehen habe, bekannt sind – wie zum Beispiel das Zurichten von Fellen. Sei es aus Faulheit oder Dummheit, sie sind unfähig, ein Fell zu verwerten, das größer ist als das einer Antilope der kleinsten Art oder einer Wildkatze. Die spärliche Kleidung beider Geschlechter besteht aus Stücken der inneren

Rinde des Machabel-Baumes, die zusammengenäht sind. Aus dem gleichen Material fertigen sie auch Decken von beträchtlicher Größe an. Die Manica-Männer tragen alle Pfeil und Bogen, wobei die Pfeile als giftig gelten.

2. Januar. – Wanderten am Morgen zum kleinen Fluss Kemba, eine Strecke von etwa fünfzehn Meilen. Obwohl zuletzt so viel Regen gefallen war, gibt es zwischen diesen beiden kleinen Flüssen kein Wasser; in der Tat scheint das Land, das wir seit dem Verlassen des Chongwe durchquert haben, schlecht bewässert zu sein. Auf dem Marsch schoss ich einen Zebrahengst dicht am Fußpfad. In dieser Stadt konnten wir kein Getreide bekommen, so dass wir alle Jungen zurückschicken mussten, um das Zebrafleisch hereinzubringen; da sie erst bei Einbruch der Dunkelheit zurückkehrten, schliefen wir dort, wo wir waren.

3. Januar. – Zogen zur nächsten Stadt weiter, etwa acht Meilen entfernt in nördlicher Richtung. Hier wurden wir wieder den ganzen Tag durch den Kauf von Getreide aufgehalten, da wir hörten, dass weiter vorn eine Hungersnot im Land herrsche und wir keines mehr bekommen würden. Am Nachmittag entluden sich zwei oder drei Gewitter um uns herum, und wir bekamen zwei heftige Regenschauer ab.

4. Januar. – Zogen am Morgen zu weiteren Städten weiter, wo wir frühstückten. Am Nachmittag machten wir eine weitere Etappe und schliefen an einer kleinen Wasserstelle (*pan*). Ging am Abend mit meinem Gewehr hinaus und verwundete ein Zebra, verlor es aber. Ich sah auch eine Herde Konze-Antilopen und zwei Elenantilopen-Bullen, aber da sie im Freien standen, sahen sie mich schon von weitem, und ich kam nicht zum Schuss, obwohl ich ihnen bis Sonnenuntergang folgte.

5. Januar. – Kamen etwa zwölf Meilen in nördlicher Richtung voran. Sah am Morgen eine Herde Zebras. Ging am Nachmittag hinaus, um nach Wild zu suchen, sah aber nichts. Dies ist ein infernalisches Land zum Reisen; da zum Zeitpunkt unseres Besuchs eine Hungersnot herrschte, war von den Kaffern in Form von Proviant nichts zu bekommen, außer gelegentlich ein sehr kleiner Korb Getreide, für den wir einen höchst unverschämten Preis zahlen mussten. Je weiter wir zudem ins Land vordrangen, desto seltener wurde das Wild; wenn sich die Dinge nicht besserten, hatten wir gute Chancen zu verhungern. In dieser Nacht wurden wir, wie schon gestern und vorgestern, von Moskitos aufgefressen.

Ankunft bei Sitanda

6. Januar. – Erreichten eine kleine Stadt nahe Sitandas Kraal, dem Häuptling des Landes. Hier hielten wir an und frühstückten eine Handvoll Erdnüsse, während Boten vorausgingen, um unsere Ankunft anzukündigen. Gegen 14 Uhr kehrten sie mit der Nachricht zurück, dass wir näher kommen sollten, um den großen Mann des Landes zu sehen, und gleichzeitig ein Geschenk für ihn mitbringen sollten.

Ein halbstündiger Marsch brachte uns in Sichtweite einer kleinen Ansammlung von Hütten, wo uns ein junger Kaffer empfing, der uns informierte, dass wir uns dem Häuptling an jenem Tag nicht weiter nähern dürften, und uns gleichzeitig den Platz zuwies, der für unser Lager vorgesehen war. Dass der Häuptling einer so kleinen, armen und erbärmlichen Nation so viel Staat machte, überraschte uns nicht wenig. Da wir uns jedoch keines Verstoßes gegen die Etikette schuldig machen wollten – und es uns zudem herzlich egal war, ob wir ihn jetzt, in einem Monat oder gar nicht sahen –, fügten wir uns seinen Wünschen in allem, außer dass wir, statt dort zu lagern, wo er es wünschte, in die bereits fertigen Hütten des portugiesischen Händlers Joaquim da Costa zogen. Für diesen

hatten wir den Brief von Mendonça und wir hatten gehofft und erwartet, ihn hier anzutreffen. Unglücklicherweise war er jedoch, nachdem er schwer unter Fieber gelitten hatte, fünf Tage vor unserer Ankunft zum Kafukwe abgereist. Gleichzeitig schickten wir Sitanda ein Stück farbigen Stoff und ein Baumwolllaken sowie den Hinweis, dass wir hungrig seien.

Bald darauf kam eine Nachricht zurück, in der er uns für das Geschenk dankte und – die Neugier hatte wohl die Würde besiegt – uns bat, ihm einen Besuch abzustatten. Also gingen wir hinauf. Wir fanden den alten Burschen, einen schmächtig gebauten alten Kaffern mit einem scharfsinnigen Gesicht und feinen Zügen, der mit etwa einem Dutzend Kumpanen vor seiner Hütte saß.

Wenn seine Leute zum ersten Mal zu ihm kommen, um Neuigkeiten zu berichten, wälzen sie sich vor ihm auf dem Rücken im Staub, und wenn sie danach mit ihm sprechen, legen sie sich auf die Seite und reiben am Ende jedes Satzes eine Schulter im Staub. Er fragte uns, weshalb wir in das Land gekommen seien, und als wir ihm sagten, dass wir gekommen seien, um Elefanten zu jagen, und ihn um Erlaubnis baten, antwortete er, dass wir jagen dürften, aber dass ein Stoßzahn jedes erlegten Elefanten ihm als König des Landes gehöre und wir den anderen behalten dürften; dann fügte er hinzu, dass wir beide Stoßzähne behalten könnten, wenn wir ihm ein kleines Geschenk gäben.

Das klang so, als hätte er entweder eine sehr geringe Meinung von unseren jagdlichen Fähigkeiten oder als gäbe es nur sehr wenige Elefanten im Land; ich denke, Letzteres war der wahre Grund. Dass Manica ein gutes Elefantenland sei, ist wohl ein Mythos, da wir nicht einmal eine alte Fährte gesehen hatten; zudem hörten wir, dass Da Costa keinen einzigen Stoßzahn von Sitanda kaufte, der wahrscheinlich gar keine zum Verkauf hatte. Wir beschlossen jedoch, falls es hier keine Elefanten gäbe, den Kafukwe zu überqueren und im Mashukulumbwe-Land nach ihnen zu suchen. Am Abend klagte Owen darüber, dass er sich krank fühle.

7. Januar. – Gingen hinunter zu Sitandas Viehposten, etwa vier Meilen östlich. Auf dem Weg sah ich einige Konze-Antilopen und Zebras und verwundete eines der Letzteren, verlor es aber, nachdem ich der Blutspur lange gefolgt war. Am Viehposten gab es etwa fünfzig Kühe und Ochsen sowie zwanzig kleine Kälber; dieses Vieh war die kleinste Rasse, die ich je gesehen hatte. Ich maß eine der größten Kühe (obwohl sie alle fast die gleiche Größe hatten); sie maß am Widerrist gerade einmal 3 Fuß und 4 Zoll (ca. 102 cm). Trotz ihrer geringen Größe sind diese kleinen Kühe hervorragende Milchgeber; sie hatten alle sehr kleine Hörner und waren wirklich wunderschöne kleine Tiere. Vom Viehposten aus gingen wir weiter zum Lukanga-Fluss.

Die Letschwe-Antilope

Dort schoss ich einen prächtigen Letschwe-Bock, eine Antilope, die ich in diesem Teil Afrikas nicht zu finden erwartet hatte; sie war jedoch in jeder Hinsicht identisch mit den Letschwes, die ich am Chobe-Fluss geschossen habe. Auch die Sitatunga-Antilope (*Tragelaphus spekii*) kommt in den Sümpfen des Lukanga vor; die Einheimischen hier nennen sie „n'zobe"; am Bangweolosee wird sie laut Dr. Livingstone „n'zoe" genannt. Bei meiner Rückkehr fand ich Owen in wesentlich schlechterem Zustand vor; er hatte einen schweren Fieberanfall.

8. Januar. – Owen geht es sehr schlecht; er hat alle Kraft in seinen Gliedern verloren. Ich wusste nicht, wie es enden würde, befürchtete aber, dass es all unseren Elefantenjagd- und Erkundungsplänen ein Ende setzen würde. Dies ist ein schreckliches Land, um krank zu

sein – nichts zu essen und hunderte Meilen vom nächsten weißen Mann entfernt. Die Moskitos waren in unglaublicher Zahl vorhanden; glücklicherweise hatte Owen sein Moskitonetz dabei. Da ich meines am Sambesi zurückgelassen hatte, litt ich in den beiden vorangegangenen Nächten entsetzlich und konnte kein Auge zutun; heute fertigte ich mir jedoch ein Netz aus Salampore-Stoff, von dem ich hoffte, dass es seinen Zweck erfüllen würde.

9. Januar. – Mein Moskitonetz bewährte sich hervorragend, und ich stand am nächsten Morgen nach einem erholsamen Schlaf auf, dem ersten seit fünf Nächten. Ging wieder zum Lukanga-Fluss hinunter, um nach Letschwes zu suchen, von denen ich schließlich eine große Herde entdeckte. Durch viel Kriechen und Krabbeln durch einen morastigen Sumpf, wobei mir das Wasser oft bis zu den Knien stand, kam ich schließlich ziemlich nah an sie heran. Während ich versuchte, mich an einen prächtigen alten Bock heranzupirschen, der für sich allein äste, schreckte ich einige der Kühe auf, und alle rannten davon. Sie hielten jedoch bald an, um sich umzusehen, und ich gab drei Schüsse auf sie ab, als sie ziemlich dicht beieinander standen. Ich tötete zwei und verwundete zwei weitere; einer davon hatte ein Hinterbein gebrochen, und nach einer etwa einstündigen Jagd durch den Sumpf holten wir ihn ein und erlegten ihn mit Assegais. Das andere verwundete Tier erreichte wieder die Herde; so erlegte ich drei Tiere, allesamt Kühe. Owen ist immer noch sehr krank; er konnte nichts essen und klagte über große Kopfschmerzen.

10. Januar. – Wie ich befürchtet hatte, löste die gestrige Arbeit bei den Letschwes einen Fieberanfall aus; das ist auch nicht verwunderlich. Ich war mindestens sechs Stunden im Sumpf, kroch teilweise auf Händen und Knien durch schwarzen, stinkenden Schlamm, der unter den Strahlen einer tropischen Sommersonne gärte, und watete die restliche Zeit bis zu den Knien in Schlamm und Wasser. Aber da wir außer Kaffernkorn nichts zu essen hatten und hier kaum Wild war, war ich gezwungen, diesen Letschwes im Sumpf nachzustellen. Owen ist sehr krank; er konnte weder schlafen noch essen. Ich gab ihm eine Flasche von Warburgs Fiebertinktur.

Fieber und Hungersnot

11. Januar. – Liege wieder mit einem sehr heftigen Fieberschub nieder; furchtbare Kopfschmerzen. Gestern Abend badete ich in kaltem Wasser, was vielleicht damit zu tun hatte. Mein Basuto-Junge liegt ebenfalls darnieder. Wir befanden uns nun in einer misslichen Lage – alle krank an einer sehr bösartigen Form des Fiebers und das inmitten eines Hungerlandes. Acht jämmerliche kleine Kaffernhühner, etwa so groß wie ein Bantam-Huhn und nur Haut und Knochen, dazu ein wenig Kaffernkorn und schlechtes Wasser – das war absolut alles, was wir zu essen und zu trinken hatten. Wenn wir nicht rechtzeitig gesund genug geworden wären, um diesen verfluchten, pestilenzartigen Ort zu verlassen, bevor unsere schmale Ration aufgebraucht war, hätte es wahrlich düster ausgesehen. In direkter Luftlinie waren wir mehr als vierhundert Meilen von Inyati entfernt, dem entferntesten Handelsposten und der Missionsstation im Matabele-Land, dem nächsten Punkt, an dem wir hoffen konnten, so etwas wie Nahrung für einen Kranken zu bekommen. Denn Mendonça war zwar sehr gastfreundlich, hatte aber selbst nichts zu essen, außer dem, was er von den Kaffern bekam. Auf der Route, die wir reisen mussten, lagen mindestens siebenhundert Meilen Wildnis vor uns, bevor wir diesen Zufluchtsort erreichen konnten – ein langer und scheinbar hoffnungsloser Marsch für kranke Männer.

13. Januar. – Dank Warburgs Fiebertinktur – die ich für die stärkste und wirksamste Medizin gegen diese Krankheit halte – hatten die übermäßigen und fast unerträglichen

Kopfschmerzen weitgehend nachgelassen; aber ich fühlte mich immer noch sehr krank, und Owen sowie mein Basuto-Junge waren beide in schlechtem Zustand.

14. Januar. – Entsetzlich krank. Owen geht es geringfügig besser.

15. Januar. – Wieder etwas besser. Gestern ging ich hinauf zu Sitanda, überreichte ihm ein Geschenk und bat um einen Mann, der uns den Weg zu Da Costa zeigen könnte (nur anderthalb Tage entfernt), damit wir versuchen könnten, von ihm einige Männer zu bekommen, die uns aus dem Land helfen. Dies lehnte er rundweg ab. Der unmenschliche alte Barbar kannte offensichtlich die tödliche Bösartigkeit dieses Fiebers und dachte wohl, wenn er uns nur daran hinderte, Hilfe zu erhalten, müssten wir bald Krankheit und Hunger erliegen, woraufhin er alles beschlagnahmen könnte, was wir bei uns hatten. Er weigerte sich auch, uns irgendeine Art von Nahrung zu verkaufen, und muss eine Nachricht an die benachbarten Kraals geschickt haben, die den Leuten verbot, uns etwas zu verkaufen; denn anfangs brachten sie noch einige Hühner und etwas Getreide zum Verkauf, jetzt aber kam niemand mehr in unsere Nähe.

16. Januar. – Kann nachts nicht schlafen. In den letzten drei Nächten habe ich kein Auge zugetan.

17. Januar. – Gegen Mitternacht begann ein stetiger Regen zu fallen. Es ist jetzt etwa 10 Uhr morgens, und der Regen hat noch nicht aufgehört. Alles wirkte unsagbar düster und völlig trostlos. Wenn wir nur etwas zu essen hätten, bestünde die Chance, gesund zu werden; aber Kaffernkorn und Wasser ist alles, was wir haben.

19. Januar. – Owen geht es etwas besser. Canyemba ist endlich vom Sambesi eingetroffen, und wir hoffen nun zuversichtlich, drei oder vier Jungen von ihm zu bekommen, die uns aus dem Land helfen. Ein portugiesischer Händler, den wir bei Mendonça gesehen hatten, hatte ihn begleitet, war aber zurückgeblieben.

21. Januar. – Der portugiesische Händler traf gegen Mittag ein. Er sah sehr krank aus und war von dem Land vollkommen angewidert. Am Nachmittag ging ich zum alten Canyemba, um zu versuchen, drei Jungen von ihm für den Rückweg zum Sambesi zu bekommen. Obwohl er zweihundert Mann bei sich hatte, gab er uns keinen einzigen und half uns in keiner Weise; er gab uns auch keinen Mann, um den Brief zu tragen, den ich von Mendonça an Da Costa erhalten hatte, der nur anderthalb Tagesmärsche von hier entfernt war und uns nach dem Lesen des Briefes seines Herrn zweifellos jede in seiner Macht stehende Hilfe gewährt hätte. Am Abend erlitt ich einen Fieberrückfall und war die ganze Nacht sehr krank.

Es war offensichtlich, dass wir um jeden Preis von hier weg mussten, da es zweifellos ein ganz besonders ungesunder Ort war; zudem gab es keinerlei Nahrung mehr zu kaufen. Ich versuchte, mit dem Portugiesen eine Vereinbarung zu treffen, um einige Stücke Kaliko von ihm zu bekommen und Mendonça zu bezahlen, bei dem ich bei meiner Ankunft am Sambesi einige Pfund hinterlassen hatte. Er wollte darauf jedoch nicht eingehen. Dann fragte ich, ob er uns nicht etwas überlassen würde, wenn wir ihm Mendonças Brief an Da Costa gäben und ein Papier unterzeichneten, in dem stand, was wir von ihm erhalten hatten, mit der Bitte, es ihm zurückzugeben. Auch darauf wollte er sich nicht einlassen. Als letzte Ressource fragte ich ihn, ob er nicht ein großkalibriges Vorderlader-Elefantengewehr kaufen wolle. Dazu war er bereit und handelte ein hartes Geschäft mit mir aus: Er gab nur fünf Stücke Kaliko (24 Yards) für ein erstklassiges Elefantengewehr, einen halben Sack Pulver und etwa fünfzig Kugeln.

22. Januar. – Immer noch damit aufgehalten, zu versuchen, einige Träger aus den umliegenden Dörfern zu bekommen. Wir stellten jedoch fest, dass das herzlose alte Biest Sitanda den Befehl gegeben hatte, dass keiner seiner Leute für uns tragen oder uns in irgendeiner Weise helfen dürfe, egal welche Bezahlung wir anböten. An seinen Motiven kann kein Zweifel bestehen: Er glaubte, wenn er uns nur an der Flucht hindern könnte, würden wir bald aus dieser Welt scheiden, und er könnte sich dann wie ein Geier auf unsere Sachen stürzen. Ich denke, er und sein Volk waren zu feige, um zu offener Gewalt zu greifen.

Ein Sklave wird gekauft

23. Januar. – Sortierten unsere Sachen aus und ließen den größten Teil unserer Patronen und viele andere Artikel zurück, um das Gepäck für unser spärliches Gefolge so weit wie möglich zu reduzieren. Am Abend kam der Portugiese mit einem Sklaven zum Verkauf herab, einem jungen Kaffern im Alter von etwa achtzehn oder zwanzig Jahren. Da es für uns von lebenswichtiger Bedeutung war, Träger zu bekommen, zögerte ich nicht, ihn zu kaufen. Nach einigem Feilschen gelang es uns, ein Geschäft abzuschließen: Wir gaben 320 geladene Patronen für dieses nicht gerade vertrauenerweckend aussehende Exemplar der Menschheit. Wie viele Leute hier in der Gegend hatte er alle seine Zähne zu scharfen Spitzen gefeilt. Der Portugiese sagte mir, ich müsse ihn tagsüber gut bewachen und ihn nachts fesseln; ich erklärte ihm jedoch durch einen meiner Jungen, dass ich ihn zwar gekauft hätte, ihn aber nicht als Sklaven behalten wolle. Wenn er für mich bis zum Sambesi tragen würde, könne er danach gehen, wohin er wolle, oder weiter gegen Lohn für mich arbeiten.

24. Januar. – Endlich, gegen 10 Uhr morgens, gelang es uns, die ersten Schritte zum Rückzug von diesem verfluchten Ort zu machen, an dem wir achtzehn elende Tage verbracht hatten. Da ich während der Nacht einen Rückfall erlitten hatte, fühlte ich mich sehr krank und schwach; aber Not kennt kein Gebot, und so schleppten wir uns so gut wie möglich voran und müssen im Laufe des Tages mehrere Meilen geschafft haben.

25. Januar. – Wir sind beide sehr erschöpft; im Laufe des Tages schafften wir es, etwa fünf Meilen weit zu kriechen. Nichts zu essen außer bloßem Kaffernkorn und zwei kleinen grünen Kürbissen; heftiger Regen während der Nacht. Das ganze Land war nun von etwa sechs Fuß hohem Gras bedeckt, und die Vegetation war viel üppiger, als ich sie irgendwo südlich des Sambesi gesehen hatte. Auch der Tau fiel in erstaunlichen Mengen und machte, zusammen mit dem ständigen heftigen Regen, alles „verdammt nass, feucht und unangenehm“, wie Mr. Mantalini sagen würde.

26. Januar. – Taumelten einige Meilen weiter. Drei sehr schwere Gewitter mit Fluten tropischen Regens gingen im Laufe des Tages nieder. Mit der schwachen und faden Nahrung, von der wir nun leben mussten, konnten wir keine Kraft gewinnen.

27. Januar. – Getrieben vom blanken Hunger mussten wir den völlig überzogenen Preis von vier Yards Kaliko für ein kleines Zicklein bezahlen, das ausgenommen nicht größer als ein englischer Hase war.

Unser Sklave flieht

28. Januar. – Während der Nacht brach einer der heftigsten Regenstürme über uns herein, mit denen ich je zu tun hatte. Stundenlang goss der Regen in Strömen herab, und da unsere hastig errichtete Hütte keineswegs standhielt, bekamen wir eine ordentliche

Dusche ab. Am Morgen waren all unsere Decken und Sachen so nass und ungemütlich, dass wir es für das Beste hielten, dort zu bleiben, wo wir waren, und unsere Sachen zu trocknen.

29. Januar. – Der Kaffer, den ich dem Portugiesen abgekauft hatte, lief weg und warf mitten im Wald ein sehr wertvolles Hinterlader-Elefantengewehr weg. Dies konnten wir wiederfinden, indem wir seinen Spuren folgten. Der Schurke war jedoch mit all unserem Getreide verschwunden – eine Angelegenheit von höchster Bedeutung in der gegenwärtigen Hungersnot – sowie mit all meinen Martini-Henry-Patronen.

30. Januar. – Letzte Nacht hatten wir eine schreckliche Regennacht und wurden sehr nass. Auf dem Hinweg waren wir durch den ständigen Regen, der Tag und Nacht fiel, schon stark aufgehalten worden; nun war es wieder genau dasselbe. Alles schien gegen uns zu sein.

31. Januar. – Kühler, bewölkter Tag; sieht sehr nach Regen aus. Der Regen hielt jedoch an, und wir drängten zur nächsten Stadt vor. Ich erholte mich nun schnell vom Fieber und wurde trotz der erbärmlichen Nahrung, von der wir lebten, wieder kräftig; Owen jedoch wurde immer schwächer.

Februar. – Während der nächsten zehn Tage kamen wir nur sehr langsam voran, da Owen sehr krank und schwach war und das Gehen nicht ertrug. Verhältnismäßig gesehen war ich selbst nun fast wieder gesund. Auch das Essen verbesserte sich nun, da die Maiskolben und auch die Kürbisse reiften. Wegen des langsamen Tempos, mit dem wir reisten, und der extrem hohen Preise für Lebensmittel war unser Kaliko nun auf zweieinhalb Stücke geschrumpft. Bei gleichem Verbrauch würde es nicht ausreichen, bis wir Mendonça erreichten; und wenn unser Kaliko erst einmal weg wäre, wären wir schlicht verhungert. In dieser Notlage blieb nichts anderes übrig, als uns zu trennen. So ließ ich Owen mit zwei ganzen Stücken Kaliko und nur zwei Jungen zurück, nahm das verbleibende halbe Stück und den Rest unserer Jungen und drängte voran, in der Absicht, ihm bei meiner Ankunft bei Mendonça Hilfe zurückzuschicken. Von dort, wo wir uns trennten, gab es einen guten Fußpfad von Stadt zu Stadt den ganzen Weg zurück zum Sambesi; und da Owen nur sich selbst und zwei Jungen zu verpflegen hatte, besaß er genug Kaliko, um alles Nötige zu kaufen, und konnte in seinem eigenen Tempo so langsam reisen, wie er wollte, ohne sich durch Überanstrengung völlig zu erschöpfen.

10. Februar. – Trennte mich von Owen und wanderte den ganzen Tag hart durch, wobei ich genau bei Sonnenuntergang die kleine Stadt erreichte, in der wir unser erbärmliches Weihnachtsessen eingenommen hatten. Am Nachmittag badete ich unvorsichtigerweise in einem kalten, fließenden Bach, da es heiß war. Ob es daran oder an der Überanstrengung lag, weiß ich nicht, aber in jener Nacht fühlte ich mich heiß und fiebrig, konnte nicht schlafen und wusste, dass ich einen weiteren Fieberrückfall hatte. Zwei Tage lang drängte ich voran, wurde dann aber so krank und schwach, dass ich den folgenden Tag stillliegen musste. Nach der Überquerung des Chongwe nahm ich einen Weg rechts von dem, auf dem wir gekommen waren, und passierte zwei Kraals mit Vieh; diese Rinder waren jedoch viel größer als jene bei Sitanda und ähnelten denen, die ich im Maschuna-Land südlich des Sambesi gesehen hatte.

18. Februar. – Endlich, völlig erschöpft von den Strapazen der Reise durch die hohen Berge, die den Fluss säumen, erreichte ich wieder den Sambesi und übernachtete auf Canyembas Insel, nachdem ich übergesetzt hatte. Während der gesamten Rückreise schoss ich kein einziges Stück Wild, da ich zu krank und schwach war, um denen nachzustellen, die ich sah.

Langsames Fortkommen

19. Februar. – Erreichte Mendonças Insel Cassoko, wo ich sehr freundlich empfangen wurde. Am folgenden Tag schickte ich zwei Jungen mit einigen Vorräten für Owen los. Dies waren alle Leute, die Mendonça entbehren konnte; denn Da Costa hatte ihm die Nachricht geschickt, dass viele seiner Männer am Fieber erkrankt und arbeitsunfähig seien, woraufhin er all seine verfügbaren Kaffern geschickt hatte, um ihm mit dem gehandelten Elfenbein herauszuhelfen.

4. März. – Owen erreichte heute diesen Ort in einem sehr schwachen und mitgenommenen Zustand.

21. März. – Nachdem wir sieben Stücke Kaliko (24 Yards) und 5 Pfund Pulver von Mendonça gekauft hatten, machten wir uns auf den Weg ins Matabele-Land. Wir beabsichtigten, dem Nordufer des Sambesi nach Westen zu folgen, bis wir die Mündung des Sanyati passiert hätten, dann den Fluss zu überqueren und querfeldein nach Inyati zu ziehen. Obwohl ich selbst nun wieder ziemlich kräftig war, war Owen so schrecklich schwach und krank, dass wir nur sehr langsam vorankamen und Matuas Kraal – wo ich auf dem Hinweg die Elenantilopen-Kuh geschossen hatte – erst am 29. erreichten. Hier ging ich auf die Jagd und schoss eine Zebrastute. Ich verwundete sie beim ersten Schuss nur und hatte eine sehr lange Jagd, bevor ich sie schließlich tötete. Ich glaube, ich habe mich dabei überanstrengt, denn in jener Nacht fühlte ich mich krank und fiebrig und schien all meine Kraft wieder zu verlieren.

1. April. – Owen war nun völlig am Ende und zu schwach, um auch nur einen Schritt weiterzugehen. In dieser Lage blieb nichts anderes übrig, als eine Art tragbares Bett anzufertigen und Kaffern zu finden, die ihn trugen. Dies gelang mir nach einer beträchtlichen Verzögerung; und schließlich, am 4. April, setzten wir auf die Südseite des Sambesi über.

Hier heuerte ich acht kräftige Männer an, um Owen zu tragen. Jeder von ihnen brachte einen Jungen oder Diener mit, um seine Decke und seinen Kochtopf zu tragen, sodass mein Gefolge insgesamt zwanzig Mann zählte. Für diese kaufte ich Vorräte für acht Tage, da ich nicht wusste, ob es entlang des Weges Wild geben würde oder nicht.

6. April. – Aufbruch kurz nach Tagesanbruch. Die acht Männer, die Owen trugen, wechselten sich ab, jeweils zwei zur Zeit. In einer Art Halbtrab kamen sie auf gutem Boden sehr schnell voran. Im Allgemeinen war das Gelände jedoch sehr rauh, es ging steile Schluchten hinauf und hinunter und durch langes, wirres Gras. Unsere Route führte uns parallel zum Lauf des Umay, eines ansehnlichen Flusses, der von Süden in den Sambesi fließt; die häufigen Schluchten, die wir überqueren mussten, wurden von den Nebenflüssen dieses Stroms gebildet. Gegen Abend kreuzten wir frische Büffelspuren, also verließ ich die Karawane und folgte ihnen; aber obwohl ich einen weiten Weg zurücklegte, konnte ich sie nicht einholen und erreichte das Lager erst kurz vor Dunkelheit, völlig erschöpft, denn ich war immer noch sehr schwach.

7. April. – Die Banyais (zu diesem Stamm gehörten die Leute, die für mich arbeiteten) weigerten sich, Owen weiter zu tragen, es sei denn, ich zahlte ihnen die im Voraus vereinbarte Summe aus. Das konnte ich natürlich nicht tun, da ich nur zu gut wusste, dass sie, sobald sie ihre Bezahlung hätten, in der Nacht davonlaufen und uns in der Wildnis zum Sterben zurücklassen würden. Nach langem Hin und Her und erst, nachdem ich die Bezahlung für jeden Einzelnen separat abgemessen und ihm gezeigt hatte, willigten sie

schließlich wieder ein, weiterzugehen; und so setzten wir gegen Mittag unsere Reise fort. Am vierten Tag machten sie erneut Halt, um ihre Bezahlung zu fordern, und stritten wieder mehrere Stunden lang über diesen Punkt; doch da sie mich standhaft fanden, gaben sie erneut nach. Die ganze Zeit über reisten wir durch unbewohntes Land, völlig leer an Wild, obwohl die Weide gut war und, da es die Regenzeit war, Wasser in jedem Tümpel stand. Am Morgen des siebten Tages nach dem Verlassen des Sambesi stießen wir auf eine kleine Herde von sieben Büffeln, die leider unseren Wind bekamen und davonrannten. Ich tat mein Bestes, um zu ihnen aufzuschließen, fand mich jedoch schrecklich schwach und schaffte es nie in Schussweite.

Ein Wildschwein verwundet

Am Abend, während die Banyais ein Lager errichteten, ging ich erneut hinaus, um nach Wild zu suchen, und sah in der Dämmerung ein Wildschwein, das mich von der anderen Seite einer breiten Schlucht aus anstarrte. Ich feuerte sofort und streckte es nieder, doch es erholte sich wieder und flüchtete in ein Stück hohes Gras. Wir folgten der Blutspur etwa fünfzig Yards weit und stießen auf das liegende Tier. Es sprang sofort auf und flüchtete erneut auf das trockene Bachbett am Boden der Schlucht zu. Bevor es dieses jedoch erreichte, holte mein Gewehrträger „April“ es ein und stach ihm mit einem Assegai in den Rücken, woraufhin es sich laut grunted umdrehte. April erschrak so sehr, dass er den Assegai losließ und ihn im Rücken des Schweins stecken ließ; und bevor ich den Schauplatz erreichte, war es dem Tier gelungen, mitsamt dem Assegai in ein großes Loch in der Böschung des Grabens zu entkommen. Sehr verärgert inspizierte ich das Loch; da ich jedoch keine Lust hatte, hineinzukriechen, und keinen der Kaffern dazu überreden konnte, kehrte ich ins Lager zurück. Während der Nacht brüllten Löwen laut in unserer Nähe. Früh am nächsten Morgen kehrten April und einige der Banyais zurück, um zu sehen, ob sie das Schwein nicht aus dem Loch herausholen könnten, und erschienen bald mit dem Fleisch desselben. Sie erzählten mir, sie hätten es tot direkt vor dem Loch liegend gefunden, Aprils Assegai steckte noch immer in seinem Rücken.

15. April. – Erreichten eine Banyai-Stadt am Fluss Gweo, einem Nebenfluss des Umay. Nur unter größten Mühen hatte ich die Banyai-Träger überreden können, bis hierher zu kommen, und weiter wollten sie nicht gehen. Wir steckten nun in einer schönen Klemme. Owen konnte keinen Schritt gehen; wir hatten nur fünf Jungen, drei davon bloße Jünglinge, und zu allem Überfluss nur noch zweieinhalb Stücke Kaliko übrig. Ich selbst war ebenfalls sehr schwach und krank; schlechtes Essen, Überanstrengung und Sorgen, die mich nachts nicht schlafen ließen, hatten mich zu einem Schatten abgemagert; und ich bekam nun jeden zweiten Tag einen Anfall von „Schüttelfrost“ (Wechselfieber).

Es gab jedoch nur einen Ausweg: Ich musste zum Matabele-Land vordringen und Owen so schnell wie möglich Hilfe schicken. In meinem schwachen Zustand verzweifelte ich fast daran, so weit marschieren zu können; aber es war unsere einzige Chance, denn es war nichts mehr übrig, um Männer zu bezahlen, die Owen weiter trugen, und wir waren noch einen langen, langen Weg vom Matabele-Land entfernt – zehn Tage harter Marsch für einen gesunden Kaffern durch sehr rauhes, zerklüftetes Gelände. Vorbereitungen wurden rasch getroffen. Ich ließ Franz, meinen Basuto-Diener, zurück, um sich um Owen zu kümmern, dazu einen kleinen Jungen, den Mendonça mir gegeben hatte, um Holz und Wasser zu holen, und nahm die anderen fünf Kaffern mit mir. Ich nahm nur neun Yards Kaliko mit und ließ die beiden ganzen Stücke sowie alle Perlen bei Owen; dies war ein ausreichender Vorrat, um es ihm bei ein wenig Sparsamkeit zu ermöglichen, Nahrung für mindestens sechs Wochen zu kaufen, bis zu welcher Zeit, sollte ich überleben, Hilfe von den Matabele bei ihm eingetroffen sein würde.

17. April. – Verabschiedete mich von Owen und brach nach Süden auf. Nach einer sehr ermüdenden Wanderung durch ein rauhes Bergland erreichte ich eine kleine Stadt am Ufer des Flusses Sengwe, wo ich schlief. In der Nähe steht ein bemerkenswerter Berg für sich allein, gekrönt von einer Masse aus rot gefärbtem Fels, ein Wahrzeichen auf Meilen im Umkreis. Diesen nannte ich Mount Cromwell, zu Ehren dessen, den ich für den größten Herrscher Englands halte. Am nächsten Morgen schoss ich einen Impala-Bock; dieses Fleisch war ein Geschenk des Himmels und gab meinen ermüdeten Gliedern zweifellos ein wenig Kraft zurück.

Ankunft bei Inyoga

22. April. – Erreichte Inyungo, Inyogas Stadt. Dieser Ort war mir dem Namen nach wohlbekannt. Von hier aus erhält Lobengula, der König der Amandebele, einen jährlichen Tribut an Tabak. Hier traf ich einen jungen Burschen aus dem Matabele-Land. Er sagte mir, dass fünf Tage harter Marsch mich nach Inyati bringen würden. Der alte Inyoga ist ein stattlich aussehender alter Banyai, aber sehr arm, da er nicht eine einzige Ziege besitzt. Er erzählte mir, dass die Matabele ihm alles weggenommen hätten. Ich wundere mich, dass er sich nicht auf die andere Seite des Sambesi zurückzieht. Ich versuchte, einen Führer zu den Matabele von ihm zu bekommen, da das dazwischenliegende Land unbewohnt ist; da ich ihnen aber nicht zeigen konnte, womit ich sie zu bezahlen versprach, trauten sie mir nicht, und so blieb mir nichts anderes übrig, als quer durch das Land in südlicher Richtung aufzubrechen. Gab mein letztes Yard Kaliko her, um Maismehl für den Weg zu kaufen. Zwischen dem Fluss Gweo, wo ich Owen zurückließ, und Inyogas Stadt gab es sehr viele Büffel und schwarze Nashörner. Ich habe nie eines wirklich gesehen; aber ich stieß auf Unmengen frischer Spuren. Eine Elefantenspur sah ich nicht, weder alt noch neu, zwischen Inyogas und dem Sambesi.

24. April. – Verließ Inyogas in Richtung Matabele, die letzte Etappe meiner Reise. Ich geriet bald in ein Massiv aus rauhen, zerklüfteten, steilen Hügeln – schreckliches Gehen für einen Mann in meinem schwachen Zustand. Sah eine schwarze Nashornkuh mit einem kleinen Kalb; aber sie bekamen unseren Wind, und ich erhielt keine Chance auf einen Schuss.

25. April. – Schoss am frühen Morgen einen schwarzen Nashornbullen; sah auch einige Elefantenfährten, die erst einen Tag alt waren. Hier blieb ich den ganzen Tag und schlief in dieser Nacht, wobei ich Fleisch auf Holzgestellen über Feuern trocknete. Von hier aus, bis ich den Fluss Schangani im Matabele-Land erreichte, sah ich kein einziges Stück Wild und nur die Spur eines einzelnen Elefantenbullen.

3. Mai. – Erreichte einen kleinen Matabele-Außenposten, etwa zwanzig Meilen von Inyati entfernt.

4. Mai. – Erreichte Inyati, körperlich sehr erschöpft, aber geistig voller Freude, wo ich von meinen freundlichen Freunden und Landsleuten, den Missionaren und Händlern des Matabele-Landes, herzlich empfangen und versorgt wurde. Rev. W. Sykes setzte sofort alles daran, Männer zu finden, die zur Rettung von Owen aufbrachen, und zwei Tage nach meiner Ankunft machten sich sieben Männer auf den Weg zum Gweo, wobei sie alle Vorräte und Lebensmittel mitnahmen, die auf der Station zusammengebracht werden konnten. Ich bin glücklich sagen zu können, dass sie Owen und meinen Jungen Franz beide lebend und bei besserer Gesundheit vorfanden, als ich sie verlassen hatte, und sie schließlich wohlbehalten ins Matabele-Land zurückbrachten. Nach einer dreiwöchigen Ruhepause in Inyati ging ich hinüber nach Gubulawayo, wo ich Gast von Rev. C. D. Helm und seiner Frau wurde, einer deutschen Dame und einer der gütigsten und großherzigsten

Frauen überhaupt. Dank der gesunden Nahrung und der unermüdlichen Freundlichkeit und Aufmerksamkeit, die ich unter ihrem gastfreien Dach erfuhr, erholte ich mich bald und war in zwei Monaten stark und gesund genug, um zu einer weiteren Elefantenjagd ins Maschuna-Land aufzubrechen, nachdem ich zuvor die Genugtuung hatte, Owen in der Obhut der weißen Männer in Gubulawayo in Sicherheit und auf dem Weg der Besserung zu sehen.

KAPITEL XVII

Jagdausflug ins Maschuna Land

Lager von fünf Löwen angegriffen – Vielfältiges Wild geschossen – Unfall von Goulden – Griqua-Jäger – Viele Elefanten getötet – Rappenantilopen-Bulle geschossen – „Situngweesa", ein Maschuna-„Gott", und Lobengula – Verzaubertes Schilfrohr – Tragischer Tod von Quabeet: von einem Elefanten in Stücke gerissen – Elefantenjagd – Von wütender Kuh angegriffen und niedergestoßen – Pferd verwundet – Zweiundzwanzig Elefanten erlegt.

Anfang Mai 1878, wie ich im letzten Kapitel berichtet habe, erreichte ich wieder das Matabele-Land; da ich mich jedoch in einem sehr schwachen Gesundheitszustand befand – das Ergebnis langer Unterernährung und der Übermüdung durch die täglichen Märsche während wiederholter Fieberanfälle –, fühlte ich mich erst im August stark genug, um zu einem weiteren Jagdausflug aufzubrechen. Gegen Ende jenes Monats bereitete ich mich jedoch, nachdem ich von Lobengula die Erlaubnis erhalten hatte, den Rest der Saison im Maschuna-Land zu jagen, sofort auf die Reise vor, in der Absicht, mich meinen Freunden Clarkson, Cross und Wood anzuschließen und möglichst mit ihnen gemeinsam zu jagen, die Gubulawayo bereits im vergangenen Juni verlassen hatten.

Am 20. August brach ich in Begleitung von Mr. Goulden (Mr. Clarksons Partner) von der Missionsstation Inyati auf und schlug die alte Jagdstraße ein, die zu den nördlichen Goldfeldern führt. Erst nach der Überquerung der Flüsse Sangwe, Schangani und Vungo – in denen es von Löwen wimmelt – fanden wir überhaupt Wild. Am Morgen des 30., kurz nach der Überquerung des letztgenannten Stroms, schoss ich jedoch eine Leierantilope – eine von dreien – und zog weiter über den Gwelo, bis ich kurz vor Sonnenuntergang den Gwenia erreichte. Hier fanden wir die Wagen des bekannten alten holländischen Jägers Jan Viljoen. Er war zusammen mit allen männlichen Mitgliedern seiner Gruppe, bestehend aus einem Sohn und seinen zwei Schwiegersöhnen, auf der Jagd. Bisher hatten sie, wie Frau Viljoen uns informierte, nur sehr wenige Elefanten angetroffen. Es seien jedoch Berichte eingegangen, sagte sie uns, dass die Engländer auf der anderen Seite des Umfule gut geschossen hätten. Wie verfluchte ich die Krankheit, die mich allein daran gehindert hatte, bei ihnen zu sein und an ihrem Sport teilzuhaben!

Schon am Tag nachdem Viljoen und seine Leute hierher gekommen waren, griffen fünf Löwen zwei Packesel an, die ihm gehörten und die durch die Nachlässigkeit des Hirten nachts draußen gelassen worden waren, und töteten sie. Am nächsten Morgen nahmen der alte Mann und seine Söhne den Kampf mit den Räubern auf und töteten dabei eine Löwin, während die anderen in Schilf und hohes Gras entkamen.

Am folgenden Tag blieben wir an Ort und Stelle, um unseren Ochsen eine Ruhepause zu gönnen; so ritt ich am frühen Morgen den Fluss hinauf und schoss zwei aus einer kleinen Herde von Rappenantilopen.

Zwei Tage später, am 2. September, kurz vor Erreichen des Flusses Se-whoi-whoi, stieß ich auf einen einsamen alten Rappenantilopen-Bullen mit einem prächtigen Paar Hörner, dessen ich mich bemächtigen wollte; doch das Schicksal wollte es anders, denn nach zwei Fehlschüssen verlor ich ihn schließlich zwischen steinigen Hügeln und dichtem Unterholz. Auf dem Rückweg zu den Wagen jagte ich einigen Zebras nach und schoss zwei von ihnen. Kurz vor Sonnenuntergang am nächsten Abend erreichten wir den Fluss Bembees, wo wir einen jungen holländischen Jäger antrafen, der mit seiner Frau und seiner Familie dort lagerte. Bisher hatte er noch nichts geschossen – ich meine keine Elefanten; aber sein Hottentotten-Diener hatte einen prächtigen Straußenhahn erlegt, und am Tag nach unserer Ankunft schoss er einen weiteren, ebenfalls in gutem Gefieder. Zwischen dem Se-whoi-whoi und dem Bembees sah ich sehr viele Elenantilopen-Spuren, manche nur einen Tag alt, konnte aber weder die Tiere selbst noch Spuren finden, die frisch genug zum Folgen gewesen wären.

Zwischen Bembees und Sebakwe ritten Goulden und ich aus, um nach Wild zu suchen, und trafen auf eine kleine Herde Kudu-Kühe, von denen er eine schoss. Auf dem Rückweg zu den Wagen sahen wir einen prächtigen Straußenhahn, aber da mein Pferd langsam war und ich mit einer Zehner-Kaliber-Büchse bewaffnet war, ging ich ihm nicht nach. Mein Freund jedoch, der auf einem sehr schnellen Pony saß, nahm die Verfolgung auf und geriet im Eifer des Gefechts in einen dichten Dornbusch, der ihn aus dem Sattel riss und ihn ziemlich übel zurichtete; sein Gesicht sah aus wie das eines Mannes, der gerade einen häuslichen Streit oder eine schwere Begegnung mit einer Wildkatze hinter sich hat.

Am Nachmittag zogen wir zum Fluss Sebakwe weiter, der nur etwa acht Meilen vom Bembees entfernt ist und in den er einige Meilen unterhalb der Furt mündet. Bei Tagesanbruch am 5. September überquerten wir den Sebakwe und erreichten nach einem vierstündigen Marsch eine Rinne mit einigen Wasserlöchern. Am Abend, nach dem Anspannen, ritt ich den Wagen voraus und schoss eine Leierantilope.

Früh am nächsten Morgen erreichten wir den Fluss „Umniati“. Die Furt war auf beiden Seiten sehr steil, aber es gelang uns ohne große Schwierigkeiten hinüberzukommen. Hier schoss ich einen Wasserbock. Ich sah auch eine Herde Rappenantilopen und die frische Spur eines weißen Nashorns, dazu die Spur einer einzelnen Elefantenkuh, die nicht älter als einen Tag war. In den kleinen felsigen Hügeln, die hier den Fluss säumen, sind Klippspringer sehr zahlreich.

Der Umniati ist einer der schönsten Flüsse, die vom Wasserscheide-Gebiet des Maschuna-Landes nach Norden in den Sambesi fließen, und in vielen Teilen wimmelt es in seinen großen, tiefen Becken von Flusspferden. In der Hoffnung, einen Schuss auf eines zu bekommen, wanderte ich mehrere Meilen am Ufer entlang und überquerte den Fluss „Umgesi“, der etwa zwei Meilen unterhalb der Furt einmündet; doch obwohl ich sehr viele Spuren sah, einige davon scheinbar sehr frisch, sah ich keines der Tiere selbst. Am Abend zogen wir weiter zum Umgesi, ebenfalls ein schöner fließender Strom mit herrlich klarem Wasser. Auf dem Weg schoss Goulden eine Wasserbock-Kuh.

7. September. – Erreichten den „Gwazan“, einen kleinen Fluss mit einigen schönen Wasserbecken, in deren eines mein Wagen umkippte. Glücklicherweise war er nur leicht beladen und der Boden weich, sodass kein nennenswerter Schaden entstand. Nachdem wir abgeladen hatten, richteten wir ihn bald wieder auf und zogen ihn auf festen Grund. Während des morgendlichen Marsches hatten wir Elefantenkuh-Spuren von gestern und vorgestern gekreuzt, und am Abend ritt ich aus und sah noch mehr, erst ein oder zwei Tage alt. Sie schienen hier zwischen dem von der Tsetsefliege verseuchten Land im Nordwesten und den Hügeln auf der Südseite der Straße hin- und herzuwandern; und

wäre ich nicht so darauf bedacht gewesen, voranzukommen und meine Freunde zu treffen, wäre ich eine Woche oder länger geblieben, wo ich war, und hätte die Hügel in Richtung des „Intaba Insimbi“ (dem Eisenberg) gut durchjagt.

Den folgenden Tag blieben wir am Gwazan, um den Ochsen eine Ruhepause zu gönnen; so ritten Goulden und ich aus, um nach Elefantenfährten zu suchen, sahen aber keine. Auf dem Rückweg zu den Wagen stießen wir auf eine kleine Herde Pferdeantilopen, von denen ich eine schoss. Als wir am Abend eine Herde Rappenantilopen beobachteten, die nicht mehr als eine Meile von den Wagen entfernt ein Tal hinunteräste, sattelten wir erneut auf und ritten hinter ihnen her. Ich schoss bald die beste Kuh unter ihnen – ihre Hörner massen 2 Fuß 8 Zoll entlang der Kurve – und versuchte dann, den einzigen Bullen zu erlegen, der bei der Herde war – einen prächtigen alten Burschen mit einem wunderschönen Paar Hörner. Ich gab ihm zwei gute Schüsse, und ich konnte das Blut aus seinen Nüstern laufen sehen; dennoch gelang es ihm, einen steilen, felsigen Hügel zu erklimmen, der mit dichtem Unterholz bedeckt war, und auf der anderen Seite zu verschwinden. Hier oben war ich gezwungen, mein Pferd zu führen, und als ich den Gipfel erreichte, war die verwundete Antilope natürlich außer Sicht. Da die Sonne untergegangen war, war es zu spät, um seiner Fährte zu folgen, sodass ich ihn zurücklassen musste. Im Morgengrauen des nächsten Tages kehrte ich mit meinen Kaffern zurück, um das Fleisch der Rappenantilopen-Kuh zu holen, das wir unberührt von Löwen oder Hyänen vorfanden. Auf dem Rückweg zu den Wagen stieß ich auf einen weiteren einsamen Bullen und schoss ihn. Seine Hörner waren zwar sehr hübsch geschwungen, aber klein.

Kurz vor Sonnenuntergang, während die Wagen dahinzogen, bekam eine kleine Herde Elenantilopen, deren Fährte Goulden und ich mit den Pferden folgten, Wind von uns und rannte dicht an den Wagen vorbei; eine von ihnen, einen jungen Bullen, streckte mein Treiber nieder.

Am nächsten Morgen, dem 10. September, überquerten wir den Fluss Zweswe und kamen nach Sonnenuntergang bei einem Lager von Griqua-Jägern an – den Neros –, die seit vielen Jahren ein kärgliches Dasein im Inneren durch die Elefantenjagd fristen.

Ganz an diesem Tag hatten sie einige in unmittelbarer Nähe ihres Lagers geschossen. Es stellte sich heraus, dass zwei ihrer Kaffern, die früh zur Jagd ausgezogen waren, auf eine große Herde gestoßen waren, welche, nachdem auf sie gefeuert wurde, schnurstracks auf das Lager der Griquas zulief – sozusagen aus der Pfanne direkt ins Feuer. Alle verfügbaren Hände rückten daraufhin aus, und gemeinsam – drei Griquas und mehrere Kaffern – töteten sie acht Tiere, allesamt Kühe. Dies geschah gegen Mittag, als wir gerade an der Zweswe-Furt waren, nur sieben oder acht Meilen entfernt. Hätten wir nur gewusst, was dort vorging, hätten wir an jenem Morgen mit größter Leichtigkeit anspannen und uns einen Anteil an dem Jagdvergnügen sichern können.

Von den Griquas erfuhren wir, dass unsere Freunde ihr festes Lager am Fluss Umfule hatten, nur zwei Tagesmärsche mit dem Wagen von hier entfernt. Sie erzählten auch, dass sie bereits eine Menge Elefanten geschossen hätten, fast allesamt prächtige Bullen, und dass die Herren Clarkson und Wood am vergangenen Sonntag, dem 8. September, direkt in eine große Herde geritten seien und acht von ihnen erlegt hätten, alles gute Bullen. Zudem sei der Vorarbeiter von Mr. Wood – jener Mann, den der König ihm als Oberhaupt über seine Kaffern gegeben hatte – vor wenigen Tagen von einem Elefanten getötet worden.

Wir befanden uns nun zweifellos wieder mitten unter den Elefanten, und ich hoffte, meine Bekanntschaft mit ihnen bald zu erneuern.

Da es eine helle Mondnacht war, spannten wir gegen 22 Uhr wieder an und zogen bis auf halbe Strecke zum Umfule; ein zweistündiger Ritt am nächsten Morgen brachte uns schließlich zum Lager unserer Freunde. Sie waren jedoch alle fort, da sie am Vortag zum Schauplatz des Erlegens der acht Elefantenbullen aufgebrochen waren. Sie beabsichtigten, dort ein weiteres Lager zu errichten und von dort aus weiter nach Norden und Osten, in Richtung des Flusses Hanyane, zu jagen.

Auf diese Nachricht hin beschloss ich, ihrer Wagenspur zu folgen, da ich sicher war, sie noch vor Sonnenuntergang einholen zu können. So hinterließ ich Goulden, der zurückblieb, die Anweisung, meinen Wagen nachzuschicken, sobald er eintraf, und sattelte unverzüglich auf. An jenem Morgen – das vergaß ich zu erwähnen – fing mein Hund einen Greisbock, der, soweit ich es beurteilen konnte, identisch mit dem Greisbock der Kapkolonie zu sein schien.

Gegen Mittag, als ich ruhig die Straße entlangritt, erblickte ich einen einsamen alten Rappenantilopen-Bullen, der im Schatten eines Machabel-Baumes lag und ein sehr schönes Paar Hörner trug. Ich saß ab, pirschte mich an ihn heran und schoss ihn. Dann nahm ich die Haut von Kopf und Hals mit, um sie an den Wagen zu präparieren, und legte Schädel und Hörner in einen Baum am Wegrand, wo mein Wagenführer sie unmöglich übersehen konnte. Es war ein sehr alter Bulle, und in seiner Blütezeit muss er ein prächtiges Gehörn besessen haben; denn selbst jetzt, obwohl sie stark abgenutzt waren, massen sie 3 Fuß 7 Zoll (ca. 109 cm) entlang der Krümmung.

Spät am Nachmittag, während ich gemächlich dahintrabte und gerade ein kleines Bächlein überquert hatte, hörte ich einen Ruf und sah drei weiße Männer – zumindest drei Männer, die Kleidung und breitkrempige Filzhüte trugen – sowie mehrere Kaffern auf einem Ameisenhaufen sitzen. Als ich zu ihnen ritt, stellte ich fest, dass es, wie ich bereits vermutet hatte, meine alten Freunde Clarkson, Cross und Wood waren, und ich war heilfroh, sie wiederzusehen. Nach herzlichen Begrüßungen erfuhr ich, dass die acht Elefantenbullen, die sie vier Tage zuvor geschossen hatten, gleich hinter der nächsten Anhöhe lagen und dass der Wagen etwas weiter entfernt am Ufer eines kleinen Baches, eines Nebenflusses des Umfule, ausgespannt war. Meine Freunde waren gerade von einer erfolglosen Jagd auf einen Löwen zurückgekehrt, den die Kaffern an einem der toten Elefanten fressend gesehen hatten. Sie hatten ihn gesichtet – ein prächtiges Männchen; aber er war zu vorsichtig und schaffte es, im hohen Gras zu entkommen, ohne eine Chance auf einen Schuss zu bieten. Am frühen Morgen desselben Tages hatte Cross zudem einen prächtigen Leoparden schwer verwundet, den er zuerst über den am Boden liegenden Kadaver eines der Elefanten laufen sah; aber auch dieser verkroch sich im Gras, und da die Hunde die Fährte nicht aufnahmen, verlor er ihn.

Wir gingen dann zu den Wagen zurück und warfen einen Blick auf die riesigen, mittlerweile aufgedunsenen und stinkenden Kadaver der Elefanten. Es waren allesamt prächtige Bullen, und ihre sechzehn Stoßzähne wogen zwischen 30 und 55 Pfund das Stück.

An jenem Abend wurden am Lagerfeuer die über vierzig Elefanten, die meine Freunde geschossen hatten, seit ich sie zuletzt im Matabele-Land gesehen hatte, noch einmal „erlegt“. Sie hatten fast ihr gesamtes Jagdglück östlich des Flusses Umfule gehabt, in der Nähe einiger Maschuna-Kraals namens „Matja-ung-ombe“ (Hügel des Viehs). Das Oberhaupt dieser Kraals, Situngweesa, wird von den Amandebele als ein sehr mächtiger „Umlimo“ oder Gott angesehen; und im Gegensatz zu den meisten anderen Maschuna-Häuptlingen, die Opfer ständiger Plünderungen sind, wird er nicht nur im ruhigen Genuss seines Besitzes belassen, sondern erhält oft Geschenke in Form von Vieh, jungen Mädchen usw. von Lobengula. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, dass Seine Majestät –

um eine seiner eigenen Redewendungen zu gebrauchen – diesen falschen Priester nur „mästet“ und eines Tages über ihn und all sein Volk herfallen, sie massakrieren und sich seines Viehs und des Elfenbeins bemächtigen wird, von dem es heißt, er besitze einen beträchtlichen Vorrat. Dies ist nur eine Vermutung; aber genau so hatte Umziligazi, sein Vater, auf einen Schlag eine ganze Schar von Makalaka-Göttern hingerichtet, denen er bis zu jenem Tage stets großes Wohlwollen gezeigt hatte.

Das verzauberte Schilfrohr

Doch was auch immer die privaten Gedanken und Absichten ihres Häuptlings sein mochten, die große Masse seines Volkes glaubte bedingungslos an die Macht dieses Maschuna-Gottes. Meine Freunde hielten es für zweckmäßig, dem alten Kerl einen Besuch abzustatten, um seine gnädige Erlaubnis zu erhalten, „die Elefanten ordentlich zu töten“; denn solange sie das nicht taten, jagten ihre Jungen nur lustlos und halbherzig und sagten ständig: „Was nützt es, in Situngweesas Land Elefanten zu jagen, ohne vorher seine Erlaubnis einzuholen?“ Als jedoch mit Hilfe von Geschenken das gute Wort des Alten gewonnen war und Woods Oberkaffer ein langes Schilfrohr erhalten hatte – mit dem er, wenn sie auf der Fährte waren, die Elefanten auf ihre Spuren zurückbringen sollte, indem er zuerst mit dem Zauberrohr in die Richtung zeigte, in die sie gegangen waren, und es dann zu sich heranzog –, schienen sie plötzlich wie verwandelt und jagten mit größtem Eifer. Und da meine Freunde vor dem Besuch beim Seher zwei- oder dreimal Elefanten gefolgt waren, ohne sie einzuholen, und danach sehr erfolgreich waren, festigte sich ihr Glaube an Situngweesas Macht und die Wirksamkeit des verzauberten Schilfrohrs mehr denn je.

Während sie bei Matja-ung-ombe jagten, wurde Woods Oberkaffer, ein Mann namens Quabeet aus der Stadt Inxoichin, von einem Elefanten getötet. Ich gebe die Geschichte dieses Unglücks so wieder, wie ich sie aus Clarksons eigenem Mund gehört habe:

„Anfang September, nachdem die Herren Cross und Wood mit dem Wagen zu einigen benachbarten Kraals gefahren waren, um Getreide zu kaufen, ritt ich allein aus, kreuzte frische Elefantenfährten, folgte ihnen und stieß schließlich auf die Tiere selbst – neun Bullen, einer von ihnen ein gewaltiges Tier ohne Stoßzähne. Sobald ich auf sie feuerte, scherte der stoßzahnlose Bulle aus und ging allein davon, und ich dachte, ich sei ihn los. Der Elefant, auf den ich zuerst gefeuert hatte, lief nur eine kurze Strecke und fiel tot um. Quabeet und ein anderer Kaffer von Wood, der ein Gewehr trug, verwundeten und verfolgten einen weiteren Bullen, der ebenfalls von der Herde abdrehte, sobald er angeschossen war. Dies bemerkte ich, während ich der Herde nachgaloppierte. Ich hatte gerade meinen zweiten Elefanten erlegt und die anderen aus den Augen verloren, als mein Gewehrträger Amehlo herbeigerannt kam, mit der Hand deutete und rief: ‚Herr, Herr! Da läuft ein weiterer Elefant, unverwundet!‘ Ich sah ihn zuerst nicht, aber nachdem ich eine kurze Strecke in die vom Jungen gewiesene Richtung durch den Wald galoppiert war, erblickte ich ihn. In diesem Moment hörte ich weit links von mir einen Elefanten furchtbar trompeten und dachte mir, dass einer der Kaffern wohl ziemlich ordentlich gejagt werde; ich wollte jedoch den Elefanten, in dessen Nähe ich war, nicht verlassen – obwohl ich es ganz sicher getan hätte, wenn ich gewusst hätte, was sich in Wirklichkeit abspielte. Nun, ich erlegte diesen dritten Elefanten und ritt dann zurück zu dem, den ich zuerst geschossen hatte, wo ich alle Kaffern vorfand, mit Ausnahme von Quabeet. Ich fragte dann, wen der Elefant, der so furchtbar geschrien hatte, gejagt habe, und der Kaffer, der bei Quabeet gewesen war, sagte: ‚Oh, er hat mich gejagt!‘ und begann zu erzählen, was für ein Entkommen er gehabt habe. Ich fragte ihn dann, wo er Quabeet zuletzt gesehen habe, und er sagte, als er ihn verlassen habe, sei dieser noch hinter dem Elefanten hergelaufen, den sie zuerst verwundet hatten, und er selbst habe die Verfolgung

aufgegeben, weil er auf einen scharfen Holzstumpf getreten sei und sich den Fuß verletzt habe.

Wir kehrten dann ins Lager zurück, und da Quabeet bei Dunkelheit nicht erschien, dachten wir, er habe sich wohl verirrt und würde am nächsten Tag auftauchen. Früh am nächsten Morgen kehrten wir zu den Elefanten zurück, und nachdem wir die Stoßzähne herausgehauen hatten, machten wir uns auf den Rückweg zum Lager, das wir spät am Nachmittag erreichten. Quabeet war nicht da; die Sonne ging unter, die Nacht hüllte den Wald wieder in Dunkelheit, und er war immer noch abwesend. Nun war ich sicher, dass ihm ein Unfall zugestoßen war, und ahnte nur zu richtig, dass das schreckliche und lang anhaltende Schreien, das ich während meiner Arbeit am dritten Elefanten gehört hatte, seine Totenglocke gewesen war. Auch die Jungen nahmen den Kaffern, der bei Quabeet gewesen war, ins Kreuzverhör und überführten ihn der Lüge. Ich beschloss nun, am nächsten Morgen die Fährte des stoßzahnlosen Bullen aufzunehmen, denn ihm konnte ich die Katastrophe, von der ich überzeugt war, nur zuschreiben; und da er beim ersten Schuss allein abgedreht war, wusste ich, dass ich keine Schwierigkeiten haben würde, ihm zu folgen.

Bei Tagesanbruch verließ ich das Lager, ritt direkt dorthin, wo ich den ersten Elefanten geschossen hatte, nahm die Fährte des stoßzahnlosen Bullen auf und war ihr vielleicht zwei Meilen gefolgt, als ich an eine Stelle kam, an der er unter einem Baum in dichtem Unterholz gestanden hatte. Von diesem Platz aus war er, wie die Spur zeigte, plötzlich herumgewirbelt und durch den Busch gerast, wobei er alles vor sich niederbrach und zerschmetterte. Fünfzig Yards weiter fanden wir Quabeets Gewehr, ein Stück dahinter einige Hautfetzen, die er um die Taille getragen hatte, und dann das, was von dem armen Kerl selbst noch übrig war. Er war in drei Stücke zerrissen worden; die Brust mit Kopf und Armen, die direkt unter dem Brustbein vom Rumpf gerissen worden war, lag an einer Stelle, ein Bein und Schenkel, die am Becken abgerissen worden waren, an einer anderen, und der Rest an einer dritten. Der rechte Arm war an zwei Stellen gebrochen und die Hand zermalmt; einer der Oberschenkel war ebenfalls gebrochen, aber ansonsten waren die Fragmente nicht zertrampelt worden."

Es besteht kaum ein Zweifel, dass der wütende Elefant den unglücklichen Mann mit seinem Fuß oder Knie niedergedrückt und ihn dann, indem er seinen Rüssel um seinen Körper schlang, auseinandergerissen haben muss. Diese Tat gibt einem eine Vorstellung von der furchtbaren Kraft dieser riesigen Bestien und davon, wie machtlos der stärkste Mensch wäre, wenn er erst einmal in ihren Fängen ist.

Durch Untersuchung der Fährte fand Clarkson heraus, dass Quabeet, als dieser Elefant angriff, einem anderen folgte – zweifellos dem, den er zuerst verwundet hatte – und er glaubt, dass der arme Kerl das Tier aller Wahrscheinlichkeit nach nie sah, bis es direkt bei ihm war; und ich denke, das muss der Fall gewesen sein, denn es ist erstaunlich, wie schwierig es ist, einen Elefanten zu sehen, wenn er regungslos in hohem und dichtem Busch steht, besonders wenn die Aufmerksamkeit durch etwas anderes beansprucht wird. Armer Quabeet! Ich kannte ihn gut, und er war ein wirklich guter Kerl. Ein Zulu von Geblüt, wurde er kurz bevor Umziligazi aus Natal nach Norden floh geboren und war noch ein Junge, als er ins Matabele-Land kam. Beim Aufstand von 1870, als die Kraals von „Zwang Indaba" und „Induba" für Kuruman gegen den jetzigen König Lobengula kämpften, schloss er sich den Rebellen an und erhielt mehrere Assegai-Wunden während des erbitterten Nahkampfes, der mit der Niederlage seiner Partei endete. *Requiescat in pace.*

Am Tag nachdem ich wieder zu meinen Freunden gestoßen war, ritten wir alle aus, um nach Elefantenfährten zu suchen. Wir richteten unseren Kurs auf den „Hügel des stumpfschwänzigen Bullen", einen großen runden Berg, der für sich allein steht, nahe der

Mündung des Umbila in den Umfule, und ein markantes Wahrzeichen bildet. Auf dem Gipfel dieses Hügels, so erzählte uns Wood, schoss der erfahrene Jäger Mr. Hartley mit seinen Leuten vor einigen Jahren einen Elefantenbullen mit einem stumpfen Schwanz, daher der recht seltsame Name. Zu jener Zeit, sagte er, gab es auf dieser Seite des Hügels keine Tsetsefliege. Wir fingen jedoch einige dieser abscheulichen Insekten auf unseren Pferden ein, als wir noch mehrere Meilen davon entfernt waren, und mussten infolgedessen einen hastigen Rückzug antreten. Da wir scharf aufgepasst hatten, fingen wir diese Fliegen – insgesamt sechs –, sobald sie sich niederließen und bevor sie Zeit hatten, unsere Pferde zu „stechen".

Auf dem Rückweg zu den Wagen schossen wir einen Elenantilopen-Bullen und ein Wildschwein, letzteres in sehr gutem Zustand; und ich darf hier anmerken, dass es nach Meinung der meisten Jäger kaum etwas Schmackhafteres gibt als das Fleisch eines fetten Wildschweins – sein auf den Punkt gebackener Kopf bildet ein Gericht, das ein Feinschmecker nicht verschmähen würde. Bei der Ankunft im Lager stellte ich fest, dass mein Wagen bereits eingetroffen war, da er im Mondschein weitergezogen war. Mein Fahrer hatte es jedoch geschafft, den Kopf der Rappenantilope zu übersehen, den ich in einen Baum am Wegrand gelegt hatte. Diesem Umstand war es zu verdanken, dass wir am folgenden Tag einige Elefanten erlegten; denn nachdem ich bei Tagesanbruch zwei Jungen zurückgeschickt hatte, um die Hörner zu holen, kamen sie kurz darauf rennend zurück und riefen schon von weitem etwas. Zuerst dachten wir, Löwen seien hinter den Pferden her, griffen unsere Gewehre und rannten ihnen entgegen; doch es stellte sich heraus, dass sie, während sie der Wagenspur folgten, eine kleine Truppe Elefanten gesehen hatten und herbeigeeilt waren, um es uns zu sagen. Natürlich sattelten wir sofort auf, ritten dorthin, wo die Jungen sie gesehen hatten, nahmen ihre Fährte auf und stießen bald auf die Tiere selbst – ein kleiner, wertloser Haufen Kühe. Von diesen schossen wir die sechs größten.

Am nächsten Tag ritten die Herren Wood und Cross geschäftlich zum Lager am Umfule zurück, während Clarkson und ich einen Ritt nach Osten unternahmen, aber keine frischen Elefantenfährten sahen.

16. September. – Da die Herren Wood und Cross am Vorabend zurückgekehrt waren, beschlossen wir, da wir keine weiteren frischen Fährten fanden, die Wagen anzuspannen und zum Fluss Umbila zu ziehen. Dies taten wir und erreichten den Fluss gegen Mittag, wo wir den Nachmittag damit verbrachten, ein neues Lager zu errichten. Hier in der Gegend sahen wir sehr viele frische Nashornspuren, hauptsächlich von der weißen Art.

An diesem Abend beschlossen wir, die Wagen am nächsten Morgen zu verlassen und zu Pferd eine etwa zehntägige Runde in Richtung Nordosten zu drehen, da Wood, der dieses Land Jahre zuvor bejagt hatte, glaubte, wir würden aller Wahrscheinlichkeit nach Elefanten in den dichten Hainen von Mahobo-hobo finden (ein Baum, der eine sehr schmackhafte Frucht trägt und meines Wissens nur im Maschuna-Land vorkommt), die zwischen den Flüssen Umsengaisi und Hanyane liegen. Unsere Vorbereitungen waren schnell getroffen, und eine Stunde nach Tagesanbruch am 17. September waren wir auf dem Marsch, wobei wir Mais für die Pferde und Vorräte für uns selbst für vierzehn Tage mitnahmen.

Wir hatten kaum den Fluss Umbila durchquert, als wir die frische Fährte von fünf oder sechs Elefantenbullen kreuzten, der wir sofort folgten. Es war gegen Mittag, und wir holten rasch auf sie auf, als sie abbogen und direkt auf die „Fly" (das Tsetse-Gebiet) zusteuerten. Da wir den ganzen Morgen am Rande des verseuchten Distrikts verbracht hatten, hielten wir nun scharf Ausschau; und es dauerte nicht lange, bis eine „Fly" auf Clarksons Pferd gefangen wurde. Wir töteten sie und nahmen die Fährte wieder auf, da

Wood sagte, die Fliegen seien hier nicht sehr zahlreich; und da wir erwarteten, bald auf die Elefanten zu stoßen, glaubten wir es wagen zu können, ihnen noch ein Stück zu folgen, wobei wir natürlich die ganze Zeit unsere Pferde genau beobachteten. Kurz darauf führten uns die Elefanten, denen wir folgten, auf die Fährte einer anderen großen Truppe, ebenfalls frisch. Eine Zeit lang waren die Spuren vermischt, dann bog die der Bullen nach links ab und steuerte erneut auf die „Fly" zu. Als wir dies sahen, beschlossen wir, die Bullen zu verlassen – obwohl wir sie viel lieber geschossen hätten – und der Fährte der Truppe zu folgen, da sie uns in eine Richtung führte, die uns bald aus dem Bereich der Fliege bringen würde. Kurz nach diesem Abbiegen stießen wir auf ein schwarzes Nashorn, das erste Tier, das wir an diesem Tag sahen. Es beehrte uns mit einem starren Blick, wirbelte dann herum, trottete davon und verschwand im Gebüsch.

Gegen 13 Uhr sattelten wir unsere Pferde zum ersten Mal an diesem Tag ab und hatten dies kaum getan, als drei schwere Schüsse, fast gleichzeitig abgefeuert, aus der Richtung fielen, in die die Fährte führte, und das in nicht allzu großer Entfernung. Sicher, dass es einige von Woods Kaffernjägern waren, die auf die Elefanten feuerten, denen wir folgten, sattelten wir wieder auf und galoppierten die Fährte entlang; doch anhand der Richtung stellten wir bald fest, dass die Schüsse, die wir gehört hatten, nicht auf die Elefanten abgegeben worden sein konnten. Wir blieben nun ohne Unterlass auf der Fährte bis etwa anderthalb Stunden vor Sonnenuntergang, als wir aus Angst, es würde dunkel werden, bevor wir sie einholten, unsere Gewehre nahmen und vorangalloppierten; denn die Fährte wurde nun mit jedem Augenblick frischer, und da die Elefanten gemütlich ästen, war sie leicht zu verfolgen, allein schon durch die Machabel-Blätter, die verstreut auf der Spur lagen.

Ich darf hier erwähnen, dass ich an diesem Tag auf einem alten Pferd in sehr schlechtem Zustand saß, das ich von Wood gekauft hatte, da mein eigenes zwei Tage zuvor lahm geworden war; und dass all unsere Pferde den lieben langen Tag unter dem Sattel gewesen waren und genau wie wir kein Wasser gehabt hatten. Nun, wir waren eine Strecke die Fährte entlanggaloppiert, als wir schließlich zwei Elefanten erblickten, Nachzügler des Haupttrupps, und dann die Herde selbst. Sie bewegten sich in einer dichten Masse einen sanften Hang auf der anderen Seite eines trockenen Wasserlaufes hinauf, und da das ganze Land hier nur sehr spärlich bewaldet ist, hatten wir einen prachtvollen Blick auf sie. Es müssen mindestens sechzig oder siebzig gewesen sein, groß und klein, und es war ein grandioser Anblick, den man nicht so leicht vergisst, so viele dieser riesigen Tiere langsam und majestätisch dahinschreiten zu sehen. Da jedoch nur noch eine Stunde Sonnenlicht verblieb, konnten wir wenig Zeit für Bewunderung erübrigen und ritten mit mörderischen Absichten auf sie zu.

Wir überquerten die trockene Rinne und passierten die beiden zuerst gesehenen Tiere in einer Entfernung von 150 Yards, doch sie schienen keinerlei Notiz von uns zu nehmen. Gerade als wir uns der Herde näherten, drehte sich einer der größten Bullen breitseitig zu uns und begann, Blätter von einem Busch zu zupfen – er bot einen glänzenden Schuss, den Clarkson gerade nutzen wollte, als er uns sah, herumwirbelte und davonrannte. Als er das tat, bemerkte ich, dass er einen stumpfen Schwanz hatte. Die ganze Herde war nun in Bewegung. Zuerst rannten sie in einem kompakten Haufen und in überraschendem Tempo davon, wobei sie eine dichte Staubwolke aufwirbelten; in der Verwirrung wurde eines der Tiere, halb ausgewachsen, umgestoßen und muss zertrampelt und halb betäubt worden sein, denn es kam erst wieder auf die Beine, als die Herde vorbei war, und rannte zuerst zurück, weg von seinen Gefährten; doch bald bemerkte es seinen Fehler, kehrte um und holte sie schnell wieder ein.

Wir galoppierten nun neben ihnen her, etwa 100 Yards seitlich der vordersten Tiere, schrien und hallohten laut und trieben sie so in einem großen Kreis vor uns her. Unser

Ziel war es, sie zu ermüden, bevor wir mit dem Feuern begannen. Obwohl ich schon viele Elefanten getötet hatte, war ich in den Saisons zuvor in den Tsetse-Gebieten immer zu Fuß auf der Jagd gewesen; ich hatte also keine Erfahrung darin, sie vom Pferderücken aus zu jagen. Meine Freunde hatten mir eingeschärft, unter keinen Umständen abzusteigen, sondern vom Rücken des Pferdes zu schießen, da ich im Falle eines Angriffs keine Zeit zum Aufsitzen hätte. Zuerst versuchte ich, diese Anweisungen zu befolgen; doch mein Pferd – zu seinem Unglück – wollte nicht stillstehen. Sobald ich die Zügel locker ließ, lief oder trottete es vorwärts, was einen gezielten Schuss unmöglich machte.

Da ich sah, dass ich so niemals einen Elefanten erlegen würde, beschloss ich abzusteihen. Ich galoppierte neben das vorderste Tier, sprang ab und jagte einem jungen Bullen eine Kugel hinter die Schulter, als er breitseitig an mir vorbeizog. Er lief nur etwa 100 Yards und fiel dann tot um. Danach tötete ich schnell zwei weitere mit fünf Schüssen – eine stattliche Kuh und einen weiteren jungen Bullen. Der vierte, den ich angriff, ein Bulle mit Stoßzähnen von etwa 35 Pfund, kostete mich sechs Kugeln und lieferte mir eine heftige Verfolgungsjagd, denn mein Pferd war nun völlig am Ende. Ich entkam nur um Haaresbreite. Obwohl das wütende Tier während des Angriffs ununterbrochen trompetete wie eine Dampflokomotive, konnte ich mein müdes Pferd nicht aus dem Galopp bringen, bis der Elefant dicht hinter mir war. Ich glaube fest daran, dass er mich erwischt hätte, wäre er nicht schon so schwer verwundet gewesen. Das schrille Schreien klang unangenehm nah.

Gerade als dieser Bulle fiel, kamen Wood und Cross mit dem Rest des Trupps herbei, und ich fing sie ab und trieb sie erneut zurück. Die armen Tiere waren nun völlig erschöpft; im langsamen Gehen warfen sie sich Wasser über ihre erhitzten Körper und schwankten von einer Seite zur anderen, wenn die grausamen Kugeln sie trafen. Viele hatten sich bereits abgesondert und waren zu zweit oder dritt entkommen, und da wir uns die besten herausgepickt hatten, waren nun nicht mehr viele übrig, die sich zu schießen lohnten. Meine Freunde hatten fast all ihre Patronen verschossen, aber ich hatte noch dreizehn übrig; denn da mein Pferd nicht stehen bleiben wollte, hatte ich erst später als sie mit dem Feuern begonnen. Da die Elefanten jetzt nur noch Schritt gingen und manchmal in einer Masse zusammenstanden – was herrliche Ziele bot –, war ich sicher, mit meinen restlichen Patronen noch drei oder vier zu töten. Das wäre mir zweifellos auch gelungen, wäre mir nicht ein Unfall zugestoßen, der sich wie folgt ereignete:

Eine unangenehme Lage

Nachdem ich mir eine gute Kuh als fünftes Opfer ausgesucht hatte, gab ich ihr einen Schuss hinter die Schulter, woraufhin sie sich von der Herde trennte und langsam allein davonlief. Als ich hinter ihr hergaloppierte, wirbelte sie herum und stand mir gegenüber, mit gespreizten Ohren und erhobenem Kopf. Mein Pferd war nun so müde, dass es ruhig stand; also zügelte ich es und gab ihr vom Rücken aus einen Schuss zwischen Hals und Schulter, der sie, wie ich glaube, gerade noch von einem Angriff abhielt. Auf diese Wunde hin wich sie ein paar Schritte zurück, schlug mit den Ohren gegen ihre Flanken und stand mir dann wieder gegenüber. Ich hatte gerade die leere Patrone herausgenommen und wollte eine frische einlegen, als ich sah, dass sie sehr bösartig aussah. Da ich keine dreißig Yards von ihr entfernt war, ergriff ich die Zügel und drehte den Kopf des Pferdes weg, um für einen Angriff bereit zu sein. Ich hielt mein Gewehr noch mit offenem Verschluss in der Hand, als ich sah, dass sie kam.

Ich stieß die Sporen in die Rippen meines Pferdes und tat mein Bestes, um wegzukommen, aber es war so gründlich am Ende, dass es, statt wie in dieser Notlage erforderlich nach vorne zu schnellen, nur im Schritt anlief. Gerade als es in den Galopp

überging, war der Elefant über uns. Ich hörte zwei kurze, schrille Schreie über meinem Kopf und hatte gerade noch Zeit zu denken, dass es nun mit mir vorbei sei, als ich samt Pferd zu Boden geschmettert wurde. Für einige Sekunden war ich durch die Gewalt des Aufpralls halb betäubt, und das erste, was ich wahrnahm, war ein sehr starker Geruch nach Elefant. Im selben Moment spürte ich, dass ich nicht schwer verletzt war und dass ich trotz der unangenehmen Lage noch eine Chance auf Leben hatte. Ich wurde jedoch so auf den Boden gedrückt, dass ich meinen Kopf nicht befreien konnte. Schließlich wand ich mich mit einer gewaltigen Anstrengung los und warf meinen Körper zur Seite, sodass ich mich auf meine Hände stützen konnte. Dabei sah ich die Hinterbeine des Elefanten wie zwei Säulen vor mir stehen und begriff sofort die Situation: Sie lag auf den Knien, den Kopf und die Stoßzähne in den Boden gerammt, und ich war unter ihre Brust gedrückt worden, glücklicherweise jedoch hinter ihre Vorderbeine. Ich schleppte mich unter ihr hervor, kam wieder auf die Beine und trat einen hastigen Rückzug an, da ich für den Moment mehr als genug von Elefanten hatte. Ich behielt jedoch genügend Geistesgegenwart, um langsam zu rennen, wobei ich ihre Bewegungen über die Schulter beobachtete und meine eigenen danach ausrichtete. Fast unmittelbar nachdem mir die Flucht gelungen war, stand sie auf und suchte mich mit aufgestellten Ohren und erhobenem Kopf, wobei sie sich erst nach der einen, dann nach der anderen Seite drehte, aber nie ganz herumwirbelte. Bei diesen Drehungen lief ich schräg nach rechts oder links, je nachdem, und versuchte immer, ihr mein Hinterteil zuzukehren. Schließlich erreichte ich den Schutz eines kleinen Busches und atmete wieder frei auf.

Die ganze Zeit über sah ich mein Pferd nicht, das im Gras gelegen haben muss, wo es zu Boden geworfen worden war. Ich dachte, es sei tot, oder vielleicht, um die Wahrheit zu sagen, war ich so sehr mit meinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, dass ich gar nicht an es dachte. Ich stand nun auf dem höchsten Punkt einer sanften Anhöhe, die allmählich zu einer offenen Lichtung abfiel, auf der ich von meinem Standpunkt aus zwei tote Elefanten sehen konnte. Da sah ich einen Kaffern über die Lichtung kommen und ging hinunter, um ihn zu treffen, während mein Elefant immer noch an der Stelle stand, an der er mich niedergestreckt hatte. Da ich unbewaffnet war – mein Gewehr war mir beim Sturz aus der Hand geschleudert worden –, wagte ich mich nicht in ihre Nähe, um danach zu suchen. Als ich den Kaffern traf (Cross' Gewehrträger), erzählte ich ihm hastig, was passiert war. Der Elefant war nun nicht mehr sichtbar, da er sich knapp hinter dem Kamm der Anhöhe befand, etwa 200 Yards entfernt. Ich hielt nur kurz inne, um einige Patronen aus meinen Hosentaschen zu nehmen und sie in meinen Gürtel zu stecken, und kehrte dann in Begleitung des Jungen zum Unfallort zurück, um nach meinem Gewehr zu suchen und zu sehen, was aus meinem Pferd geworden war. Oben auf der Anhöhe sahen wir es ohne Sattel stehen, aber der Elefant war weggegangen und nicht mehr zu sehen.

Eine glückliche Rettung

Als ich zu meinem Pferd ging, sah ich, dass es eine hässliche Wunde am Hinterteil davongetragen hatte, aus der das Blut am Bein herunterlief; ansonsten war es, abgesehen von ein paar Schürfwunden, unverletzt. Während der Junge nach meinem Gewehr suchte, hielt ich Ausschau nach dem Elefanten, von dem ich wusste, dass er sich gerade erst entfernt haben konnte. Ich sah eine Kuh zwischen einigen Büschen stehen, keine 200 Yards von mir entfernt, und war sicher, dass es diejenige war, die mich fast zum Exempel statuiert hätte. Der Kaffer kam nun mit meinem Gewehr und dem Sattel, dessen Gurt gerissen war. Da das Gewehr beim Sturz am Verschluss offen gewesen war, war es voller Sand; erst nachdem ich den Hebel herausgenommen und die Spitze des Assegais des Kaffern als Schraubenzieher benutzt hatte, brachte ich es wieder zum Funktionieren. Ich näherte mich dann dem Elefanten, der die ganze Zeit über dort gestanden hatte, wo ich ihn zuerst sah. Vorsichtig rückte ich bis auf fünfzig Yards heran, zielte sorgfältig und gab

ihr einen Schuss hinter die Schulter, der sie mit einem Krachen zu Boden brachte. Ich schob eine weitere Patrone nach, rannte hin und gab ihr einen Schuss in den Hinterkopf, um sicherzugehen.

Die Sonne war schon vor einiger Zeit untergegangen, es wurde bereits dämmerig; also rief ich, um die Aufmerksamkeit meiner Freunde zu erregen, deren Schüsse ich schon länger nicht mehr gehört hatte. Sofort hörte ich ein antwortendes Hallo und traf bald Clarkson, mit dem ich zu einem großen Ameisenhaufen zurückging, wo meine Gefährten abgesattelt hatten. Nun bemerkte ich, dass mein Auge geprellt und die Haut an meiner rechten Brust abgeschürft war; außerdem fühlte ich mich im Nacken und im Rücken sehr steif. Ich war am ganzen Rücken und an der linken Brust mit Blut von der Brust des Elefanten verschmiert. Das war alles, was mir fehlte, und ich halte es für eine wunderbar glückliche Rettung. Der Elefant muss wie ein Rammbock von hinten gegen das Pferd gerannt sein und mich kopfüber zu Boden geschleudert haben. Der Schwung ihres Ansturms muss sie ein Stück zu weit getragen haben; denn wäre ich vor ihren Knien gelandet statt dahinter, hätte mich nichts retten können. Ich denke auch, dass sie sehr schwer verwundet war und dieser verzweifelte Angriff sie so erschöpft hatte, dass sie mich leichter entkommen ließ, als sie es sonst getan hätte; vielleicht erklärt das auch, warum sie das Pferd nicht weiter behelligte.

Es war nun fast dunkel; weder unsere Pferde noch wir selbst hatten den ganzen Tag über getrunken, und wir wussten nicht, wo wir Wasser finden würden. So beschlossen wir, zum Fluss Umsengaisi zu halten, von dem Wood glaubte, dass wir nicht weit entfernt seien. Erst nach einem mühsamen Marsch von etwa zwei Stunden in der Dunkelheit erreichten wir ihn schließlich. Genau dort, wo wir auf ihn stießen, war der Fluss trocken; aber nachdem wir seinem Lauf etwa eine Meile abwärts gefolgt waren, fanden wir ein recht schlammiges Wasserloch, das unter diesen Umständen dennoch höchst willkommen war. Da wir weder Essen noch Decken bei uns hatten, entzündeten wir ein großes Feuer und machten es uns so bequem wie möglich.

Früh am nächsten Morgen machten wir uns daran, die toten Elefanten zu zählen und zu untersuchen. Ich führte mein Pferd am Zügel, nachdem ich seine Wunden gründlich mit kaltem Wasser gewaschen hatte; ich beabsichtigte, es zum Wagen am Fluss Umbila zurückzuschicken, sobald meine Jungen eintrafen. Von all unseren Kaffern, die am vorangegangenen Morgen mit uns aufgebrochen waren, waren die drei Gewehrträger meiner Freunde die einzigen gewesen, die mit uns Schritt gehalten hatten – was ihnen nicht zur Last gelegt werden kann, da sie alle Lasten trugen. Der Stoßzahn des Elefanten war in das Hinterteil meines Pferdes nahe dem After eingedrungen und schräg in den Mastdarm verlaufen. Ich ließ die Wunde morgens und abends mit einer starken Karbollösung ausspülen, und obwohl das arme Tier einige Zeit lang in einem sehr kritischen Zustand schien, war die Wunde zwei Monate später völlig verheilt und es hatte sich ganz von den Folgen erholt. Als wir die toten Elefanten erreichten, fanden wir unsere Kaffern bereits dort vor; wir frühstückten an Ort und Stelle und machten uns dann daran, die Ausbeute zu zählen.

Zweiundzwanzig Elefanten geschossen

Wir fanden insgesamt einundzwanzig tote Elefanten, zwei davon hatten nur jeweils einen Stoßzahn. Später fanden wir noch einen weiteren, der geflüchtet und nahe dem Umsengaisi verendet war, sodass insgesamt zweiundzwanzig Tiere unseren Gewehren zum Opfer gefallen waren. Ich schickte dann zwei Kaffern mit meinem verwundeten Pferd zu den Wagen und wies sie an, das Pferd, das ich dort lahm zurückgelassen hatte, so schnell wie möglich zu mir zu bringen. Nun trafen auch die Maschunas in großen

Gruppen ein, gierig auf das Fleisch, das wir ihnen unter der Bedingung überließen, dass sie alle Stoßzähne heraushauen und zu den Wagen am Fluss Umbila tragen würden. Bis zum Mittag des folgenden Tages waren alle Zähne draußen und jeder Elefant zerlegt. Unter dieser Herde waren keine großen Bullen gewesen, aber drei hatten Stoßzähne zwischen 35 und 45 Pfund das Stück, und die vierzig Zähne zusammen müssen etwa 700 Pfund gewogen haben. Der letzte Elefant, den ich geschossen hatte in dem Glauben, es sei derjenige gewesen, der mich erwischt und mein Pferd verletzt hatte, stellte sich als eine Kuh heraus, die Cross knapp über dem Auge verwundet hatte. Da ich sie so nah beim Pferd sah – und so nah an der Stelle, an der ich meinen Elefanten nur eine Minute zuvor verlassen hatte –, unterlief mir natürlicherweise dieser Irrtum.

So war der Elefant, der mich so empfindlich besiegt hatte, davongekommen – wenn auch nur, um, wie ich fürchte, in geringer Entfernung zu sterben, denn die beiden Schüsse, die ich ihr gab, waren beide gut platziert, was sie nicht lange überleben konnte. Ich wäre ihrer Fährte gefolgt, da ich ihre Stoßzähne gerne als Andenken an die Jagd dieses Tages besessen hätte; aber da wir die Elefanten kreuz und quer in alle Richtungen getrieben hatten, war es unmöglich, die Spuren eines bestimmten Tieres herauszufiltern.

Am nächsten Morgen kehrten meine Jungen von den Wagen zurück und brachten mein anderes Pferd mit. Seine Lahmheit war durch ein Holzstück verursacht worden, das im Fleisch des rechten Hinterhufs steckte; da die Stelle noch nicht ganz verheilt war, bastelte ich einen provisorischen Schuh aus der Außenhaut eines Elefantenohrs und schnürte ihn an einem Stück weichen Leders fest, das locker um die Fessel gebunden war. Dieser Schuh, den ich abends nass anzog, trocknete bis zum Morgen hart in der Form des Hufes aus. Ich musste ihn jedoch jeden zweiten Tag erneuern, da das Gewicht des Pferdes ihn bald durchscheuerte.

Am 20. September fanden wir erneut frische Fährten in einem dichten Hain von Mahobo-hobo-Bäumen und folgten ihnen ein weites Stück; doch die Elefanten bekamen schließlich unseren Wind, da sie parallel zu ihrer eigenen Spur zurückgekehrt waren. Als wir das bemerkten, hatten sie bereits einen großen Vorsprung gewonnen, und obwohl wir ihnen nachgaloppierten, konnten wir die Fährte nicht gut halten und verloren sie schließlich ganz. Am folgenden Tag fanden wir wieder frische Spuren und verloren sie auf fast die gleiche Weise. Die Elefanten in diesem Land sind einfach zu schlau; diese letzten zum Beispiel zerstreuten sich, sobald sie uns witterten, in alle Richtungen – zu eins, zwei oder drei –, anstatt in einer Gruppe zu fliehen, wie es jeder anständige, besonnene Elefant getan hätte, dem man auf der Fährte hätte folgen können. Beim Versuch, ihnen zu folgen, wurden wir getrennt. Wood und ich machten uns, nachdem wir vergeblich nach unseren Freunden gerufen hatten, auf den Weg zu unserem Lager am Umsengaisi, in der Annahme, sie würden dasselbe tun.

Wir ritten gerade einen alten Fußpfad entlang, durch ein Stück blattlosen Busch, als ich einige große schwarze Objekte sah, die ich zuerst für Büffel hielt, dann aber sehr bald als Elefanten erkannte. Wir waren etwa achtzig Yards von ihnen entfernt, als das vorderste Tier uns sah und gerade zum Laufen ansetzte, als Wood sein Pferd zügelte und sie mit einer Kugel aus seinem schweren Gewehr auf der Stelle niederstreckte. Er schoss später noch eine weitere, und auch ich tötete zwei. Es waren nur acht Tiere – eine stoßzahnlose Kuh und sieben andere, die noch nicht ausgewachsen waren. Elefanten sind jedoch mittlerweile so selten, dass man es sich nicht leisten kann, selbst kleinere Exemplare unbehelligt zu lassen. Sobald Wood feuerte, stoben sie alle auseinander, und da der Busch ziemlich dicht war, konnten wir sie nicht wieder zusammentreiben. Gerade als das letzte Tier tot umfiel, kamen die Herren Clarkson und Cross herbeigaloppiert, und unsere Kaffern folgten kurz darauf; alle hatten unsere Schüsse gehört und sich von ihnen leiten lassen. Da wir in einem Tal nahe den toten Tieren Wasser fanden und unsere Decken und

restliche Ausrüstung bei uns hatten, lagerten wir an Ort und Stelle und verbrachten den folgenden Tag, den Sonntag, in Untätigkeit, während unsere Kaffern damit beschäftigt waren, die Stoßzähne herauszuhauen.

KAPITEL XVIII

Fortsetzung der Jagdreise ins Maschuna-Land – Ein Elenantilopen-Bulle – Der Fluss Hanyane – Elefanten – Flusspferde in einem Becken gefangen – Jagdnetze – Notizen über Tsetsebisse – Buschschweine – Rappenantilopen-Bulle – Nashorn – Jagd in den Machabi-Hügeln – Nashornkuh – Elenantilopen – Rappenantilopen-Bulle von Wildhunden verfolgt und angegriffen – Neunzehn Elefanten geschossen – Oribi-Antilope und ihre Verbreitung – Nachtschwalbe mit Federfahnen – Der arme „Bill" von einem Krokodil getötet – Nashorn mit kleinem Kalb – Löwin in Viljoens Lager geschossen – Weihnachten bei Rev. W. Elliott

Am Montag, dem 23. September, wandten wir uns wieder nach Nordosten und hielten auf den Fluss Hanyane zu. Am folgenden Tag erblickten wir beim Reiten einen alten Elenantilopen-Bullen, der im Schatten eines Baumes stand. Da wir glaubten, er sei fett, und wir diesen Luxus gut gebrauchen konnten, wurde Wood, der das beste Pferd hatte, beauftragt, ihn zu schießen, während wir unsere Gäule zurückhielten und die Dinge beobachteten. Die Elenantilope, völlig ahnungslos gegenüber diesen Absichten, stand ruhig da und verscheuchte die Fliegen von ihren Flanken; erst als sich ihr Feind bis auf 200 Yards genähert hatte, bemerkte sie seine Nähe und trottete ins Freie. Wood ließ daraufhin „Wildfire" laufen, und ein schnelles Pferd war es; aber die Elenantilope, so schwerfällig sie auch aussah, fiel in einen federnden Galopp und hielt auf der kurzen Strecke, die wir einsehen konnten, ihren Vorsprung. Bald jedoch hörten wir einen Schuss, und als wir herbeigaloppierten, fanden wir Wood vor seinem Opfer, das – armes Ding – auf der anderen Seite einer Rinne stand und mit seinen sanften braunen Augen wehmütig auf seinen Vernichter blickte. Was für ein prächtiges Tier ein Elenantilopen-Bulle doch ist, mit seinem schweren, aber wohlgeformten Körper, der tief hängenden Wamme, den feingliedrigen Beinen und dem edlen Kopf! Es ist eines jener stattlichen Geschöpfe, die wohl kaum ein nachdenklicher Mann ohne Bedauern töten kann, und noch weniger – so hoffe ich –, nur zum Vergnügen, um den Kadaver in der Wildnis verrotten zu lassen oder Wölfe und Geier damit zu mästen. Gleichzeitig ist es für den Jäger, von dessen Gewehr vielleicht zwanzig hungrige Wilde Tag für Tag abhängen, ebenso notwendig, viele schöne und harmlose Tiere zu schießen, wie für einen Metzger im zivilisierten Land, einen Ochsen zu schlachten.

Wir trieben ihn nun behutsam zu einem Wasserloch ein Stück weiter unten in der bereits erwähnten Rinne, wo eine Kugel seinem Elend ein Ende setzte. Er hatte ein sehr hübsches, gleichmäßiges Paar Hörner mit weißen Spitzen, die 2 Fuß 4 Zoll (ca. 71 cm) lang waren.

Am folgenden Tag, dem 24. September, brachen wir früh auf, hielten weiterhin Nordostkurs und kreuzten gegen 10 Uhr morgens, wenige Meilen vor dem Fluss Hanyane, die frische Fährte eines Trupps Elefantenbullen. Wir folgten ihnen natürlich sofort, und da sie gemütlich äsend weiterzogen, war es kaum Mittag, als wir sie sichteten. Im selben Moment bekamen sie unseren Wind und rannten davon. Es waren, glaube ich, insgesamt neun Tiere, von denen wir fünf schossen; die anderen vier konnten zu meinem Bedauern entkommen. Diejenigen, die wir erlegten, waren allesamt alte Tiere. Zwei trugen Stoßzähne, die fast 60 Pfund das Stück wogen, und die der anderen drei wogen alle über 40 Pfund. Da Wasser in der Nähe war, schlugen wir an Ort und Stelle unser Lager auf. Am nächsten Tag kam eine Gruppe Maschunas in unser Lager und bat um Erlaubnis, das

Fleisch zerlegen zu dürfen, was wir ihnen gewährten. Sie unterstehen dem unbedeutenden Maschuna-Häuptling Lo Magondi, dessen Kraals in den Hügeln lagen, die wir von unserem Lager aus sehen konnten und die nicht mehr als zehn Meilen entfernt waren.

Am 27. September ritten wir hinunter, um uns den Fluss Hanyane anzusehen, wie er in Mr. Baines' letzter Karte verzeichnet ist. Bei den Matabele heißt dieser Fluss „Hanyane", bei den Maschunas „Manyame" und nahe seiner Mündung in den Sambesi „Panyame". Es ist ein schöner, fließender Fluss mit weiten Strecken tiefblauen Wassers, die entlang seines Laufs weder selten noch weit voneinander entfernt sind. An vielen Stellen gibt es Flusspferde, obwohl die Eingeborenen sie hier in der Gegend so sehr verfolgt haben, dass sie auf die Suche nach neuen Gebieten und Weideplätzen gegangen sind. An einer Stelle fanden wir ein großes, tiefes Becken, das komplett umzäunt war – primitive Dämme waren über das seichte Wasser sowohl oberhalb als auch unterhalb des Beckens gebaut worden. Im Becken selbst waren zudem mehrere Gerüste errichtet worden, die von kleinen Plattformen gekrönt waren. Diese Vorbereitungen, so erzählten uns die Maschunas, waren getroffen worden, um einige Flusspferde zu überlisten, die sich in dem Becken befanden. Der Zaun sollte sie daran hindern, zum Fressen an Land zu kommen, und auf den verschiedenen Plattformen waren Männer mit schweren Speeren stationiert, die sie den Ungetümen in den Rücken stießen, wann immer diese sich über Wasser zeigten. Insgesamt müssen die Flusspferde in diesem Becken eine schwere Zeit gehabt haben. Zwei jedenfalls müssen den Tod gefunden haben, denn wir sahen ihre Schädel dort liegen.

Kurz nach dem Verlassen dieses Beckens kreuzten wir die Fährte einiger Elefanten, die in der Nacht vorbeigezogen waren, und da es noch früh war, folgten wir ihnen. Wir blieben auf der Spur bis etwa vier Uhr nachmittags, dann gaben wir auf; denn dem Aussehen der Blätter nach, die sie gefressen hatten, waren wir immer noch genauso weit hinter ihnen wie beim Aufbruch. Sie hatten einen regelrechten Kreis um unser Lager beschrieben, sodass wir uns trotz des Ritts über viele Meilen immer noch in geringer Entfernung dazu befanden und es schafften, kurz vor Dunkelheit nach Hause zu kommen. Am folgenden Tag ritten wir wieder in Richtung von Lo Magondis Stadt, die in den Hügeln nördlich unseres Lagers liegt. Wir sahen keine Elefantenfährte, stießen aber auf dem Heimweg auf einen prächtigen alten Elenantilopen-Bullen, den wir wegen des Fleisches und Fettes schossen.

Während der nächsten drei Tage ritten wir regelmäßig sowohl flussaufwärts als auch flussabwärts und auf der jenseitigen Seite des Hanyane, sahen aber keine frischen Elefantenfährten mehr, obwohl das Land hier erst acht Tage zuvor, als wir die fünf Bullen schossen, voll von diesen Tieren gewesen sein muss. Unser Feuern schien sie alle verscheucht zu haben, so scheu sind die Elefanten heutzutage. Was vielleicht auch zu ihrem Verschwinden beigetragen haben mag, war die Anwesenheit von Gruppen von Maschunas im ganzen Land, die damit beschäftigt waren, Wild mit Netzen zu fangen; wir trafen ständig auf Trupps von ihnen. Diese Netze sind ordentlich aus Schnüren gefertigt, die aus der inneren Rinde des Machabel-Baumes hergestellt werden. Jedes einzelne Netz ist fünfzehn bis zwanzig Yards lang und sechs oder sieben Fuß breit. Wenn sie für die Jagd aufgestellt werden, ordnet man eine große Anzahl von ihnen an Pfählen in einer Reihe an, sodass eine durchgehende Netzlinie von mehreren hundert Yards Länge entsteht. In diese Netze werden Antilopen aller Art getrieben und verstricken sich darin. Da sie sehr elastisch sind und dem Gewicht nachgeben, können nur die allergrößten Tiere sie durchbrechen; tatsächlich versicherten uns die Maschunas, dass sie alles aufhalten würden, was rennt, mit Ausnahme von Elefant und Nashorn.

Am Abend des 1. Oktober kam mein Treiber Jantje von den Wagen am Fluss Umbila in unser Lager und brachte recht beunruhigende Nachrichten. Er informierte uns nämlich,

dass der Viehhirte am Tag seiner Ankunft dort drei Tsetsefliegen im Kraal gefangen habe und dass er selbst „Fly“ nicht eine Meile von den Wagen entfernt gesehen habe. Da er ein Hottentotte ist, der mit mehr „Nous“ (Verstand) gesegnet ist als der Rest seines Stammes – deren Regel es normalerweise ist, die Dinge einfach laufen zu lassen –, hatte er sofort die Wagen angespannt, war zum Fluss Umsengaisi gezogen und kam dann in unser Lager, um uns zu berichten, was er getan hatte. Natürlich dachten wir, dass all unsere Ochsen und die zwei Pferde, die wir bei den Wagen gelassen hatten, von der Fliege gestochen worden seien, und verfluchten entsprechend unser Pech. Doch wir wurden schließlich sehr angenehm enttäuscht, denn wir verloren nicht einen einzigen Ochsen, obwohl zwei von meinen und einer von Woods deutliche Anzeichen eines Bisses zeigten, indem sie sehr mager wurden und Tränenfluss an den Augen hatten. Es waren jedoch alles junge Tiere, und sie kamen schließlich durch, obwohl einer meiner Ochsen erst nach mehr als einem Jahr wieder anfing, Fleisch anzusetzen. Diese Tatsachen überzeugten mich davon, dass es mehr als einen Fliegenbiss braucht, um einen Ochsen oder ein anderes Tier zu töten, und dass eine Erholung vom Tsetsebiss möglich ist, wenn das Blut noch nicht zu stark mit dem Gift gesättigt wurde. Jantje hatte einen prächtigen alten Elefantenbullen geschossen, dessen Stoßzähne 56 und 57 Pfund wogen, dazu zwei Kühe sowie zwei Flusspferde, auf die er im Fluss Umniati gestoßen war.

Am folgenden Tag, dem 2. Oktober, war mein Pferd wieder sehr lahm. Ich verließ meine Freunde und ging zu Fuß zu den Wagen am Umsengaisi, mit der Absicht, für etwa zehn Tage zu Fuß in das Fliegengebiet zu gehen. Ich erreichte den Fluss gerade bei Dunkelheit und dachte, ich sei unterhalb der Wagen, weshalb ich seinem Lauf in der Nacht ein weites Stück folgte. Als der Tag anbrach, sah ich jedoch an einigen Hügeln, dass ich falsch lag; ich musste meine Schritte zurückverfolgen und erreichte das Lager erst mittags. Hier fand ich Goulden, der von unserem großen Lager am Umfule herübergekommen war, um nach uns zu sehen.

Während der folgenden Nacht zogen vier Elefantenbullen dicht an den Wagen vorbei – so nah sogar, dass die Hunde hinausliefen und sie anbellten –, und am nächsten Morgen nahmen wir ihre Fährte auf. Die Hunde müssen sie jedoch erschreckt haben, denn sie zogen Meile um Meile im Gänsemarsch weiter, ohne jemals zum Fressen anzuhalten, sodass wir nicht im Geringsten aufholten und schließlich die Fährte verließen; wir erreichten die Wagen erst spät. An jenem Tag sah ich zwei Buschschweine, die in diesem Teil des Landes wohl selten sind, da es die einzigen waren, die ich je gesehen habe. Sie waren von rötlicher Farbe mit langem Haar auf dem Rücken; ihre Köpfe und Schnauzen glichen denen eines Hausschweins. Wenn sie rannten, hingen ihre Schwänze herab, während ein Warzenschwein – das gewöhnliche Wildschwein des Landes – seinen Schwanz immer steif in die Luft gestreckt trägt. Ich hatte diese Tiere zuvor nur zweimal gesehen, und zwar im dichten Busch westlich und unweit des Flusses Gwai.

Am folgenden Tag, kurz vor Sonnenuntergang, ritten die Herren Clarkson, Cross und Wood vom Hanyane ein, da sie keine weiteren Elefantenfährten mehr gesehen hatten, seit ich sie verlassen hatte. Der nächste Tag war ein Sonntag; wir ließen es ruhig angehen und hatten einen Tag Ruhe. Gegen Mittag ritten zwei Burenjäger – Cornelius Engelbreght und Karl Weyand – in unser Lager. Sie waren unserer Wagenspur vom Umfule aus gefolgt, um zu versuchen, etwas Pulver, Kaffee usw. von uns zu bekommen. Sie hatten einige Elefanten nahe der Quellen des Umfule geschossen und auch auf dieser Seite unseres Hauptlagers frische Fährten gesehen. Als wir ihnen die zehn schönen Stoßzähne der Bullen zeigten, die wir am Hanyane geschossen hatten, rief Cornelius neidisch aus: „Allemachtig, yella Engelesche is geluckach gewes“, d. h.: „Beim Allmächtigen, ihr Engländer seid glücklich gewesen.“

Es wurde nun vereinbart, dass Cross, Goulden und Wood am nächsten Tag mit den Buren zu unserem großen Lager zurückkehren und das Gebiet zwischen den Flüssen Umfule und Zweswe bejagen sollten, während Clarkson und ich noch für kurze Zeit zurückblieben, um die Mahobo-hobo-Wälder in der Umgebung unseres jetzigen Lagers zu durchstreifen. Am 8. Oktober ging Clarkson zu Fuß aus, um flussabwärts nach einem Schwein zu suchen, während ich, da ich mir am Vortag den Fuß verletzt hatte, allein bei den Wagen blieb. Gegen zehn Uhr kam der Viehhirte herbeigerannt und sagte, es seien einige Elefanten unter den Ochsen. Natürlich holte ich die Pferde, nahm eines von Clarksons und ritt mit dem Jungen dorthin, wo er die Elefanten gesehen hatte; diese hatten sich jedoch bereits aus dem Staub gemacht. Ich fand bald die Fährte, und da sie im Gänsemarsch geflohen waren, konnte ich in gutem Tempo galoppieren. Hin und wieder hatten sie sich jedoch getrennt; dann musste ich langsam reiten und die Spur sorgfältig aufnehmen. Schließlich, nachdem ich etwa eine Stunde geritten war, sichtete ich ihre dunklen Gestalten und war bald an ihrer Seite.

Niemals wurde ein erwartungsvoller Jäger bitterer enttäuscht. Es waren etwa ein Dutzend Elefanten: drei große, stoßzahnlose Kühe und der Rest winzige Dinger – kein einziges Tier darunter, das es wert gewesen wäre, geschossen zu werden. Ich ritt zweimal um sie herum und wäre fast umgekehrt, ohne einen Schuss abzugeben. Doch bei dem Gedanken, dass das Fleisch zumindest gelegen käme, schoss ich das größte Tier unter ihnen, eine junge Kuh mit Stoßzähnen von etwa 5 Pfund Gewicht. Dann verließ ich sie und ritt zurück zu den Wagen, zutiefst angewidert über das Pech, das ich gehabt hatte; denn das Veld war sehr offen, und wären die Elefanten nur einen Schuss wert gewesen, hätte ich einen guten und lohnenden Jagdtag mit ihnen haben können.

Am nächsten Tag ritten wir hinüber zum Fluss Umbila, um nach Elefantenfährten zu suchen, sahen aber keine. Auf dem Rückweg schoss ich eine Rappenantilopen-Kuh mit einem sehr schönen Paar Hörner.

Am 11. Oktober, da wir am Umsengaisi keine frischen Elefantenfährten mehr fanden, spannten wir den Wagen an und machten uns auf den Rückweg zum Umfule. Wir hatten gerade am späten Nachmittag ausgespannt und bereiteten alles für die Nacht vor, als der Viehhirte herbeilief, um uns zu sagen, dass zwei Nashörner ein paar hundert Yards das Tal hinauf zum Wasser kämen. Wir griffen unsere Gewehre, rannten hin, um einen Schuss auf sie zu wagen, und erblickten bald zwei schwarze Nashörner, die gerade aus dem Busch auf dem Weg zum Wasser auftauchten. Der Busch war sehr offen, und die feinnasigen, wenn auch kurzsichtigen Bestien schienen Gefahr zu wittern. Unter Ausnutzung der Deckung, die ein winziger Busch bot, gelang es mir jedoch, mich bis auf siebzig Yards an die Kuh heranzupirschen, die gerade breitseitig zu mir stand. Ich hob gerade mein Gewehr, um zu feuern, als sie mich bemerkt haben muss, denn sie wirbelte herum und wandte sich mir zu. Da ich sah, dass keine Zeit zu verlieren war, gab ich ihr einen Schuss zwischen Hals und Schulter, der sie auf die Knie zwang. Sie fing sich jedoch sofort wieder, wirbelte herum und wollte gerade davonstürmen, als Clarkson ihr einen weiteren Schuss in die Rippen gab, der sie erneut zu Boden warf. Sie war jedoch augenblicklich wieder oben und galoppierte dem anderen hinterher, als sei sie unverletzt. Beide verfielen bald in einen Trott; aber ein Nashorn trottet so schnell wie eine Elenantilope, und obwohl wir so schnell rannten, wie wir konnten, kamen wir nicht mehr an sie heran. Die Hunde, die die Schüsse gehört hatten, kamen nun herbeigeschossen und bellten bald und sprangen an den Ohren der Nashörner hoch. Diese jedoch setzten ihren Weg unbeirrt fort, hielten nie an, um mit den Hunden zu kämpfen, und waren, nachdem sie das offene Tal durchquert hatten, bald im jenseitigen Busch unseren Blicken entschwunden.

Früh am nächsten Morgen spannten wir wieder an und zogen weiter. Da ich jedoch glaubte, dass eine Chance bestünde, die Nashornkuh zu finden, die wir am Vorabend verwundet hatten, sattelte ich mein Pferd und ritt auf ihrer Fährte. Doch nachdem ich ihr mehrere Meilen gefolgt war und feststellte, dass sie nicht ein einziges Mal angehalten hatte, gab ich es auf und kehrte zu den Wagen zurück, die ich ausgespannt vorfand. Ich möchte bei dieser Gelegenheit anmerken, dass ich es in der Regel für wenig sinnvoll befunden habe, Elefanten oder Nashörnern zu folgen, wie verzweifelt sie auch verwundet sein mögen – es sei denn, eines ihrer Beine wurde verletzt. Denn diese Bestien bleiben im Gegensatz zu anderen Tieren nicht stehen, sondern laufen weiter und weiter, bis sie umfallen. Dies, wie gesagt, habe ich nach beträchtlicher Erfahrung als Regel festgestellt, obwohl es natürlich keine ausnahmslose ist. Als ich den Wagen erreichte, stellte ich fest, dass Clarkson gerade einen Elenantilopen-Bullen geschossen hatte, den er während des Trecks gesehen hatte.

Früh am 15. Oktober erreichten wir unser Lager am Umfule und stellten fest, dass unsere Freunde Cross, Goulden und Wood immer noch zur Jagd bei Intaba Insimbi, zwischen dem Umfule und dem Zweswe, unterwegs waren. Am 16. verließen Clarkson und ich, versehen mit Vorräten und Mais für die Pferde für zehn Tage, erneut das Lager. Wir folgten der Wagenspur und ritten in Richtung Zweswe, mit der Absicht, einige Tage in den Machabi-Hügeln zu jagen, durch die dieser Fluss fließt. An jenem Tag kamen wir nur bis zum Lager der Griquas; auf dem Weg schoss Clarkson eine Rappenantilope. Wie wir erfuhren, hatten die Griquas im letzten Monat keine Elefanten geschossen. Am nächsten Tag ritten wir weiter, hielten uns immer an die Wagenspur, überquerten den Fluss Zweswe und erreichten Gwazan am frühen Nachmittag. Hier machten wir uns daran, eine einfache Hütte zu bauen, die uns vor dem Wetter schützen sollte, da wir vorhatten, mehrere Tage hier zu bleiben, und sich ein schweres Gewitter zusammenbraute, das tatsächlich über uns hereinbrach, bevor unsere Hütte fertiggestellt war.

Früh am nächsten Tag saßen wir wieder im Sattel. Wir ließen unser gesamtes Gepäck in der Obhut zweier Jungen im Skerm zurück und machten eine Runde durch die Hügel südlich der Wagenstraße. Diese Hügel sind größtenteils mit Wäldern des Machabel-Baumes bedeckt, der Lieblingsnahrung des Elefanten; doch obwohl im letzten Monat mehrere Herden dieser Tiere hier gewesen waren, fanden wir keine sehr frischen Fährten. Schließlich verließen wir die Hügel und ritten hinaus auf die offenen, baumlosen Ebenen, die zwischen dieser Kette und Intaba Insimbi liegen. Hier stießen wir auf eine schwarze Nashornkuh, mitten in der offenen Ebene. Da wir Fleisch für uns und unsere Jungen brauchten, schossen wir sie – allerdings nicht ohne einen harten Galopp, denn diese schwerfällig aussehenden Bestien laufen mit einem Tempo, das man ihnen angesichts ihrer kurzen Beine und schweren Körper gar nicht zutrauen würde. Für ein schwarzes Nashorn war sie in ausgezeichnetem Zustand, und wir bekamen sehr gutes Fleisch von ihren Rippen, was wohl daran lag, dass sie nur wenige Tage vor dem Kalben stand.

Zwei Tage später ritten wir wieder durch die Hügel und waren gerade auf eine große Lichtung getreten, als ich zwei Elenantilopen erblickte, einen Bullen und eine Kuh, die im Schatten eines kleinen Baumes etwa 400 Yards entfernt standen. Clarkson hielt sofort auf den Bullen zu, und da er viel besser beritten war als ich, folgte ich nur im Galopp, um mein Pferd nicht unnötig zu strapazieren. Die Elenantilopen beobachteten das Herannahen meines Freundes, bis er auf 200 Yards heran war; dann schien ihnen sein wahrer Charakter plötzlich aufzugehen, sie wirbelten herum und flüchteten im harten Trott. Dies nützte ihnen jedoch wenig, denn bald jagte das verfolgende Ross, nun zur Höchstgeschwindigkeit angetrieben, bis auf fünfzig Yards an sie heran. Dann brachen sie tatsächlich in Galopp aus, wobei jedes Tier seinen eigenen Weg einschlug, und mein Freund folgte dem Bullen. Ich hatte eine gute Sicht auf die Jagd, denn da die Elenantilope im Halbkreis rannte, war ich nie sehr weit entfernt. Der Bulle rannte hart um sein Leben,

wie es die meisten Elenantilopen in diesem Teil Afrikas tun, wenn sie nicht mit Fett überladen sind. Wohl eine ganze Meile lang, glaube ich, fiel er nicht aus dem Galopp, und solange er galoppierte, konnte mein Freund ihn nicht überholen, sondern blieb etwa zwanzig oder dreißig Yards hinter ihm. Dann jedoch war sein Rennen gelaufen; denn sobald er in den Trott verfiel, preschte das ausdauerndere Pferd an ihm vorbei. Clarkson schoss ihn nicht sofort, sondern trieb ihn im harten Trott zurück – wobei der Schaum in langen Silberfäden aus seinem Maul flog, während er den Kopf abwechselnd von einer Seite zur anderen drehte –, dorthin, wo ich nahe dem steilen Ufer einer tiefen Rinne stand, in der sich mehrere Wasserlöcher befanden. Dann galoppierte er an ihm vorbei, zügelte sein Pferd und feuerte vom Sattel aus, als die Elenantilope breitseitig an ihm vorbeihastete. Das Pferd muss sich jedoch beim Schuss leicht bewegt haben; denn anstatt eine tödliche Wunde zuzufügen, traf die Kugel das Tier zu hoch, direkt vor den Lenden, und muss das Rückgrat gestreift haben, denn es brach bei dem Schuss zusammen, als sei es vom Blitz getroffen worden.

Da wir nur noch sehr wenige Patronen übrig hatten und fürchteten, im Falle einer Begegnung mit Elefanten in Not zu geraten, und da die Elenantilope unfähig schien aufzustehen, gaben wir ihr nicht sofort den Rest, sondern warteten darauf, dass die Kaffern herbeikämen, um ihr den Fangschuss oder -stoß mit ihren Assegais zu geben. In der Zwischenzeit führten wir die Pferde zum nächsten Wasserloch, etwa 100 Yards entfernt, und banden sie nach dem Absatteln fest (knee-haltered). Die Kaffern waren nun fast heran; ich rief ihnen zu, sie sollten schnell kommen, und Clarkson und ich gingen zurück zur Elenantilope. Als wir uns ihr näherten, unternahm sie einen weiteren heftigen und fast erfolgreichen Versuch aufzustehen, also drehte ich mich wieder um und schrie den Kaffern zu, sie sollten einen Assegai bringen. Drei von ihnen rannten herbei, aber da sie nicht gehört hatten, was ich sagte, und die Elenantilope flach auf dem Boden liegen sahen, scheinbar tot, hatten sie nur Messer zum Zerlegen des Fleisches mitgebracht. Als sie heranrasten, unternahm die Elenantilope eine weitere gewaltige Anstrengung und kam diesmal auf die Beine. Einen Moment lang stand sie still, dann taumelte sie vorwärts und gewann mit jedem Schritt an Kraft, bis sie bald in einem Trott davonlief, mit dem ein Mann zu Fuß keine Chance hatte mitzuhalten. Da wir weder Gewehr noch Assegai zur Hand hatten, konnten wir ihre Flucht in keiner Weise verhindern. Clarkson und die Jungen rannten hinterher und schrien den anderen Kaffern zu, sie sollten ein Gewehr bringen. Ich jedoch dachte mir, dass sie ihn zu Fuß nie einholen würden, rannte zurück zum Wasser, fing und sattelte hastig Clarksons Pferd, griff mir mein Gewehr und galoppierte mit voller Geschwindigkeit in die Richtung, die die Elenantilope eingeschlagen hatte; sie war nun in einem Fleck verstreuten Busches außer Sicht. Schließlich erblickte ich sie wieder, galoppierte vor sie und versuchte sie zum Wasser zurückzutreiben. Aber was ich auch tat, sie wollte nicht von ihrem Kurs abweichen, also sprang ich ab und gab ihr im Vorbeitrotten einen Schuss durch das Herz. An jenem Tag waren einige unserer Kaffern zurückgeblieben und hatten unsere Fährte verloren, darunter auch unsere Deckenträger; da sie bis Einbruch der Nacht nicht eintrafen, mussten wir auf dem nackten Boden schlafen, was uns jedoch, da das Wetter gut war, nicht allzu sehr störte.

Am 21. ritten wir zurück zu unseren Wagen am Umfule, um zu sehen, ob unsere Freunde zurückgekehrt waren. Sie waren noch nicht angekommen, aber wir erfuhren von einem Jungen, den sie vorausgeschickt hatten, dass sie am folgenden Tag im Lager sein würden. Wir wurden an diesem Tag Zeuge eines sehr schönen Anblicks, als wir über ein weites, offenes Veld zwischen den Flüssen Zweswe und Umfule ritten. Wir hatten kurz zuvor einen einsamen alten Rappenantilopen-Bullen bemerkt, der am Rande eines kleinen Buschstreifens äste, der die Ebene durchschnitt. Plötzlich kam diese Antilope, die 600 oder 700 Yards entfernt war, direkt auf uns zu in die Ebene herausgelaufen. Als wir das sahen, zügelten wir unsere Pferde und schauten uns nach der Ursache ihres Alarms um. Diese wurde bald offensichtlich, denn kurz darauf sahen wir, dass ein Tier auf ihrer

Fährte rannte und sie, obwohl noch entfernt, schnell einholte. Da die Rappenantilope nicht bedrängt wurde, gab sie noch nicht ihr Bestes, sodass ihr Verfolger, den wir nun als Wildhund erkannten, keine fünfzig Yards mehr hinter ihr war, als sie etwa 200 Yards von uns entfernt war. Die edel aussehende Antilope muss uns genau dann gesehen haben, denn sie hielt inne, schaute zu uns herüber, drehte dann den Kopf und warf einen Blick auf ihren unbedeutenden Verfolger. Jener Blick jedoch auf den Hund mit offenem Maul, der nach ihrem Herzblut lechzte, muss unangenehme Erinnerungen wachgerufen haben, denn

To face page 384.

SABLE ANTELOPE PURSUED BY WILD DOG; MASHUNA LAND, OCTOBER 21, 1878.

Anstatt sich jedoch zum Kampf zu stellen, wie ich es erwartet hätte, warf der Rappenantilopen-Bulle krampfhaft die Läufe nach außen und preschte mit höchster Geschwindigkeit an uns vorbei. Es war jedoch vergeblich, denn der Wildhund – der so flach über dem Boden lag wie ein Windhund, den buschigen Schwanz gerade nach hinten gestreckt – legte zwei Yards für jeden einen der Antilope zurück und holte sie in kürzester Zeit ein. Er versetzte ihr nur einen Biss in die Flanke, ließ sofort wieder los und fiel ein paar Yards zurück. Bei dem Biss wich die Antilope in unsere Richtung aus, und als sie einen zweiten an genau derselben Stelle erhielt, drehte sie noch mehr ab. So beschrieben Verfolger und Verfolgte, mit unserem Standpunkt als Zentrum, etwa einen Halbkreis um uns herum, wobei sie sich seit dem ersten Halt der Antilope immer innerhalb eines Umkreises von 200 Yards befanden.

Als der Wildhund gerade zum dritten Mal ansetzte, bekam er unseren Wind. Anstatt erneut zuzubeißen, hielt er abrupt inne und blickte zu uns herüber, während etwa 100 Yards von ihm entfernt auch die Rappenantilope zum Stehen kam. Der geprellte Hund drehte sich daraufhin um und machte sich, von Clarkson verfolgt, in die eine Richtung davon, während die Antilope, von ihrem Peiniger befreit, in einer anderen davonlief. Dies ist das einzige Mal, dass ich davon gehört habe, dass ein Wildhund ein Tier allein verfolgt – erst recht einen so furchteinflößenden Gegner wie einen Rappenantilopen-Bullen, der seine Hörner mit wunderbarer Geschicklichkeit einzusetzen versteht. Ich vermute, der Wildhund war sich dieser Tatsache wohlbewusst; das würde erklären, warum er nur zubiss und sofort wieder losließ. Hätte er sich nämlich wie ein Haushund festgebissen, wäre er unweigerlich aufgespießt worden. Ob es ihm mit der Zeit gelungen wäre, die Flanke der Antilope aufzureißen und die Eingeweide stückweise herauszuziehen, was offensichtlich

seine Absicht war, kann ich nicht sagen. Aber ich halte es für eine bemerkenswerte und beachtenswerte Tatsache, dass ein afrikanischer Jagdhund in der Lage ist, ein so kraftvolles Tier wie eine männliche Rappenantilope im Alleingang einzuholen und anzugreifen.

Am folgenden Tag trafen Cross, Goulden und Wood kurz vor Sonnenuntergang im Lager ein. Sie hatten keine drei Meilen von den Wagen entfernt zwei Breitmaulnashörner geschossen und am selben Morgen noch eine einsame alte Büffelkuh erlegt – den einzigen Büffel, den jemand aus unserer Gruppe in dieser Saison zu Gesicht bekommen hatte. Auch bei den Elefanten waren sie glücklicher gewesen als Clarkson und ich: Eines Nachmittags, als sie in ihrem Lager am Fluss Zweswe saßen, erblickten ihre Kaffern eine Herde dieser Tiere, die auf sie zukam. Sie ritten sofort hinterher, und da das Gelände sehr offen und für die Arbeit mit Pferden günstig war, erlegten sie den gesamten Trupp – insgesamt einundzwanzig Elefanten –, mit Ausnahme von zwei stoßzahnlosen Tieren, die sie entkommen ließen.

Beobachtungen zur Naturgeschichte

Am nächsten Tag schickten wir alle Kaffern und zwei Packochsen los, um das Fleisch der beiden Breitmaulnashörner herbeizuschaffen. Ich selbst machte eine Runde, um nach Oribi-Antilopen zu suchen, aber obwohl ich mehrere sah, waren sie sehr scheu, und es gelang mir nicht, eine zur Strecke zu bringen. Diese zierlichen kleinen Antilopen sind hier häufig und werden in Richtung Nordosten zahlreicher; südwestlich, in Richtung des Matabele-Landes, habe ich jedoch nach der Überquerung des Flusses Zweswe keine mehr gesehen. Sie stehen höher auf den Beinen als Steinböckchen und lassen sich von diesen sofort durch ihre schwarzen Schwänze und geringelten Hörner unterscheiden.

Überall in diesem Teil des Landes ist die bemerkenswerte **Nachtschwalbe mit Federfahnen** (*Cosmetornis vexillarius*) sehr verbreitet; man kann kaum zehn Meilen durch das Veld reiten, ohne eine aufzuscheuchen. Die Männchen hatten nun ihre langen Schwingenfedern angelegt, die sie, wenn ich mich nicht irre, nur während der Brutzeit behalten. Ich habe beobachtet, dass man keine Nachtschwalben mit langen Federn vor September oder nach Dezember sieht, und im erstgenannten Monat legen die Weibchen gewöhnlich ihre Eier. Wie alle Nachtschwalben liegen diese Vögel tagsüber sehr flach und fliegen bei Störung nur zwanzig oder dreißig Yards weit, um sich sofort wieder an den Boden zu drücken. Die Weibchen lassen einen fast auf sie treten, bevor sie sich bewegen; ich habe einmal erlebt, wie eine sitzen blieb, während vier Reiter und etwa dreißig Kaffern im Gänsemarsch in einem Yard Abstand an ihr vorbeigingen.

Der Verlust von "Bill" und das Nashornkalb

Da unser Getreidevorrat fast erschöpft war, beschlossen Clarkson und ich, mit einem Wagen zu Lo Magondi zu ziehen, um eine Ladung zu kaufen. Auf dem Weg dorthin erlegten wir zwei Elenantilopen-Bullen, um das Fleisch bei den Maschunas gegen Getreide einzutauschen. In den Bergen dort gibt es ausgedehnte Ausgrabungen, aber ob sie Gold oder Eisen dienten, konnten wir nicht erfahren.

Am 3. November erreichten wir wieder unser Lager am Umfule. Während dieses Ausflugs verloren wir drei gute Hunde im Fluss Umsengaisi, die alle von Krokodilen geschnappt wurden. Einer von ihnen war ein alter Liebling von mir, den ich sechs Jahre zuvor aus den Rachen eines Krokodils im Fluss Gwenia gerettet hatte. Seit jener Zeit war er den wandernden Schritten seines Herrn über viele hundert Meilen Wildnis treu gefolgt und hatte stets seine Pflicht getan, sei es beim Niederziehen von verwundetem Wild oder beim Fangen von Buschschweinen. Nun, in seinem Alter, fand er ein feuchtes und düsteres Grab im Schlund eines weiteren dieser gefräßigen Ungeheuer. Armer alter Bill! Es war ein furchtbar hartes Los.

Da die Regenzeit nun mit Macht einsetzte, beschlossen wir, unser Lager endgültig abzubrechen und langsam zurück ins Matabele-Land zu ziehen. Eines Morgens stießen Wood und ich auf eine schwarze Nashornkuh, die wir mit zwei Kugeln begrüßten. Als das verwundete Tier davonlief, sahen wir zum ersten Mal, dass ihr ein kleines Kalb folgte, das nicht älter als ein oder zwei Tage sein konnte. Es schien unfähig, mit der Mutter Schritt zu halten, und lief bei unserer Annäherung unter die Beine von Woods Pferd. Ich erlegte die Kuh, und als ich zu meinem Freund zurückkehrte, stand das kleine Nashorn dicht neben seinem Pferd, das keinerlei Anzeichen von Beunruhigung zeigte.

Das junge Nashorn, kaum größer als ein halb ausgewachsenes Schwein, schien überhaupt nicht erschreckt, wenn wir uns ihm näherten. Da es Woods Pferd folgte, als wäre es seine Mutter, versuchten wir, es zu den sechs Meilen entfernten Wagen zu bringen. Es folgte uns den ganzen Weg wie ein Hund. Am Wagen angekommen, schlug das Wesen des bisher ruhigen kleinen Tieres plötzlich um; es verwandelte sich in einen kleinen Dämon und griff Leute, Hunde und sogar die Wagenräder mit großer Wut an. Es senkte den Kopf zwischen die Beine und versetzte mir mit der Nase mehrere heftige Stöße gegen die Knie. Da es jedoch beharrlich jede Nahrung verweigerte und wir keine Kuh für Milch dabei hatten, hielt ich es für am barmherzigsten, es zu erschießen, anstatt es dem Verhungern oder den Hyänen zu überlassen.

Löwenbesuch bei Jan Viljoen

Die Regenfälle hatten nun voll eingesetzt, und wir kamen mit den Wagen nur langsam voran. Am Fluss Gwenia hatte ich das Glück, eine Löwin zu erlegen. Wir besuchten das Lager von Jan Viljoen, wo uns seine Frau gastfreundlich mit Brot, Butter und Buttermilch bewirtete – ein unbeschreiblicher Genuss für uns, die wir so lange Fremde für solchen Luxus waren. Die alte Dame berichtete, dass sie während der Abwesenheit ihres Mannes sehr von Löwen geplagt worden seien; diese hätten zweimal am helllichten Tag das Vieh angegriffen und zwei der besten Hunde geholt.

Noch während wir dort waren, kam die Nachricht: "Löwen! Sie haben eine Frau gepackt!" Ich rannte mit den Hunden zu der Stelle, wo die Löwin die Reste eines vermissten Kalbes zwischen den Pfoten hielt. Nach einer kurzen Verfolgung stellte ich sie und erlegte sie mit

einem Schuss durch beide Schultern. Es war eine eher magere Löwin mit räudigem Fell – eines jener alten Tiere, die nicht mehr kräftig genug für die Jagd auf Wild sind und sich deshalb in der Nähe menschlicher Siedlungen herumtreiben. Solche Löwen sind für Menschen weitaus gefährlicher als jüngere, kräftigere Tiere.

Schließlich erreichten wir Ende des Monats wieder Inyati, wo wir unter dem gastfreundlichen Dach von Rev. W. Elliott und seiner charmanten Frau das fröhlichste aller Weihnachtsfeste verbrachten und so die Jagdsaison von 1878 zum Abschluss brachten.

SKULL AND HORNS OF THE KONZE ANTELOPE (*Alcelaphus Lichtensteinii*) ♂
Now in the Collection of the British Museum.

KAPITEL XIX

Besuch im Transvaal – Erneuter Aufbruch ins Landesinnere – Abmarsch von Bamangwato – Mabiakabe-Pfanne – Elenantilopenjagd – Erreichen des Botletlie-Flusses – Wassermangel – Löwe geschossen – Giraffen – Spießbockjagd – Hungernde Buschmänner – Spießbock geschossen – Abmarsch vom Botletlie – Erreichen von Sode-Garra – Aufbruch zum Mababe – Kein Wasser – Leiden der Ochsen – Zurücklassen der Wagen – Erreichen der Mababe-Ebene – Endlich Wasser – Ausdauer der Ochsen – Trupp Hyänen – Jagd auf Löwen – Ankunft von Collison und French – Trauriger Tod von Matthew Clarkson

Im Januar 1879, nachdem ich den Inxwala-Tanz miterlebt hatte, verließ ich das Matabele-Land und zog südwärts bis nach Klerksdorp im Transvaal. Von dort aus startete ich, nach dem Auffüllen meiner Vorräte an Lebensmitteln, Munition usw., sofort zu einer weiteren Jagdexpedition ins Innere, die nach meiner Kalkulation zwei oder drei Jahre gedauert hätte, wäre nicht ein höchst bedauerliches Ereignis eingetreten – von dem ich später berichten werde –, das mich zwang, Anfang des folgenden Jahres erneut nach Süden bis zu den Diamantenfeldern zu reisen.

Am 14. April erreichte ich wieder Bamangwato. Nachdem ich vom Häuptling „Khama" die Erlaubnis erhalten hatte, sein Land in Richtung des Mababe-Flusses zu durchqueren – unter der Bedingung, dass ich meine Wagen dort ließe und weiter nördlich an den Flüssen Chobe und Sunta jagte –, brach ich am 17. April auf. Miller begleitete mich erneut, ebenso wie ein weiterer junger Kolonist namens Mr. Sell, ein gebürtiger Deutscher; ein sehr arbeitsamer, vertrauenswürdiger junger Mann. Beide jagten für mich auf Halbe (Teilung der Beute), wie es unter diesen Bedingungen üblich war. Zudem hatte ich einen alten Mann dabei, den Khama geschickt hatte, um auf meine Wagen aufzupassen, während ich zur Jagd war. Sein Name war Ai-eetsee-upee (Weiß-nichts). Er war ein sehr mürrischer, unangenehmer alter Kerl, passte aber gut auf mein Eigentum auf. Ein Neffe des „Mannes, der nichts wusste", meine zwei Wagenführer und ein alter Damara namens Jacob mit seinem Sohn Marman vervollständigten unsere Gruppe.

Nachdem wir den Fluss „Lichutse" und die Gruben von Klabala passiert hatten, erreichten wir am 22. April gegen 22 Uhr eine kleine, flache Vley namens Mahakabe. In dieser kleinen Pfanne gibt es nie Wasser, außer nach frischen Regenfällen. Die gesamte Straße hier war übersät mit Gegenständen – Pflugscharen, Hühnerställen, Kisten usw. –, die im letzten Jahr von den auswandernden Buren auf ihrem Weg ins Damaraland von den Wagen geworfen worden waren; melancholische Überbleibsel ihrer verhängnisvollen Reise durch diese furchtbare, wasserlose Wüste.

Am 23. April zogen wir unter der Führung zweier Buschmänner aus, um nach Elenantilopen zu suchen. Im Laufe des Vormittags sahen wir viele Fährten, ein, zwei und drei Tage alt, aber keine frisch genug zum Verfolgen. Gegen Mittag schoss ich ein Steinböckchen, und kurz darauf kreuzten wir die Fährte einer Herde Elenantilopen, die in der Nacht vorbeigezogen war. Wir folgten ihr und stießen gegen 14 Uhr auf sie – ein Trupp von etwa einem Dutzend Kühen und vielen Kälbern aus dem Vorjahr. Nachdem ich sie zwei oder drei Meilen in Richtung der Wagen getrieben hatte, schoss ich eine und trieb dann eine weitere zur Straße, wo ich sie ebenfalls erlegte. Sie war in prächtigem Zustand; das Fett auf ihrer Kruppe war über einen Zoll dick.

Am 26. April erreichten wir Inkouane (eine große Kalkpfanne, in deren einer Ecke wir ein wenig Regenwasser fanden) pünktlich zum Tagesanbruch, nachdem wir seit dem vorangegangenen Nachmittag hart durchgezogen waren. In der Mitte dieser Pfanne standen drei Wagen, die im letzten Jahr von den auswandernden Buren zurückgelassen worden waren, da die Ochsen, die sie gezogen hatten, vor Durst verendet waren; daneben lagen Pflugscharen, ein Mühlstein und andere Dinge.

1. April. — Immer noch in Inkouane. Kurz vor Mittag kamen einige Buschmänner zu den Wagen und sagten, dass am frühen Morgen ein Trupp Elenantilopen an der Pfanne vorbeigezogen sei. Sie baten uns, die Fährte aufzunehmen und ihnen etwas Fleisch zu schießen. Miller und ich sattelten die Pferde und stießen gegen 13 Uhr auf die Tiere. Es waren einige ausgewachsene Kühe und sehr viele Jungtiere dabei, aber kein einziger Bulle. Ich galoppierte bald neben eine und schoss sie, da der Wind aus der falschen Richtung kam und sie sich nicht zu den Wagen treiben ließ. Da sie sehr mager war, ritt ich Miller und dem Trupp hinterher und holte schließlich die am besten aussehende Kuh nach einem harten Spurt ein. In diesem schweren Sand kann ein Pferd kein großes Tempo entwickeln, da das zusätzliche Gewicht des Reiters es viel tiefer in den nachgiebigen Boden einsinken lässt als die unbelastete Elenantilope. Diese Kuh erwies sich als schön fett. Miller schoss ebenfalls zwei Elenantilopen, sodass die Buschmänner reichlich Fleisch bekamen.

Früh am Morgen des 1. Mai erreichten wir Tlakane, ein Tal mit mehreren Wasserlöchern, nachdem wir während der Nacht etwa elf Stunden von den Touane-Gruben aus getreckt waren. Wir stellten fest, dass am Vorabend drei Wagen von hier aufgebrochen waren und den direkten Weg nach Inkouane genommen hatten, sodass wir uns gerade verpasst hatten. Gegen Mittag traf ein weiterer Wagen aus dem Norden ein, der Mr. Shelton gehörte, dem bekannten Händler am Ngamisee, und von einem Mr. Saunders geführt wurde. Er berichtete uns, dass das Land vor uns sehr trocken und das Wasser im Botletlie-Fluss sehr niedrig sei.

Am 4. Mai, nachdem wir auf halbem Weg in einer Grube am Rande der großen Salzpfanne von Chukutsa ein wenig sehr brackiges Wasser bekommen hatten, erreichten wir endlich den Botletlie- oder Seefluss. Hier fanden wir eine Menge Makalakas und Buschmänner vor. Diese Leute sind Khama untertan. Dies ist einer der abscheulichsten Orte, die ich bisher besucht habe; ein kleines Schlammloch, aus dem wir nur ein wenig schmutziges Wasser für uns und die Ochsen gewinnen konnten – und doch sieht dieser Fluss auf der Karte wie ein junger Mississippi aus. Zu bestimmten Jahreszeiten ist er zweifellos gefüllt, aber im Moment ist er eine schreckliche Parodie auf einen Fluss. Da ich von allen Seiten hörte, dass es vor uns zwischen hier und der Kari-Kari (der großen Salzpfanne) kein Wasser gebe und der tiefe Schlamm in der Pfanne selbst sie unpassierbar mache, beschloss ich, am östlichen Ufer des Botletlie entlangzuziehen, bis ich deutlich nördlich der Kari-Kari war, um dann nach Osten auf die Mababe-Straße zu stoßen.

Am 5. Mai überquerten wir daher den Fluss an einer sehr guten Furt – der Fluss war völlig trocken – und erreichten, westwärts am Ufer entlangziehend, am folgenden Tag ein schönes Wasserloch, wo unsere Ochsen und wir selbst einen ordentlichen Schluck sauberes Wasser bekamen; das erste seit vielen Tagen.

Bei Tagesanbruch am Morgen des 8. Mai erreichten wir ein kleines Lager von Buschmännern. Da das Wasser für die Ochsen nicht ausreichte, mussten wir weiterziehen. Da die Buschmänner jedoch sagten, es gäbe Giraffen im nahen Busch, und zwei von ihnen anboten, uns bei der Suche zu helfen, sattelten Miller und ich die Pferde. Wir schickten die Wagen unter der Aufsicht von Sell voraus und zogen mit unseren beiden dunklen Führern los. Wir waren kaum mehr als eine Stunde direkt vom Fluss weggeritten, als wir einen einzelnen alten Giraffenbullen erblickten und sofort die Verfolgung aufnahmen. Da ich wesentlich besser beritten war als Miller, war ich bald allein mit dem Bullen; der Busch war sehr dornig und schwierig zu durchreiten. Ich gab der Giraffe vier Schüsse. Als ich sah, dass sie am Ende war, galoppierte ich um sie herum; sie blieb taumelnd unter einem Baum stehen. Gerade als ich mein Pferd zügelte, sprangen ein Löwe, eine Löwin und zwei halbwüchsige Junge direkt vor mir aus den Büschen und

trotteten langsam davon. In diesem Moment sah ich zudem vier stattliche Giraffenkühe im Gänsemarsch etwa 500 Yards vor mir aus dem Busch treten.

Der Löwe drehte sich nach einigen Schritten um und blieb breitseitig stehen, wobei er ein prächtiges Ziel bot. Ich war im Nu am Boden und jagte ihm eine Kugel direkt hinter die Schulter. Mit einem Knurren galoppierte er etwa 100 Yards weit und rollte sich dann auf die Seite, mausetot. Ich ritt kurz hin, um mich der Tatsache zu vergewissern, und galoppierte dann den Giraffenkühen nach, da ich hoffte, sie seien fett, während ich wusste, dass das Fleisch des alten „Stinkbullen" nur für die Buschmänner gut war. Ich schoss bald zwei der Kühe und wartete dann auf Miller, um sie zu zerlegen. Eine von ihnen war in exzellentem Zustand und versorgte uns einen Monat lang mit Fett. Miller war direkt auf die Löwin und die Jungen zugeritten, aber sein Pferd ließ ihn nicht schießen. Nach einer Weile kamen die Buschmänner herbei. Sie hatten den toten Löwen gefunden und ihn mit Zweigen und Gras bedeckt, um die Geier fernzuhalten. Nachdem wir das beste Fleisch der fetten Giraffe geschnitten hatten, kehrten wir zum Löwen zurück und häuteten ihn. Dann ritten Miller und ich, die Buschmänner zurücklassend, dorthin, wo wir am Morgen die Wagen verlassen hatten, und gaben den durstigen Pferden ordentlich Wasser. Danach sattelten wir erneut und erreichten die Wagen etwa eine Stunde nach Einbruch der Dunkelheit, nach einem ziemlich harten Tag. Die Haut dieses Löwen maß aufgespannt 10 Fuß 6 Zoll, aber er hatte nur eine sehr kleine Mähne.

Am 10. Mai setzten wir unsere Reise fort. Während des ersten Trecks schoss ich einen jungen Impalabock. Am Nachmittag, als ich mit meinem kleinen Martini-Karabiner vor den Wagen herging, schoss ich eine riesige Trappe, die außerordentlich fett und schwer war. Leider hatte ich keine Waage, aber ich glaube kaum, dass sie ungerupft weniger als 40 Pfund wog. Das Fett auf ihrem Rücken war fast einen Zoll dick. Kurz vor Sonnenuntergang sah ich zwei Spießböcke (Gemsbuck) – die Antilopenart, von der ich mich am meisten danach sehnte, ein schönes Exemplar zu schießen. Mit viel Mühe gelang es mir, bis auf Schussweite heranzupirschen, und ich zielte, wie ich meinte, sehr sorgfältig. Ich traf das Tier zwar, aber es war das kleine Gewehr; Wild läuft oft noch weit, wenn es von einer so kleinen, schnellen Kugel getroffen wird, da diese wenig Blut austreten lässt und dem Organismus keinen Schock versetzt. Unmittelbar nach dem Schuss kam einer der Hunde von hinten herbei und holte den verwundeten Spießbock ein. Als ich den Hund stellen hörte, rannte ich los und sah die wunderschöne Antilope hinter einem Busch stehen, dem Hund zugewandt. Ich war mir meiner Beute sicher, doch bevor ich einen freien Schuss hatte, sah sie mich und flüchtete in hohem Tempo in dichten Busch. Ich hoffte, der Hund würde sie erneut stellen, rannte zu den nahenden Wagen und sattelte mein Pferd. Es war jedoch vergeblich: Der Hund hatte abgelassen, und nach einer Verfolgung bis zur Dunkelheit musste ich aufgeben. Am nächsten Morgen sattelte ich bei Tagesanbruch mein Lieblingspferd „Bob" und ritt allein aus, um nach Spießböcken zu suchen.

Schon bald stieß ich auf eine Kuhantilope und eine Tsessebe, zwei alte Bullen, die wohl Freundschaft geschlossen hatten. Kurz darauf sichtete ich eine kleine Herde Spießböcke; ihre langen, geraden Hörner, die schweren, aber symmetrischen Körper und die buschigen Schwänze waren unverkennbar. Es waren insgesamt acht Tiere. Nach einem scharfen Spurt traf ich die beste Kuh und trieb sie, an ihr vorbeigaloppierend, von den anderen weg mehrere Meilen in Richtung der Wagenspur. Bevor sie diese jedoch erreichte, blieb sie stehen und wollte nicht weiter, sodass ich sie erschießen musste. Obwohl sie voll ausgewachsen war, war sie noch eine junge Kuh; ihre Hörner, die 3 Fuß 1 Zoll maßen, wären noch länger geworden. Dennoch war es mein erster Spießbock, und mit tiefer Genugtuung schnitt ich den wunderschön gezeichneten Kopf und den buschigen Schwanz ab – sie gehören zu meinen wertvollsten Jagdtrophäen. Nachdem ich Bob kurz ausgespannt hatte, ritt ich weiter und erreichte gegen 14 Uhr mit dem Kopf auf dem

Sattel die Wagen. Fleisch und Haut musste ich den Geiern überlassen, was mir leidtat, da das Tier in bester Verfassung war; aber ohne einen einzigen Kaffern konnte ich nicht anders, da ich nicht wusste, wann wir wieder Wasser finden würden, und mein Pferd seit dem Mittag des Vortages nichts getrunken hatte. Am Abend erreichten wir wieder den Fluss. An der Stelle, wo wir auf ihn stießen, war er sehr schmal, mit steilen Ufern und wenig Schilf.

Hier fanden wir eine Familie fast verhungerter Buschmänner vor. Es ist ein Wunder, wie diese armen Teufel Leib und Seele zusammenhielten. Sie lebten nach eigenen Angaben schon lange von nichts als ein paar Beeren und gelegentlich einer Schildkröte. Sie waren so furchtbar abgemagert, dass es einen beim Anblick schauderte. Ihre hohlen Gesichter wirkten wie Schädel, über die vertrocknete Haut gespannt war. Alles Fleisch an ihren Gliedmaßen schien verkümmert; Knie- und Ellbogengelenke sowie die Beckenknochen standen als unansehnliche Knubbel hervor, während ihre Bäuche (weil sie Unmengen nährstoffarmer Nahrung essen mussten, um überhaupt zu überleben) enorm gebläht waren. Ich gab ihnen Fleisch und etwas Getreide und versprach ihnen, am nächsten Tag Fleisch zu schießen, wenn sie mir Wild zeigten. Der grauhaarige Vater meinte jedoch, Wild sei hier sehr selten, und ohne Gottes Hilfe würden wir nichts finden.

Am nächsten Morgen war ich bei Tagesanbruch auf und zog mit dem alten Buschmann und seinem Sohn aus. Wir waren fast den ganzen Tag unterwegs, sahen aber kein lebendes Wesen und keine frische Fährte von Giraffen oder Elenantilopen. So elend die Buschmänner auch aussah, schritten sie die ganze Zeit flink mit einer Hartnäckigkeit vor meinem Pferd her, die das Schicksal nicht belohnte. Auch am 13. Mai blieb ich erfolglos. Wir treckten durch entsetzlich dichten Dornbusch. Es war schreckliche Arbeit für die Ochsen; es gab keine Straße, der Sand war schwer, die Sonne heiß, und sie wurden von den Warten-Sie-ein-Weilchen-Dornen (Wait-a-bit thorns) zerfetzt. Am nächsten Morgen trafen wir einige Makalakas, die behaupteten, es gäbe viele Spießböcke, woraufhin ich mich entschied zu bleiben.

1. Mai. — Ich ritt aus und stieß auf eine kleine Herde Spießböcke, acht Kühe und Kälber. Nach einer Jagd durch schweren Sand und dorniges Gestrüpp schoss ich die beste Kuh. Ich hätte mehr schießen können, wollte mein Pferd aber nicht weiter strapazieren, da er das einzige Tier war, auf das ich mich für die Fleischversorgung verlassen konnte. Die Kuh hatte ein sehr feines Hornpaar von 3 Fuß 6,5 Zoll Länge. Sie waren nicht ganz gerade, sondern leicht nach hinten gebogen. Am nächsten Morgen schoss ich eine Giraffenkuh mit einem halbwüchsigen Kalb, trieb sie bis kurz vor die Wagen und erlegte sie dort.

Am Abend des nächsten Tages treckte ich zu einem kleinen Makalaka-Dorf, um Kaffernkorn zu kaufen. Am Morgen darauf trieb ich eine einzelne Elenantilopenkuh bis mitten in die Getreidefelder der Makalakas und erlegte sie keine zwanzig Yards vom Dorf entfernt, zur großen Freude der Bewohner. Diese Elenantilope war gestreift wie die im Maschunaland. Am Abend folgten wir dem steilen Ufer des Flusses. Miller und ich gingen vor den Wagen her und sahen viele hässliche Krokodile sowie eine Herde von mindestens fünfzig Streifengnus, die im Fluss tranken.

Am 20. Mai verließen wir den Fluss und erreichten unter Führung zweier Buschmänner kurz vor Sonnenuntergang eine Quelle namens „Nwongwe“. Auf dem Weg schoss ich eine Elenantilope.

Am 22. Mai treckten wir über immense offene Flächen ohne Buschwerk, voller kleiner Brackpfannen, und erreichten mittags drei kleine Tümpel. Der letzte davon wird von den Masaras „Cum-Karekoo“ und von den Bamangwatos „Renaka Cocone“ (Gnuhorn)

genannt. Ich schoss eine von zwei Giraffenkühen und brachte sie direkt zu den Wagen. In einer trockenen Pfanne sahen wir eine riesige Herde Gnus, Zebras und unzählige Springböcke. Miller schoss einen Springbock und eine Wildkatze.

Am Nachmittag erreichten wir eine Grube mit Wasser, in deren Nähe Buschmänner lebten. Das Wasser hatte einen so abscheulichen Geschmack und Geruch, dass selbst Kochen nicht half; daraus zubereiteter Tee war ungenießbar. Wir sahen einen Trupp Strauße, aber die Jagd mit Miller blieb erfolglos. Mein kleines Gewehr war defekt, und das schwere 10-Kaliber-Gewehr, das ich trug, ist nicht für die Straußenjagd geeignet.

Am 25. Mai erreichten wir die Pfanne von Cum-Kerees, eine permanente Quelle, die nie austrocknet.

1. Mai. — Ich ritt aus und schoss drei Elenantilopenkühe. Am folgenden Tag holten wir das Fleisch ein.

2. Mai. — Bei Tagesanbruch brachen wir auf und erreichten nach acht Meilen die Quelle von Sode-Garra, wo wir wieder auf die Hauptstraße zum Mababe stießen.

Die Buschmänner hier erklärten einstimmig, das Land zwischen hier und dem Mababe-Fluss sei unpassierbar, da im letzten Sommer kein Regen gefallen sei und kein Tropfen Wasser auf der Straße zu finden wäre. Da ich jedoch noch nie erlebt hatte, dass der ungebildete Wilde die Wahrheit sprach, hielt ich dies für eine Lüge, um mich von der Weiterreise abzuschrecken. Auch Ai-eetsee-upee meinte, er habe noch nie gehört, dass die großen Pfannen um diese Jahreszeit trocken seien. Da sich niemand gern in einem einmal begonnenen Unternehmen beirren lässt, beschloss ich das Risiko einzugehen. Ich wollte jedoch so handeln, als gäbe es wirklich kein Wasser, und Tag und Nacht durchziehen, bis ich welches fände.

Am 29. Mai gegen Mittag spannten wir an, nachdem wir vorsorglich jedes verfügbare Fass, jeden Topf und jede Kalebasse mit Trinkwasser für den Weg gefüllt hatten; meine Gruppe war inzwischen um vier Makalakas angewachsen, die ich am Lake-River angeheuert hatte. Nun, wir treckten den ganzen Tag, die ganze Nacht, den nächsten Tag und die darauffolgende Nacht, ohne auf Wasser zu stoßen. Wir passierten Pfanne um Pfanne, aber sie waren alle staubtrocken. Es begann so auszusehen, als hätten die Buschmänner zum ersten Mal in ihrem Leben die Wahrheit gesagt, als sie behaupteten, es gäbe kein Wasser vor uns. Da seit zwei Jahren kein Wagen mehr auf diesem Pfad gefahren war, fanden wir ihn völlig zugewuchert und voller kleiner Dornbüsche vor, die die armen Ochsen zerfetzten. Glücklicherweise war fast Vollmond, sonst hätten wir niemals die Spur durch die Mopani-Wälder halten können. Am Morgen des dritten Tages zeigten die armen Ochsen Anzeichen schwerer Erschöpfung; sie hatten fast ohne Unterbrechung seit dem Verlassen von Sode-Garra im Joch gezogen und die ganze Zeit über kein Wasser gehabt. Sie waren nun zu durstig zum Fressen, und wenn wir sie für kurze Zeit zum Ausruhen ausspannten, standen sie um die Wagen herum, brüllten kläglich und leckten an den Eisenreifen der Räder.

Am Morgen des 31. Mai gingen Miller, Sell und ich zu Fuß voraus und waren bald hocherfreut, Hyänen- und Schakalfährten auf dem Weg zu sehen, was wir als Zeichen für nahes Wasser deuteten. Gegen Mittag kamen wir an eine kleine Senke, in der offensichtlich vor kurzem noch etwas Wasser gestanden hatte und um die herum das Gras grün war. Am Rand dieser kleinen Pfanne wuchsen drei enorme Affenbrotbäume (Baobabs), auf deren einen ich kletterte, um das Umland zu überblicken. Von meiner erhöhten Position aus sah ich etwa 300 Yards entfernt inmitten dichten Busches eine Senke, zu der ich meine Gefährten schickte. Ein lautes Hurra informierte mich wenige

Minuten später, dass sie – wie erhofft – ein wenig Wasser gefunden hatten. Es war nicht viel, worauf man stolz sein konnte; lediglich die Neige einer großen, flachen Pfanne, die in wenigen Tagen völlig trocken gewesen wäre. Dennoch waren diese paar Gallonen schlammigen Wassers von unschätzbarem Wert für uns und wendeten ab, was eine große Katastrophe hätte werden können.

Nachdem wir zuerst die Pferde ihren Durst hatten löschen lassen, führten wir die Ochsen jeweils zu dritt zum Wasser; hätten wir sie als ganze Herde hinuntergelassen, hätten sie das Wasser zu Schlamm zertrampelt, und keiner hätte etwas bekommen. Die armen, durstigen Bestien tranken die kleine Pfanne völlig leer. Obwohl sie nicht genug bekamen, um wirklich gesättigt zu sein, konnten sie sich zumindest den Staub aus den ausgetrockneten Kehlen waschen, etwas fressen und ein wenig Kraft in ihre erschöpften Glieder bringen. Ich ließ sie etwa drei Stunden auf dem grünen Gras weiden und spannte am späten Nachmittag wieder an. In der Nacht passierten wir die zahlreichen, prächtigen tiefen Pfannen, die kollektiv unter dem Namen Scio bekannt sind und auf die Ai-eetsee-upee so große Hoffnungen gesetzt hatte. Sie waren jedoch alle trocken. Die Lage wurde nun verzweifelt, denn die nächste Stelle, an der wir auf Wasser hoffen konnten, lag in einer der großen tiefen Pfannen am oberen Ende der Mababe-Ebene – und viele mühsame Meilen schweren Sandes lagen zwischen Scio und der nächsten dieser Pfannen.

Die ganze Nacht hindurch reisten wir weiter, und den ganzen nächsten Tag. Die armen Ochsen waren nun nahezu am Ende ihrer Kräfte; es war schmerzhaft, sie anzusehen, wie sie sich mit eingefallenen Flanken und heraushängenden Zungen vorwärts quälten – nur noch Schatten der wohlgenährten Tiere, die sie vier Tage zuvor gewesen waren. Die kontinuierliche Plackerei bei Tag und Nacht forderte auch ihren Tribut von den Treibern, Vorläufern und Kaffern. Wann immer wir ausspannten, warfen sie sich vor Erschöpfung in den Sand und schliefen sofort ein. Natürlich hüteten wir Weißen uns davor, ihrem Beispiel zu folgen; sonst lägen wir jetzt alle zwischen Sode-Garra und dem Mababe. Bis zu diesem Zeitpunkt war ich nie auf dem Wagen gefahren, sondern Tag und Nacht zu Fuß vorangegangen, zusammen mit Ai-eetsee-upee und dem alten Jacob, dem Damara – einem sehr zähen alten Menschenschlag, der den Weg kannte, da er schon früher am Mababe gewesen war. Pünktlich zum Sonnenuntergang am vierten Tag unserer Reise erreichten wir den ersten der breiten, schwer bewaldeten Sandgürtel, die südlich der Mababe-Ebene liegen. Nach dem nächsten Treck ließen wir Sell zurück, damit er die Wagen nachbrachte – unter diesen Umständen keine leichte Aufgabe. Miller und ich sattelten die Pferde und ritten zu den großen Pfannen voraus, von denen ich gesprochen hatte, um zu sehen, ob dort Wasser sei.

Gegen 2 Uhr morgens, nachdem wir etwa fünf Stunden lang im Licht eines herrlichen Vollmonds geritten waren, erreichten wir sie – prächtige tiefe Pfannen, von denen man nicht glauben würde, dass sie jemals austrocknen könnten. Doch sie waren alle trocken. Uns sank das Herz, als wir in die größte von ihnen hineinritten und feststellten, dass dort zwar noch ein wenig Schlamm, aber kein Tropfen Wasser war. An genau diesen Pfannen waren zwei Jahre zuvor der bekannte alte niederländische Elefantenjäger Martinus Swart und zehn Mitglieder seiner Familie am Fieber gestorben; von siebzehn Weißen hatten nur sechs überlebt.

In den Mopani-Wäldern kurz hinter diesen Pfannen wurde der Weg unkenntlich, also kehrten wir zur letzten Pfanne zurück und warteten auf das Tageslicht. Doch auch bei Tag gab es keine Spur eines Weges. Wir fanden jedoch einige Büffelfährten, die nicht viele Tage alt waren. Da wir wussten, dass diese Tiere niemals viele Meilen vom Wasser entfernt zu finden sind, suchten wir den ganzen Vormittag nach dem lebensspendenden Element, jedoch vergebens. Wir fanden zwar viele Pfannen, aber sie waren alle völlig

trocken. Schließlich gaben wir auf und kehrten zu den Wagen zurück, die wir nur wenige Meilen vor der großen Pfanne trafen.

Die Ochsen waren nun völlig entkräftet und standen auf einem Haufen unter einer Gruppe von Mopani-Bäumen, um den sengenden Strahlen der Sonne zu entgehen. Ich befragte nun Ai-eetsee-upee und den alten Jacob, wie weit wir noch vom Mababe-Fluss entfernt seien. Jacob meinte, wenn wir uns links durch die Mopani-Wälder schlügen, würden wir sehr bald auf den oberen Teil der Ebene stoßen und könnten den Fluss vor Mitternacht erreichen. Er sagte jedoch, er fürchte, dort, wo wir auf Wasser stießen, fänden wir auch die Tsetsefliege. Das war jedoch zweitrangig: Unsere erste Sorge galt dem Erreichen des Wassers. So ließen wir fünf Minuten später die Wagen zurück und machten uns – dem alten Jacob folgend, der flink voranschritt – mit Rindern, Pferden, Hunden und Kaffern auf die Suche nach dem Fluss.

Kurz vor Sonnenuntergang traten wir hinaus auf die große offene Fläche, die als Mababe-Ebene bekannt ist. Der alte Jacob deutete sofort auf den Rauch von Grasbränden in etwa zwölf Meilen Entfernung. „Diese Feuer brennen im Schilf des Mababe-Flusses", sagte der alte Mann. Ich blickte auf mein armes, hohlflankiges, erschöpftes Vieh und dann wieder auf den fernen Rauch und fragte mich, ob sie alle die Reise durchhalten würden. Wir sahen nun sehr viele Zebras auf der Ebene, und ich sagte zum alten Jacob, dass ich sicher sei, es müsse Wasser näher als am Fluss geben – wie sonst ließen sich die Zebras und die Büffelfährten erklären? Der Alte meinte, es gäbe einige Pfannen direkt am Rand der Mopani-Wälder in unserer Nähe; da aber die großen Vleys, die wir passiert hatten, trocken waren, hielt er es für unwahrscheinlich, dass diese kleinen noch Wasser hielten. Dennoch sahen wir nach und fanden fünf Minuten später ein langes, flaches Vley voller Wasser. Vor Freude hätte ich den schmutzigen alten Mann umarmen können. Was für ein Anblick war es, als die armen durstigen Ochsen im Trott zum Vley hinunterliefen, sobald sie das ersehnte Wasser witterten, und knietief hineinstürmten! Was für eine plötzliche Erleichterung dieser Anblick des schlammigen Tümpels war und welche Last an Furcht und Angst er von unseren Herzen nahm! Nur eine Stunde zuvor hatte es so ausgesehen, als sei ich dazu verdammt, mein gesamtes Vieh – fast alles, was ich auf der Welt besaß – durch Durst zu verlieren; und nun war die Gefahr gebannt, und nicht ein einziger Ochse war auf der Strecke geblieben.

Am folgenden Morgen schickte ich die Treiber mit dem Vieh zurück, um die Wagen zum Vley zu holen. Sie trafen am Abend ein.

Im Laufe meiner verschiedenen Jagdexpeditionen habe ich mehrere Erfahrungen dieser Art gemacht, während ich durch die unwirtlichen Wüsten Südwestafrikas reiste, und ich möchte daher meine Erfahrungen zur Widerstandsfähigkeit von Ochsen gegen Durst schildern. Man muss bedenken, dass ich unter dem Begriff „Reisen durch den Durst" das Trecken bei Tag und Nacht verstehe, bei dem nur für sehr kurze Zeiträume und in langen Intervallen ausgespannt wird, sodass die Rinder in vierundzwanzig Stunden achtzehn bis zwanzig Stunden im Joch stehen. Wo immer im Inneren Südafrikas große Strecken ohne Wasser durchquert werden müssen, besteht der Boden zudem fast ausnahmslos aus feinem, tiefem Sand, in den die Wagenräder bis über die Felgen einsinken. Das allein ist für die Ochsen schrecklich anstrengend; zusätzlich zu dem, was sie unter der Hitze der tropischen Sonne leiden, werden sie halb erstickt von den Wolken brennenden Staubes, die vom erhitzten Sand aufsteigen. Unter diesen Umständen ziehen gute, kräftige Ochsen – nicht zu fett, aber in gutem Arbeitszustand – einen Wagen ohne Wasser im Winter, wenn die Nächte lang und kalt und die Tage nicht extrem heiß sind, nicht länger als drei Tage und vier Nächte. Im Sommer, wenn die Tage lang sind und sich die Luft in diesen Wüsteneien wie in einem Ofen erhitzt, während die Nächte kurz und warm sind, ziehen Rinder einen beladenen Wagen nicht länger als zwei Tage und zwei Nächte. Doch selbst

wenn sie unfähig geworden sind, einen Wagen zu bewegen, laufen sie ausgespannt noch viele Meilen weiter zum Wasser, besonders während der Nacht. Man hört oft von Ochsen, die fünf bis neun Tage und Nächte ohne Wasser trecken. Meine Erfahrung zur Leistungsfähigkeit dieser ausdauernden Tiere deckt sich mit dem oben Gesagten. Die Ochsen, die den Durst am besten vertragen, gehören zu der Rasse der Betschuana-Stämme an den Grenzen der Wüste; sie bestehen rein optisch nur aus Beinen und Hörnern.

Am 3. Juni, während die Treiber unterwegs waren, um die Wagen zu holen, ging ich mit dem alten Jacob zu einer anderen Pfanne, die er in einigen Meilen Entfernung am Rand der Mopani-Wälder kannte. In dieser tiefen, kreisrunden Pfanne fanden wir einen guten Vorrat an recht klarem Wasser.

1. Juni. — Ich schickte die Wagen zu der Pfanne, die wir gestern gefunden hatten, sattelte dann Bob, nahm zwei junge Makalaka-Jungen mit und ritt über die Ebene, um nach Wild zu suchen. Ich war etwa zwei Stunden geritten und befand mich nahe der gegenüberliegenden Seite, als ich eine Gruppe Hyänen hörten, die einen enormen Lärm machten. Im Glauben, sie fräßen an Aas, galoppierte ich in die Richtung, aus der die Geräusche kamen, und sichtete bald einen ganzen Trupp Hyänen, die zum Dornengürtel am oberen Ende der Ebene trotteten. Vor den Hyänen sah ich drei Tiere, die größer schienen, und in der Hoffnung, es könnten Löwen sein, gab ich Bob die Sporen und galoppierte, was er hergab, um sie einzuholen, bevor sie das Dorngebüsch erreichten. Im Galopp zählte ich fünfzehn Hyänen, die wie Hunde dahintrotteten; die meisten blieben stehen und sahen mich an, als ich in weniger als 100 Yards Entfernung an ihnen vorbeiritt. Nun sah ich, dass die drei größeren Tiere Löwinnen waren. Sie trotteten ruhig dahin, und vor ihnen befanden sich weitere Hyänen, sodass es insgesamt mehr als zwanzig dieser Tiere gewesen sein mussten. Gerade als die Löwinnen den Rand des Dorngebüschs erreichten, war ich dicht hinter ihnen, zügelte Bob und sprang zu Boden. Die hinterste der drei hielt daraufhin an, drehte sich breitseitig zu mir und wandte den Kopf, um mich anzusehen. Bevor ich feuern konnte, sprang sie jedoch mit einem lauten Schnurren und einem Peitschen ihres Schwanzes davon und folgte ihren Gefährtinnen im Galopp. Während sie rannte, gab ich ihr von hinten einen Schuss ab, der sie umwarf. Nachdem sie sich knurrend einen Moment lang am Boden gewälzt hatte, kam sie wieder auf die Beine und schloss sich ihren Gefährtinnen an, die langsam dahintrotteten. Bald jedoch verließ sie diese und legte sich in einem Buschfleck nieder. Nachdem ich mir die Stelle gut gemerkt hatte, ritt ich den anderen nach. Der Busch wurde nun dichter, und die Löwinnen trennten sich, also folgte ich der größeren. Sie drehte sich bald in einem Buschfleck um, blickte mir entgegen, knurrte wütend und peitschte mit dem Schwanz. Ich war auf fünfzig Yards heran, zügelte das Pferd und sprang sofort ab. Als ich mein Gewehr hob, drehte sie sich und stand mir direkt gegenüber, den Kopf tief gesenkt. Gleichzeitig sah ich, wie ihr Schwanz kerzengerade in die Luft ragte wie eine Eisenstange. Sie stand in hohem Gras und Unkraut, das ihr bis zum Rücken reichte, was die Sicht erschwerte; aber ich wusste, dass keine Sekunde zu verlieren war, und schoss auf ihr Maul. Ohne ein Knurren sank sie sofort zu Boden. Ich ging zu ihr hin und fand sie völlig in sich zusammengesunken, mausetot; die Kugel hatte sie voll im Gesicht getroffen, knapp unter dem Auge, war durch den Schädel und den gesamten Hals gedrungen und saß unter der Haut hinter ihrer Schulter.

Ich ritt nun zurück zu der Löwin, die ich zuerst verwundet hatte; sie lag immer noch in dem kleinen Buschfleck, wo ich sie verlassen hatte. Als sie mich kommen sah, erhob sie sich, stand breitseitig zu mir, den Kopf mir zugewandt, fletschte die Zähne und knurrte. Ich gab ihr einen Schuss mitten durch die Lungen, was sie erledigte. Es waren beides alte

Löwinnen, die Junge gehabt haben mussten, da sie Milch gaben. Ihre Häute maßen aufgespannt jeweils nur 8 Fuß 10 Zoll, und obwohl beide eine perfekte Behaarung hatten, unterschieden sie sich stark in der Farbe.

Als meine beiden jungen Makalakas eintrafen, häuteten wir die eine Löwin, nahmen bei der anderen jedoch nur die Eingeweide heraus, spalteten sie auf und packten sie im Ganzen auf das Pferd, zusammen mit dem Fell der anderen. Ich ging dann zu Fuß zu den Wagen zurück und führte Bob am Zügel. Dies zeigt, wie wenig instinktive Angst dieses Pferd vor Löwen hatte; und meine Erfahrung ist, dass Tiere im Allgemeinen...

To face page 417.

AN UNEXPECTED MEETING WITH TWO LIONS; MĀBĀBE PLAIN, JUNE 6, 1879.

Als ich näher kam, sah ich, dass es ein Löwe war – oder besser gesagt, ich sah zwei Löwen, denn auf der anderen Seite des Busches befand sich noch einer. Ich hielt nun mein Pferd an und ritt im Schritt auf den Busch zu. Als ich noch sechzig Yards entfernt war, sprang ein prächtiger alter Löwe mit schöner Mähne auf und galoppierte ins Freie, während der andere flach unter dem Busch liegen blieb. Der aufgesprungene Löwe rannte nur etwa zwanzig Yards, drehte sich dann um, stand breitseitig da und blickte mich an. Ich war bereits am Boden und feuerte im nächsten Augenblick. Mit einem Knurren quittierte er den Schuss, machte erneut ein paar Sätze nach vorn, drehte sich dann um und stand mir gegenüber – den Kopf tief zwischen den Schultern haltend, heiser knurrend und das leibhaftige Bild des Zorns. Er hielt seinen Schwanz kerzengerade in die Luft, und ich war mir sicher, dass er mich angreifen würde; da ich den Einschlag der Kugel nicht gehört hatte, wusste ich nicht, ob ich ihn getroffen hatte. Mit einem schnellen Blick nach links sah ich, dass der andere Löwe nun den Kopf auf die ausgestreckten Pfoten geduckt hatte und mich scharf beobachtete. Aufgrund der Bodenbeschaffenheit gab es keine Chance, einem Angriff durch die Schnelligkeit des Pferdes zu entkommen; also schob ich eine weitere Patrone nach und war auf das Schlimmste gefasst. Nach ein paar Knurrlauten sank der schwarzmähnige Löwe jedoch in sich zusammen und rollte sich auf die Seite – da wusste ich, dass sein Geist entflohen und seine Macht, mir zu schaden, erloschen war. Meine Kugel war, wie ich später feststellte, hoch oben durch beide Lungen gegangen – der beste Schuss, den man einem Löwen versetzen kann.

Nun wandte ich meine Aufmerksamkeit dem zweiten Löwen zu. Da ich ihn wegen des Grases nicht deutlich sehen konnte, bestieg ich mein Pferd und gab vom Sattel aus einen

Schuss auf ihn ab, während er halb mir zugewandt dalag und mich mit einem alles andere als angenehmen Gesichtsausdruck anstarrte. Ob er das Unglück begriff, das seinen Gefährten ereilt hatte, kann ich nicht sagen, aber er hatte gewiss einen zornigen, verärgerten Blick. Als ich feuerte, verkündete ein lautes Brüllen, dass die Kugel ihn getroffen hatte, und ich konnte sehen, dass er schwer verwundet war. Er saß nun wie ein Hund auf seinen Hinterkeulen, hielt den Kopf gesenkt und knurrte wütend. In dieser Position entblößte er seine Brust; also schob ich hastig eine weitere Patrone nach, sprang zu Boden, bevor er sich entscheiden konnte, was zu tun sei, und traf ihn mit einem schnellen Schuss mitten in die Brust, direkt unter das Kinn. Das warf ihn um, und als ich hinritt, sah ich, dass er in den letzten Zügen lag. Ich verließ ihn und sah nach dem ersten, den ich geschossen hatte: ein prächtiger alter Löwe mit einer feinen schwarzen Mähne und einer Haut in wunderbarem Zustand, die am ganzen Körper von sehr dunkler Farbe war. All dies, dessen Erzählung so lange gedauert hat, muss weniger als eine Minute Zeit beansprucht haben. Nachdem beide Löwen tot waren, wandte ich meine Aufmerksamkeit wieder den Giraffen zu. Die Schüsse hatten sie aufgeschreckt und zum Anhalten veranlasst, sodass sie, während ich die Löwen schoss, stillgestanden hatten und jetzt gerade wieder im langsamen Galopp davonzogen. Sie hielten jedoch bald wieder an und blickten zurück, als ich auf sie zuritt und mir meinen Weg durch den tückischen Rasen bahnte. Schließlich erreichte ich sie und gab der Kuh (es waren eine Kuh und ein Bulle) drei Schüsse. Dann galoppierte ich an ihr vorbei, ließ mich im Vorbeireiten vom Pferd gleiten und gab ihr einen vierten Schuss auf die Breitseite. Dies hielt sie jedoch nicht auf, obwohl sie nun fast am Ende war und nur noch im langsamen Galopp weiterzog.

Ich wollte sie nun in Richtung der toten Löwen treiben und galoppierte gerade um sie herum, als mein Pferd in ein tiefes, grasbewachsenes Loch trat und mit mir stürzte. Ich flog über seinen Kopf hinweg, und der Riemen, den ich stets am Gürtel befestigt mit dem Zaumzeug verbunden habe, riss. Nachdem er wieder auf den Beinen war, trottete Bob davon und ließ mich ihn lange Zeit nicht einfangen. Schließlich bekam ich ihn jedoch wieder zu fassen und nahm erneut die Verfolgung der verwundeten Giraffe auf, die in der Zwischenzeit abwechselnd gegangen und galoppiert war und nun fast eine Meile entfernt dicht am dichten Dornengebüsch stand. Gerade als sie das Gebüsch erreichte, holte ich sie wieder ein und erlegte sie mit einer weiteren Kugel. Als sie fiel, sah ich den Bullen vor ihr, der vermutlich im Schutz des Dornendickichts auf sie gewartet hatte, und da wir Fleisch bei den Wagen brauchten, tötete ich ihn ebenfalls. Nachdem ich die Zungen herausgeschnitten und meine Satteldecke an einem Pfahl aufgehängt hatte, um die Geier von der Kuh fernzuhalten, die schön fett war, ritt ich zurück in die Rasenebene, um nach meinen Jungen und den Löwen zu sehen. Ich dachte, sie hätten sie bis dahin fast fertig gehäutet, und war sehr verärgert, als ich sie schließlich fand und hören musste, dass sie die Löwen überhaupt nicht gesehen hatten. Da ich jedoch ziemlich genau wusste, wo sie lagen, ritt ich direkt zu ihnen, und wir machten uns an die Arbeit und häuteten sie. Zu diesem Zeitpunkt war die Sonne fast untergegangen, und da es sehr heiß gewesen war und weder ich noch meine Kaffern oder mein Pferd seit Tagesanbruch etwas getrunken hatten, waren wir alle sehr durstig; also packte ich die zwei noch dampfenden Löwenfelle mit den intakten großen Köpfen und Pfoten auf Bob und führte ihn zurück zu den Wagen, die wir erst einige Zeit nach Einbruch der Dunkelheit erreichten. Ich beschloss, das Fleisch der Giraffen am nächsten Tag zu holen. Die Felle dieser beiden Löwen massen 10 Fuß 9 Zoll beziehungsweise 10 Fuß 10 Zoll. Sie waren in prächtigem Zustand, sehr massiv und schwer.

Einige Tage später hatte ich einen schweren Fieberanfall, von dem ich mich gerade erholte, als ich eines Morgens einige meiner Kaffern sagen hörte: „Da ist ein weißer Mann." Als ich aufblickte, war ich sehr überrascht, meinen alten Freund, Herrn H. C. Collison, herbeireiten zu sehen. Diesen Herrn hatte ich zuvor bereits getroffen, zuerst auf den Diamantenfeldern und später im Sambesi-Land, wo er 1877 mehrere Monate lang

jagte. Ich hatte auch gehört, dass er in die Kolonie zurückgekehrt war und plante, in Begleitung meiner alten Freunde, der Herren Clarkson und French, eine zweite Jagdreise ins Innere zu unternehmen; da ich jedoch vor meiner Abreise aus Bamangwato nichts Näheres über ihre Pläne gehört hatte, dachte ich, sie hätten die Idee entweder aufgegeben oder seien ins Maschunaland gereist. Ich erfuhr nun, dass die Herren Collison und French (über Herrn Clarkson werde ich später berichten) Bamangwato etwa vierzehn Tage nach unserer Abreise erreicht hatten und seitdem ihr Bestes taten, um uns einzuholen. Sie waren vor einigen Tagen von Sode-Garra aufgebrochen und ohne Wasser bis kurz vor Scio gekommen. Ihre Ochsen waren zu diesem Zeitpunkt völlig erschöpft, sodass Herr Collison sie zusammen mit den Pferden zum Wasser vorausgebracht hatte; er hatte die flache Pfanne, in der wir zuerst Wasser gefunden hatten, spät in der vorangegangenen Nacht erreicht. Alle zu den Wagen gehörenden Treiber und Kaffern waren ebenfalls mitgekommen; Herr French war allein zurückgeblieben, um die Aufsicht über alles zu führen, und hatte einen Wasservorrat bei sich, der bei sparsamem Gebrauch zehn Tage reichen sollte. Mehrere Ochsen meiner Freunde (zehn, wie ich glaube) waren vor Erreichen der Pfanne vor Durst verendet, und die Überlebenden befanden sich infolge der erlittenen Strapazen in einem entsetzlichen Zustand. Meine Ochsen jedoch, allesamt junge Tiere, hatten sich zu diesem Zeitpunkt bereits weitgehend von ihren Entbehrungen erholt, sodass ich sie noch am selben Abend unter der Aufsicht meiner eigenen Treiber, die zu Pferd ritten, und vier Kaffern, die alle Wasser trugen, losschickte, um die Wagen meiner Freunde herbeizuholen. Sie benötigten über dreißig Stunden ununterbrochener Reisezeit, um den Ort zu erreichen, an dem Herr French über sie Wache hielt. Die Ochsen waren jedoch, da sie unbelastet gelaufen waren, noch recht frisch und brachten sie, nachdem sie sofort eingespannt worden waren, am dritten Tag (nachdem sie die ganze Zeit ohne Wasser gewesen waren) auf den festen Boden auf der Mababe-Seite des großen Sandgürtels, der nicht mehr als zwölf Meilen von der Pfanne entfernt lag, an der meine Wagen standen. Sie wurden dann zum Wasser geschickt, und die eigenen Ochsen meiner Freunde holten die Wagen zur Pfanne hinunter. Alles in allem hatten wir, wie ich meine, guten Grund, uns dazu zu beglückwünschen, das immense wasserlose Landgebiet, das nun zwischen uns und Sode-Garra lag, mit dem Verlust von nur wenigen Ochsen für meine Freunde sicher durchquert zu haben.

Vierzehn Tage später, nachdem wir zur Jagd im „Fliegen"-Gebiet aufgebrochen waren, trafen einige von Khamas Wagen aus Bamangwato ein, unter der Leitung mehrerer seiner Headmen, die gekommen waren, um Jagdgesellschaften zu führen und Tribut von den Buschmännern einzutreiben. Sie verloren vierzehn Ochsen durch Durst, obwohl ihre Wagen absolut leer und ihre Rinder frisch und fett waren, als sie Bamangwato verließen, während unsere Wagen alle schwer beladen waren, was auf einer schweren Sandstraße einen sehr großen Unterschied macht. Die Herren Collison und French waren von den Diamantenfeldern zusammen mit meinem alten Freund und ehemaligen Jagdbegleiter, Herrn Matthew Clarkson, aufgebrochen. Er, der arme Kerl, wurde jedoch gleich zu Beginn der Reise in der Nähe von Klerksdorp im Transvaal vom Blitz getroffen. Herr Collison befand sich im Inneren des Wagens und nur wenige Fuß von ihm entfernt, als der arme Matt getroffen wurde, und war durch den Schlag selbst betäubt. Das Himmelsfeuer, das kaum einen besseren Kerl hätte treffen können, traf ihn direkt am Kopf, bohrte ein sauberes rundes Loch durch seinen Hut, trat dann an seiner Seite über der Hüfte wieder aus und floss an der Eisensprosse des Wagens in die Erde ab. Die Pferde rissen sich beim Blitzschlag los und konnten erst am folgenden Tag wieder eingefangen werden. Es gab im Inneren keinen Mann, ob weiß oder schwarz, der nicht betrübt war, von dem vorzeitigen Tod des armen Clarkson zu hören. Ein besserer Kerl ist nie über die Erde geschritten. Von kleiner Statur, aber sehr stark und aktiv, war er wie die meisten Kolonisten ein hervorragender Schütze und ein erstklassiger Reiter – Qualitäten, die ihn unweigerlich zu einem erfolgreichen Jäger machen mussten. Auch moralisch gesehen war er aufrichtig und ehrenhaft im Umgang mit seinen Mitmenschen, kühl in

Gefahr und so mutig wie eine Bulldogge. Möge sein Geist in der nächsten Welt ein gutes Jagdrevier finden!

Meine Freunde hatten von Khama die Erlaubnis erhalten, im Mababe-Gebiet zu Pferd zu jagen; da jedoch, wahrscheinlich aufgrund der schweren Dürre, kaum Elefanten anzutreffen waren, beschlossen sie, mit mir zu Fuß weiterzuziehen und im von der Tsetsefliege verseuchten Gebiet weiter nördlich zu jagen. So treckten wir einige Tage später zum Kopf des Schilfbetts hinunter, in das sich der Mababe-Fluss ergiesst, und errichteten dort ein dauerhaftes Lager für die Saison.

KAPITEL XX

Aufbruch nach Norden – Elefanten und Büffel geschossen – Antilope tot aufgefunden – Lange Aussprache mit Mamele – Relikte einer Missionsgruppe – Löwin erlegt – Erreichen des Standorts von Linyanti – Gebete um Jagdglück – Skelett eines von einem Löwen verschlungenen Kaffern gefunden – Büffel und Nilpferde geschossen – Besuch am Grab eines großen Kriegers – Vergeblicher Versuch, seinen Geist zu besänftigen – Sieben Elefanten getötet, einer verwundet – French folgt dem verwundeten Tier mit zwei Kaffern – Seine lange Abwesenheit – Erfolgloser Versuch, ihm zu folgen – Rückkehr eines der Kaffern – Seine traurige Geschichte – French verdurstet – Unmöglichkeit, den Leichnam zu finden – Fieberanfälle – Reise zu Fuß zum Chobe – Vier Löwen trinken an unserem Lager – Ihr furchtbares Brüllen – Rückkehr in den Transvaal – Sumpffieber und Fieber – Genesung – Letzter Aufbruch in das ferne Innere

Am 18. Juni verließen wir die Wagen und überquerten den Mababe-Fluss bei den Städten der Masubia, etwa neun Meilen unterhalb unserer Wagen. Wir machten uns auf den Weg nach Norden, begleitet von über fünfzig Makuba- und Masubia-Kaffern, die wir gemeinsam angeheuert hatten.

Zuerst folgten wir dem Lauf des Machabe-Flusses. Da wir jedoch feststellten, dass unsere Gruppe so groß war, dass es schwierig wurde, alle unsere Kaffern mit Fleisch zu versorgen, trennten wir uns: French und Miller überquerten die Sandgürtel zum Sunta-Fluss, während Collison, Sell und ich weiter den Machabe hinaufzogen. Zwei oder drei Tage später jedoch, als wir feststellten, dass viele Kaffern-Jäger vom Ngamisee vor uns waren und wir keine Elefantenfährten sahen, verließen Collison und ich Sell und schlugen uns zum Chobe durch, wo wir einige Tage später wieder auf Miller und French stießen. Wir hielten uns dann am Fluss entlang nach Nordwesten bis zu Mai-inis Stadt. Da wir jedoch keine Elefantenfährten fanden und die Kaffern sich weigerten, uns über den Fluss zu bringen, kehrten wir um und trafen kurz darauf wieder auf Sell. Collison, French und Sell gingen daraufhin zu den Wagen zurück, während Miller und ich den Sunta überquerten und, wieder auf den Chobe stossend, diesem fast bis gegenüber von Linyanti folgten, wo wir ein Lager errichteten und einige Zeit jagten. Wir schossen hier vier Elefanten sowie viele Büffel und andere Tiere, darunter fünf der wunderschönen kleinen gefleckten Buschböcke, die für den Chobe charakteristisch sind. Ich versuchte hier sehr beharrlich, ein Exemplar der Situtunga-Antilope (*Tragelaphus spekii*) zu schiessen, indem ich fast täglich bei der ersten Morgendämmerung und kurz nach Sonnenuntergang in einem Kanu inmitten der riesigen Schilfbetten, durch die der Chobe hier fliesst, nach ihnen jagte. Die Suche nach diesen scheuen Tieren in solch immensen Schilf- und Papyrusfeldern kommt jedoch fast der Suche nach der Nadel im Heuhaufen gleich. Ich sah nur ein Weibchen, das eines Abends in der Dämmerung bis zum Bauch im Wasser zwischen dem Schilf stand, kam aber nicht zum Schuss. Am frühen Morgen des 5. August hatte ich das Glück, einen toten Situtunga-Bock zu finden, der anscheinend während der

Nacht von einem Rivalen getötet worden war. Jedenfalls wies er eine tiefe Wunde in der Seite, direkt hinter den Rippen, auf. Er lag ganz im Freien auf einem Stück sumpfigen Bodens, wo das Schilf abgebrannt worden war. Bei der Untersuchung stellte ich fest, dass es ein prächtiger alter Bock war, sehr untersetzt und schwer, mit einem gewaltigen Hals. Er war fast genau so gross wie ein Letschwe-Bock. Ich nahm sein Fell und konservierte seinen Kopf und seine Füsse sehr sorgfältig. Kurz darauf stiessen French und Collison wieder zu uns; Sell war allein weiter den Chobe hinauf in Richtung Mai-inis Stadt gegangen.

Am 23. August überquerte ich den Chobe und stattete dem alten Mamele, dem Headman dieses Teils des Chobe, den ich bereits 1877 kennengelernt hatte, einen Besuch ab. Der Zweck meines Besuchs war es, von ihm die Erlaubnis zu erhalten, zwischen dem Chobe und dem Sambesi auf Elefantenjagd zu gehen. Diese erhielt ich schliesslich nach einer Aussprache, die zwei volle Tage dauerte. Vor Antritt dieser Reise war es jedoch erforderlich, dass ich zu den Wagen zurückkehrte, um einen frischen Vorrat an Munition, etwas Tee und Reis sowie einige Waren zu holen, um Mamele für das Jagdrecht in seinem Land zu bezahlen. Also überquerte ich den Chobe erneut – es dauerte etwa fünf Stunden, durch die verschiedenen Kanäle zu paddeln, die den Sumpf durchschneiden und die beiden Hauptarme des Flusses verbinden – und machte mich sogleich auf den Weg. Collison begleitete mich, da er beabsichtigte, in der Nähe der Wagen zu bleiben und zu Pferd zu jagen. Zwischen Gat-Garra, einem permanenten Wasser in einem Kalksteinbecken, und dem Mababe, einer Strecke, für die wir zu Fuss elf einviertel Stunden benötigten, gab es kein Wasser. Daher legten wir den grössten Teil der Strecke nachts zurück, da die Sonne sehr heiss wurde und der Boden aus tiefem, weichem Sand bestand.

Am 2. September kehrte ich wieder zum Chobe zurück und stiess am 5. wieder auf French und Miller in unserer alten Scherm in der Nähe von Tcharos Stadt.

Am 8. überquerten wir den südlichen Arm des Chobe und hielten uns nach Norden in Richtung des Standorts von Sebituanes alter Stadt; wir schliefen am Salubanda, einem kleinen Bach in der Nähe des nördlichen Kanals.

Am folgenden Tag überquerten wir diesen Flussarm und zogen dann ostwärts zu Mameles Stadt, wobei wir unterwegs den Standort von Linyanti (Sekeletus alte Stadt) passierten. Hier fanden wir mehrere Radreifen und Nabenbänder herumliegen, die einst zu den Wagen der unglückseligen Makololo-Missionsgruppe gehörten, die auf Rat von Dr. Livingstone fast zwanzig Jahre zuvor zu Sekelelu entsandt worden war. Das Land hier ist jetzt völlig unbewohnt, und Büffelherden streifen ungestört über die Weiden, wo einst die Herden der ehemals allmächtigen Makololo grasten. Mit dem Büffel ist auch die tödliche Tsetsefliege gekommen, die nun das gesamte Flussufer umschwärmt. Am frühen Morgen des 14. erreichten wir Mameles Stadt, wo wir zwei Tage blieben, um die Vorbereitungen für die Jagd zu treffen. Unterwegs stiessen wir auf vier Löwinnen, von denen ich eine – ein Tier mit sehr dunkler Haut – schoss; es war der zehnte dieser Räuber, der meinem Gewehr zum Opfer fiel. Miller und French verwundeten ebenfalls zwei der anderen, verloren sie aber im hohen Gras.

Am 16., nachdem ich einen meiner Wagentreiber mit der Aufsicht über eine Hütte betraut hatte, die einen Vorrat an Proviant, Munition usw. enthielt, verliessen wir Mameles Stadt erneut und traten eine Reise an, über die ich am liebsten schweigen würde, von der ich jedoch fühle, dass es meine Pflicht ist, einen Bericht darüber zu geben.

Beim Aufbruch aus Mameles Dorf wurden wir von mehr als hundert Eingeborenen begleitet, die mit uns zogen, in der Hoffnung, etwas Fleisch zu bekommen; denn da die

Ernte in dieser Saison missraten war, waren die Makubas in diesem gesamten Teil des Chobe zum Zeitpunkt unseres Besuchs aufgrund von Nahrungsmangel in grosse Not geraten – eine Tatsache, die einem durch die abgemagerten Gliedmassen und die hervorstehenden Bäuche fast aller ausser der Oberschicht lebhaft vor Augen geführt wurde.

Am Nachmittag des 17. erreichten wir den Standort der Makololo-Stadt Linyanti. Am Abend nahmen die Headmen, die uns begleiteten, einige Perlen und Fleisch, legten sie auf Sekeletus Grab und beteten zum Geist des verstorbenen Häuptlings um Jagdglück bei den Elefanten.

Kurz nach dem Verlassen des Lagers am nächsten Morgen passierten wir den grössten Teil des Skeletts eines Mannes, der wenige Tage vor unserer Ankunft von einem Löwen getötet und gefressen worden war. Sein Kopf und seine Füsse fehlten, ansonsten war das Skelett vollständig. Drei feine neue Assegais lagen neben seinen Knochen, die keiner der Kaffern bei uns anrühren wollte; tatsächlich drückten sie grosses Entsetzen aus, als Miller sie aufhob, um sie zu untersuchen. Ein Stück weiter stiessen wir auf eine immense Büffelherde, die friedlich am Flussufer graste. Einen davon schoss ich, um den Kaffern einen Gefallen zu tun, und wenig später erlegte Miller eine Nilpferdkuh, die wir allein in einer kleinen Lagune fanden. Dieses Tier war entsetzlich mager und über und über mit narbigen, einen halben Zoll tiefen Wunden bedeckt, die ihm laut den Kaffern andere Nilpferde zugefügt hatten. Wir fanden eine alte Kugel in ihrem Kopf, und zweifellos hatten ihre Artgenossen sie aufgrund dieser Verwundung so unsanft behandelt. Hier blieben wir den ganzen Tag, während unser Headman Kaffern losschickte, um nachzusehen, ob sich Elefanten auf einer grossen Insel befänden, die, wie er sagte, ein beliebter Zufluchtsort von ihnen sei.

1. September. Schoss kurz nach dem Aufbruch eine Büffelkuh. Wir gingen dann ein Stück weiter und hielten an, während unser Führer Boten zu einer kleinen Makuba-Stadt schickte, um Neuigkeiten über Elefanten einzuholen. Etwa eine Stunde später kehrte einer dieser Kaffern zurück und berichtete, er habe frische Elefantenfährten gekreuzt, woraufhin wir sofort zusammenpackten, um der Sache nachzugehen. Wir stiessen bald auf die Fährte einer grossen Herde von Kühen, die vom Sandgürtel herunterkamen, um im Fluss zu trinken. Wir folgten ihr erst zum Wasser und dann entlang eines breiten Fusspfades, der uns schliesslich zu einer kleinen Makuba-Stadt führte, deren Einwohner uns mitteilten, dass die Elefanten ihr Dorf während der Nacht passiert hatten. Da es bereits etwa 14 Uhr war, hielten wir es für zu spät, der Fährte weiter zu folgen, zumal die Makubas uns versicherten, dass die Elefanten in der folgenden Nacht sicher wieder hier in der Nähe trinken würden. Also wateten wir durch den Sumpf zu einer Insel und schlugen unser Lager in einiger Entfernung von der Stelle auf, an der wir vermuteten, dass die vorsichtigen Tiere trinken würden.

Die Makubas in diesem Teil des Chobe sind ein sehr primitiv aussehendes Volk, das in der sozialen Hierarchie kaum viele Stufen über den Buschmännern steht. Ihre Hütten bestehen lediglich aus einigen Grasmatten, die über ein Gerüst aus leichten Stangen gespannt sind. Sie besassen keine Haustiere ausser einigen halbverhungerten, schakalähnlichen Hunden und schienen fast ausschliesslich von den Wurzeln einer Wasserpflanze, die sie „Seeta“ nannten, einigen Fischen und gelegentlich einem Stück Wild zu leben, das sie entweder selbst in einer Fallgrube fangen oder den Löwen abjagen. Diese Raubtiere seien hier sehr zahlreich und dreist, und die Tatsache, dass die kleinen Dörfer, die wir sahen, von Palisaden aus Pfählen umgeben waren, die alle in einem Winkel von 45° nach aussen geneigt und an den Spitzen geschärft waren – offensichtlich um diese Bestien am Überspringen zu hindern –, schien dies zu bestätigen.

1. September.—Bisher hatten wir noch nichts weiter von den Elefanten gesehen, ungeachtet der Tatsache, dass wir dem Grab von Sebituane, dem berühmten Krieger und Gründer des Makololo-Reiches, einen Besuch abgestattet hatten. Wir hatten den Kadaver eines ganzen Riedbocks mitgenommen, um seinen Geist zu besänftigen, und vollzogen allerlei mystische Beschwörungen, wozu auch gehörte, dass unsere Gewehre und Patronen von einem Professor der Dämonologie bespuckt wurden. Die Kaffern schworen, sie hätten Sebituane noch nie zuvor so widerspenstig erlebt und konnten es sich absolut nicht erklären. Uns ging es ebenso, und so beschlossen wir, den Fluss zu verlassen und eine Grube anzusteuern, die sie abseits in den Sandgürteln kannten. Diese erreichten wir am 23. gegen Mittag. Auf dem Marsch schoss French zwei Leierantilopen (Tsessebe) und zwei Zebras; am Abend erlegte ich ebenfalls eine fette Zebrastute. Wir mussten graben – oder vielmehr die Kaffern –, etwa zwei Stunden lang, bevor wir in der Grube auf Wasser stießen.

2. September.—Erreichten nach etwa vierstündigem Fußmarsch ein Wasserloch im Bett eines offensichtlich ehemaligen Flusses. Unsere Headmen erzählten uns, dass dieser Fluss zu Sebituanes Lebzeiten so viel Wasser führte, dass sie ihn mit ihren Kanus von Linyanti am Chobe bis nach Sesheke am Sambesi befahren konnten. Bei der Durchsicht von „Livingstone's Missionsreisen" stelle ich fest, dass dies tatsächlich der Fall war, als er Linyanti zum ersten Mal besuchte. Es besteht kein Zweifel, dass Jahr für Jahr das Überlaufen des Chobe – das während der Trockenzeit unabhängig von den Regenfällen und gleichzeitig mit dem der Flüsse Botletlie, Okavango, Machabe, Tamalakan und Mababe auftritt, ein Phänomen, für das bisher keine zufriedenstellende Erklärung angeboten wurde – allmählich immer geringer wird. Da wir feststellten, dass vier große Elefantenbullen in der vergangenen Nacht an diesem Tümpel getrunken hatten, lagerten wir in der Nähe, jedoch gut unter dem Wind, in der Hoffnung, dass sie in dieser Nacht zurückkehren würden. Ein Löwenrudel hatte zudem kurz vor unserer Ankunft eine Tsessebe geschlagen und gefressen; der ganze Ort stank nach ihnen. Das Wetter ist nun sowohl am Tag als auch in der Nacht intensiv heiß.

Da die erwarteten Bullen in der Nacht nicht erneut getrunken hatten, machten wir am nächsten Tag eine Runde durch den Busch, um nach Fährten zu suchen. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir in geringer Entfernung den Ruf eines Elefanten hörten, und kurz darauf brach ein Baum mit lautem Krachen um. Wir stießen bald auf ihre Fährte und trafen wenige Minuten später auf die Tiere selbst: eine eher bescheidene Gruppe von Kühen mit einem jungen Bullen darunter. Nach einer sehr anstrengenden Jagd erlegten Miller und ich den jungen Bullen, vier große Kühe und eine Färse; zwei weitere gute Kühe entkamen schwer verwundet. Ich hätte diese ohne Zweifel auch noch erlegt, aber der Kaffer, der meine Ersatzpatronen trug, hielt nicht mit uns Schritt, sodass ich nur dreizehn Schüsse hatte – zwölf im Gürtel und einen im Gewehr –, die ich alle abfeuerte. French, der kein guter Läufer war, schoss eine Kuh, bevor sie flüchteten, folgte der Herde jedoch nicht. Als wir uns alle wieder trafen, erzählte er uns, dass er ebenfalls ein verwundetes Tier über eine gewisse Distanz verfolgt und ihm einen Schuss in das Hinterteil versetzt habe, und dass er beabsichtige, ihm weiter zu folgen. Ich riet ihm dringend davon ab, nicht etwa, weil mir der schreckliche Ausgang in den Sinn kam, sondern einfach, weil ich aus Erfahrung wusste, dass es in neunzehn von zwanzig Fällen zwecklos ist, einem verwundeten Elefanten zu Fuß zu folgen.

Unglücklicherweise dachte mein unglückseliger Freund anders; er rief zwei seiner Kaffern (seine Gewehr- und Wasserträger) zu sich und machte sich an die Fährte, wobei er jedoch sagte, er würde ihr nicht sehr weit folgen. Dies war das letzte Mal, dass ich ihn lebend sah. Miller und ich gingen daraufhin zurück zu unserem Lager, das nicht mehr als drei Meilen

entfernt war. Wir waren kaum dort, als wir zwei schwere Schüsse in schneller Folge hörten und sofort daraus schlossen, dass French entgegen unseren Erwartungen doch auf den verwundeten Elefanten gestoßen war. Da er ihn so schnell eingeholt hatte, dachten wir, er würde bald wieder bei uns im Lager sein. Doch als Stunde um Stunde verging und er nicht eintraf, dachten wir, der Elefant müsse ihm ein zweites Mal entkommen sein und er befinde sich immer noch auf der Fährte. Kurz vor Sonnenuntergang, in der Annahme, dass er die Verfolgung nun jedenfalls abgebrochen haben müsse und sich auf dem Weg zum Lager befinde – dessen genauen Standort er vielleicht nicht kannte –, ging ich hinaus und feuerte zwei Schüsse mit meinem schweren Elefantengewehr ab, um ihn zu leiten. Später feuerte ich erneut, hörte aber keine antwortenden Berichte.

Es muss gegen acht Uhr gewesen sein, als wir alle einen sehr fernen Schuss weit weg in Richtung des Flusses hörten, den ich sofort beantwortete. Kurz darauf sahen wir ein Grasfeuer in der Richtung aufflammen, aus der der Schuss erklungen war. In der Annahme, dass dieses Feuer möglicherweise von French angezündet worden war, sei es versehentlich oder als Signal, rief ich drei seiner Kaffern herbei, nahm mein großes Gewehr und ging auf das Licht zu. Nach etwa einer Stunde Fußmarsch, als ich noch ein gutes Stück vom Feuer entfernt war, feuerte ich zwei Schüsse ab, erhielt aber keine Antwort. Ich ging weiter, bis ich direkt an der Brandstelle war, wo ich erneut feuerte, aber nichts als Antwort hörte. Ich war nun überzeugt, dass French den Fluss angesteuert hatte, und kehrte zum Lager zurück, das ich erst lange nach Mitternacht erreichte. Ich war so weit weg gewesen, dass weder Miller noch einer der Kaffern meine letzten beiden Schüsse gehört hatten.

Wir fühlten uns wegen French keineswegs beunruhigt, da wir sicher waren, dass er zum Fluss gegangen war – der in einem Halbkreis in einer Entfernung von nicht mehr als fünfzehn Meilen um uns herumfloss – und dachten, er würde dort schlafen und dann am folgenden Tag dem breiten Pfad folgen, den wir getreten hatten. Viele Dinge bestärkten uns in der Annahme, dass er diesen Schritt unternommen hatte. Erstens argumentierten wir, dass er nach dem Schuss, den wir alle gehört hatten und der weit weg in Richtung des Flusses klang, weiter in dieselbe Richtung, weg vom Lager, gegangen sein musste. Er war so weit vorangeschritten, dass er, als ich das Grasfeuer nahe der Stelle erreichte, an der er den gehörten Schuss abgegeben haben musste, bereits so weit vor mir war – immer noch in Richtung Fluss –, dass er meinen Schuss nicht hörte. Wir schlossen daraus, dass er direkt auf das Wasser zuhielt. Was uns ebenso sehr wie alles andere in die Irre führte, waren einige Bemerkungen, die French ein oder zwei Tage zuvor an der anderen Wassergrube gemacht hatte: Er meinte, nun, da wir den Fluss verlassen hätten, könne es schwierig sein, den Weg zurück zum Lager zu finden, wenn man sich verspäte; in diesem Fall sei es der sicherste Plan, sofort während der kühlen Nachtstunden den Fluss anzusteuern. Zudem war es eine schöne Mondnacht. Es gab noch einen anderen Schritt, den wir ihm zutrauten: dass er direkt den Pfad anvisiert hatte, auf dem wir vom Fluss gekommen waren. Da die uns begleitenden Kaffern insgesamt über hundert Mann zählten und alle im Gänsemarsch gegangen waren, hatten sie eine Spur hinterlassen, die selbst bei Mondschein deutlich sichtbar gewesen sein musste. Von den zwei Kaffern, die bei French waren, war einer ein Bamangwato-Junge, von dem ich wusste, dass er jedes Jahr zur Jagd am Mababe war; ich hatte ihn immer als sehr geschickt darin erlebt, sich zurechtzufinden, Wildfährten zu lesen oder ähnliche Aufgaben im Busch zu erledigen. Außerdem hatte French seinen Kompass bei sich, kannte den Lauf des Flusses, und der Mond sowie das Kreuz des Südens leuchteten hell. Leider war er ein sehr eigensinniger, sturer Mann, und es besteht kaum ein Zweifel, dass er sein Leben verlor, weil er den Rat der Kaffern missachtete und beharrlich versuchte, den Weg zurück zu unserem Lager zu finden, bis er von der Hitze und dem Wassermangel erschöpft war und sich zu schwach fühlte, um jemals den Fluss zu erreichen.

Früh am nächsten Tag, dem 26. September, nahmen Miller und ich einige der besten Fährtenleser unter den Kaffern und versuchten, den Spuren des Elefanten zu folgen, den French am Vortag verfolgt hatte. Der Boden war jedoch sehr schwierig für die Spurensuche, da er zum größten Teil mit Büscheln aus kurzem, krausem Gras bedeckt war, auf dem weder der Elefant noch seine Verfolger viel Eindruck hinterlassen hatten. Niemand außer einem Buschmann hätte auf solchem Boden einer Fährte gut folgen können. Am Nachmittag, als wir zum Lager zurückkehrten, sahen wir in der Nähe Geier niedergehen; als wir an die Stelle kamen, fanden wir die Überreste einer Giraffe. Inmitten des Mageninhalts dieses Tieres fanden wir eine Kugel, die unverkennbar aus Frenchs 8-Bore-Gewehr abgefeuert worden war, und wir waren uns sofort sicher, dass die zwei Schüsse, die wir kurz nach Erreichen des Lagers am Vortag gehört hatten, von ihm auf diese Giraffe abgefeuert worden sein mussten. Obwohl wir sorgfältig suchten, konnten wir keine Spuren von Fußabdrücken um den Kadaver herum finden. Nach der Rückkehr ins Lager und der Nachricht, dass French nicht eingetroffen war, dachten wir, dass er nach Erreichen des Flusses wahrscheinlich zurück zu Mameles Dorf gegangen sei, wo wir einen Vorrat an Vorräten, Munition usw. in der Obhut eines meiner Wagentreiber gelassen hatten. So ging ich zum Headman der uns begleitenden Kaffern und ließ mir zwei Jungen geben, die mit einem Brief direkt durch den Busch zu Mamele gehen sollten; darin schrieb ich French, dass wir am übernächsten Tag zum Fluss zurückkehren und ihn in Sasinkoros Stadt treffen würden. Gleichzeitig schickte ich ihm sein kleines Gewehr und seine Decken.

Am 29. machten wir uns dementsprechend gegen 8 Uhr morgens auf den Weg zum Fluss und erreichten ihn nahe Sasinkoros Stadt gegen 13 Uhr, nachdem wir unterwegs zweimal gerastet hatten, da alle Kaffern schwer mit Elefantenfleisch beladen waren. Die Kaffern in Sasinkoro berichteten von einer Elefantenherde zwischen den Inseln, woraufhin ich einen weiteren Boten zu Mamele schickte, um French darüber zu informieren und ihm mitzuteilen, dass wir seine Ankunft abwarten würden, bevor wir sie angriffen.

Am 1. Oktober hatte ich einen leichten Fieberanfall, ging aber am Abend hinaus und schoss zwei Zebras. Obwohl ich es zuvor nicht erwähnt habe, kann ich hier sagen, dass ich diese ganze Saison über, seit Erreichen des Mababe im vergangenen Juni, von mehr oder weniger schweren Fieberanfällen geplagt worden war, die mich ziemlich abgemagert und geschwächt hatten. In dieser Nacht lagerten wir direkt draußen im Sumpf, von allen Seiten von Lagunen mit flachem Wasser umgeben. Es muss etwa eine Stunde vor Tagesanbruch gewesen sein, als wir vom Headman geweckt und informiert wurden, dass gerade ein Kaffer eingetroffen sei, der sagte, es befinde sich ein großer Elefantenbulle nicht weit entfernt, den wir sofort schießen müssten. Es stellte sich heraus, dass der Bote zu einer kleinen Gruppe gehörte, die die zwei Zebras, die ich am Vorabend geschossen hatte, zerlegt und das Fleisch direkt am Wasserrand, etwa zwei Meilen von unserem Lager entfernt, zum Trocknen aufgehängt hatte. Dieser Mann erzählte uns, dass sie, während sie um ihr Feuer saßen und die Nacht genossen, einen Elefanten unweit trinken hörten und bald darauf sahen, wie einer über das offene Gelände direkt auf ihr Lager zukam, das sie an der Seite eines Ameisenhügels aufgeschlagen hatten. Als der Elefant ganz nah herankam und immer noch weiterging, dachten sie, er würde sie angreifen, sprangen auf, rannten hinter den Ameisenhügel und dann hinunter zum Wasserrand. Nachdem sie einige Zeit gewartet hatten und den Elefanten weder sahen noch hörten, schlich unser Informant zurück und fand das Ungeheuer immer noch dicht an ihrem Feuer stehend, offensichtlich an den Streifen des Zebrafleisches schnüffelnd. Hier hatte er ihn zurückgelassen und war direkt mit der Nachricht zu uns gekommen. Er sagte, er habe sehen können, dass der Elefant sehr große Stoßzähne habe. Es dauerte nicht viele Minuten, bis wir uns vorbereitet hatten und mit unserem Führer zurückeilten, in der Hoffnung, wir würden das Geschöpf noch immer bei der Untersuchung des Kaffernlagers vorfinden. Der Mond, kurz nach dem Vollmond, schien prächtig und

machte es fast so hell wie am Tag. Wir mussten durch mehrere breite Lagunen waten, von denen uns eine bis zu den Achselhöhlen reichte, bevor wir unser Ziel erreichten. Es war eine heiße, schwüle Nacht gewesen, und das Wasser fühlte sich kühl und erfrischend an. Der Tag brach gerade an, als wir den Ameisenhügel erreichten, an dem unser Führer seine Gefährten verlassen hatte. Hier fanden wir tatsächlich Spuren der Fußstapfen eines gewaltigen Elefantenbullen. Das neugierige Tier war bis auf sechs Schritte an das Feuer herangetreten und hatte offensichtlich einige Zeit an dieser Stelle gestanden; schließlich war er jedoch im schnellen Schritt in Richtung des Sandgürtels davongegangen. Wir füllten die Kalebassen mit Wasser, da wir eine lange Jagd erwarteten, und nahmen sofort seine Fährte auf. Bevor wir ihr weit folgten, stellten wir fest, dass sie sich mit den Fährten von drei anderen Bullen und einem kleinen Kalb vereinigte. Der Geruch der Kaffern und des Zebrafleisches hatte offensichtlich ihren Verdacht erregt, denn anstatt zu fressen, waren sie nach dem Zusammentreffen im Gänsemarsch und in schnellem Tempo weitergegangen. Wir konnten nicht mehr als eine halbe Stunde hinter ihnen sein, da der Dung noch ganz heiß war, aber wir holten nicht im Geringsten auf. Stunde um Stunde stapften wir weiter, und schließlich – um eine lange Geschichte kurz zu machen – bekamen sie unseren Wind, gerade als wir uns ihnen näherten, und suchten sofort das Weite, natürlich ohne dass wir sie jemals zu Gesicht bekamen.

Ich hatte mich schon seit einiger Zeit sehr krank gefühlt, aber die Aufregung und die Erwartung, jeden Augenblick die Elefanten zu sichten, hatten den Fieberanfall, von dem ich wusste, dass er bevorstand, unterdrückt. Als ich merkte, dass sie unseren Wind bekommen hatten und geflohen waren, kehrte ich sofort um und erlitt auf dem Weg zum Fluss einen schweren Schüttelfrost. Am Nachmittag durchlief ich das heiße, trockene Stadium, und gegen Abend setzte der Schweiß ein, woraufhin ich mich sofort besser fühlte. Gerade bei Sonnenuntergang saß ich vor unserer Scherm und fühlte mich sehr schwach und krank, als ich eine lange Kette von Kaffern sah, die von Mamele herankamen. Als sie näher kamen, erkannte ich „Boy“, Frenchs Gewehrträger, der voranlief. Er trug immer noch sein schweres Gewehr. Als er ganz nah herankam, schwante mir Böses, denn ich sah an seinen Augen, dass etwas Unglückliches geschehen war. „Wo ist der weiße Mann, dein Herr?“, sagte ich. „Er ist tot“, antwortete er; „die Sonne hat ihn getötet.“

Es bleibt mir nun nur noch, Boys Bericht über dieses schreckliche Ereignis wiederzugeben, den ich einige Tage später aus seinem eigenen Mund aufzeichnete. Er lautet wie folgt:

„Nachdem wir Sie verlassen hatten, folgten mein Herr, ich selbst und Nangora (der Makuba, der das Wasser trug) der Fährte des verwundeten Elefanten über eine gewisse Distanz, verloren sie aber schließlich. Wir machten uns dann auf den Weg zum Lager und stießen unterwegs auf eine Giraffe, die mein Herr schoss. Er sagte Nangora, er solle etwas fettes Fleisch von der Giraffe abschneiden und uns zum Lager folgen; er und ich gingen sofort weiter. Mein Herr ging nun voran, hielt aber nicht die Richtung ein, die ich für richtig hielt, um das Lager zu erreichen. Als ich ihm das sagte, wollte er nicht auf mich hören, sondern sagte nur: ‚Asi molato hahaho‘ (Das ist nicht deine Angelegenheit); also folgte ich ihm schweigend. Als es dunkel wurde, feuerte mein Herr zwei Schüsse ab, aber da er keine Antwort hörte, ging er weiter. Kurz darauf hörten wir jemanden rufen, wir antworteten, und Nangora kam herbei, der das Wasser und etwas Giraffenfleisch trug. Er hatte sich ebenfalls verirrt, war aber den Schüssen gefolgt. Mein Herr nahm nun einen Schluck aus der Kalebasse und gab mir auch etwas. Er sagte mir dann, ich solle vorangehen und das Lager ansteuern. Ich sagte ihm, dass ich jetzt nicht wisse, wo das Lager liege, da wir den ganzen Nachmittag einen solchen Zickzackkurs gehalten hatten, und drängte ihn, während der Kühle der Nacht zum Fluss zu gehen. Er wollte das jedoch nicht; und nachdem er auf seinen Kompass geschaut hatte, übernahm er wieder die

Führung. Nach einer Zeit setzten wir uns hin und feuerten zwei weitere Schüsse ab, und mein Herr sagte mir dann, ich solle das Gras anzünden, was ich tat. Er sagte dann, er wolle dort schlafen, änderte aber bald seine Meinung; also standen wir auf und gingen weiter. Wir gingen nun bis spät in die Nacht hinein, oft durch dichte Buschflecken, wobei mein Herr immer einen sehr unsicheren Kurs hielt. Ich riet ihm nun, dorthin zu halten, wo der Mond unterging, um den Pfad zu kreuzen, auf dem wir vom Fluss gekommen waren. Er wollte jedoch nicht, also zündeten wir ein Feuer an und legten uns hin, um auf das Tageslicht zu warten. Wir tranken hier das gesamte Wasser, das noch in der Kalebasse war. Bei Tagesanbruch am nächsten Morgen sagte mir mein Herr erneut, ich solle vorangehen und das Lager in der Nähe der Stelle ansteuern, wo wir die Elefanten geschossen hatten. Ich sagte ihm, dass ich nicht wisse, wo das Lager liege, und riet ihm erneut, den Fluss anzusteuern, dessen Lauf ich kannte. Er fluchte nur über mich und sagte Nangora, er solle vorangehen. Nach einer Zeit sagte mein Herr, wir gingen falsch, und übernahm wieder selbst die Führung. Auf diese Weise gingen wir den ganzen Tag weiter, hielten keine gute Linie, sondern hielten uns mehr oder weniger in Richtung Sonnenaufgang. Am Nachmittag begann mein Herr zu husten und viel Blut zu spucken (mare hela); er rastete in sehr kurzen Abständen, stand aber immer wieder auf und ging weiter bis spät in die Nacht. Dann legte er sich hin und spuckte viel Blut. Schließlich rief er mich zu sich und sagte: ‚Boy, ich sterbe; zünde etwas Gras an und halte es in meine Nähe, damit ich schreiben kann.' Er schrieb dann auf sein Gewehr und auf seinen Gürtel. Dann sagte er: ‚Bring dieses Gewehr zu Selous und sag ihm, er soll sich um meinen Wagen und mein anderes Eigentum kümmern.' Er sprach nicht mehr und starb kurz darauf. Als ich dachte, er sei tot, öffnete ich sein Hemd und legte meine Hand auf sein Herz, aber da es nicht schlug, wusste ich, dass er nicht mehr war. Sobald Nangora und ich sicher waren, dass dies der Fall war, brachen wir ein paar Zweige ab und legten sie über den Körper; dann nahmen wir das Gewehr und den Gürtel und machten uns auf den Weg zum Fluss. Wir gingen den Rest der Nacht durch und erreichten am nächsten Morgen früh den Fluss, genau an der Stelle der Stadt Linyanti. Wir gingen dann zu Mamele, und sobald die Jungen meines Herrn dort eintrafen und sagten, Sie würden zu Sasinkoros Stadt gehen, machte ich mich sofort mit ihnen auf den Weg, um Sie zu treffen. Das ist alles."

Ich untersuchte nun das Gewehr. Auf der Innenseite des kleinen Holzstücks, das unter dem Lauf vor dem Abzugsbügel sitzt, waren diese traurigen Worte sehr unleserlich geschrieben: „Ich kann nicht mehr weitergehen; wenn ich sterbe, Friede mit allen." Die Schrift auf der Innenseite des Ledergürtels konnten wir nicht entziffern.

Was meine Gefühle beim Erhalt dieser schrecklichen und unerwarteten Nachricht waren, werde ich nicht zu beschreiben versuchen. Die seelische Qual jedoch, die ich erlitt – und das zu einer Zeit, in der ich körperlich alles andere als gesund war –, löste eine Folge von Fieberanfällen aus, die meine Leiden beinahe beendet hätten. Mehrere Nächte lang schlief ich nicht, da mich die Vision meines verlorenen Freundes (denn wir hatten uns immer sehr gut verstanden), wie er umherirrte und qualvoll starb, ständig verfolgte.

Laut Boy war French in der Nacht des 27. September gestorben, und erst am 2. Oktober erreichte mich die Nachricht; wir waren damals fast dreißig Meilen von der Stelle entfernt, an der er nach dem Verlassen des Leichnams bei Linyanti den Fluss erreicht hatte. Ich fühlte, dass es meine erste Pflicht war, zu versuchen, ihn zu bergen. Ich fragte Boy, ob er in der Lage wäre, den Weg zurück zu der Stelle zu finden, an der sein Herr gestorben war, wenn wir Linyanti erreichten. Er antwortete, dass es Nacht gewesen sei, als er ihn verlassen habe, und dass er die Stelle niemals finden könne, da das ganze Land mit dichten, ebenen Wäldern ohne Orientierungspunkte bedeckt sei – es sei denn, wir könnten seiner Fährte folgen. Da diese bereits fünf Tage alt war, wusste ich, dass dies unmöglich sein würde, war aber entschlossen, es zu versuchen. Dementsprechend

machten wir uns am folgenden Morgen, dem 3. Oktober, entlang des Flusses auf den Weg. Ich war durch die Auswirkungen des Fiebers sehr schwach, war aber entschlossen, Linyanti noch vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen.

Es war ein langer Marsch – fast dreißig Meilen, denke ich; einen großen Teil des Weges mussten wir zudem durch unzählige Lagunen waten. Schließlich erreichten wir jedoch den Standort der alten Stadt. Ich war völlig erschöpft, und da es nur die anhaltende Anstrengung gewesen war, die das Fieber zurückgehalten hatte, wurde ich bald sehr krank. Am nächsten Tag verschlimmerte sich mein Zustand, und ich war völlig unfähig, irgendetwas zu tun; Miller jedoch ging mit Boy hinaus und suchte nach der Fährte, allerdings erfolglos. Am Abend rief ich den Headman zu mir und versuchte ihn zu bewegen, alle Kaffern mit sich in den Busch zu schicken, um nach den Überresten des armen French zu suchen. Er antwortete jedoch, dass er nach der Zeit zu urteilen, die Boy nach dem Verlassen des Leichnams bis zum Erreichen des Flusses benötigt hatte, so weit entfernt vom Fluss gestorben sein müsse, dass sie Wasser mitführen und im Busch schlafen müssten, um erst am zweiten Tag nach der Leiche suchen zu können; und da viele von ihnen keine Kalebassen besaßen, sei dies bei der gegenwärtigen Wetterlage unmöglich. Er fügte hinzu, dass es fast aussichtslos sei, nach den Überresten zu suchen, da das ganze Land mit dichten Wäldern bedeckt sei und Boy nicht im Geringsten wisse, in welcher Richtung sie lägen. Ich wusste, dass das, was er sagte, berechtigt war, und dennoch hätte ich, wäre ich gesund genug gewesen, das Land mehrere Tage lang nach besten Kräften abgesucht. So versprach der Headman, dass er, sobald der Regen fiele, alle seine Leute ausschicken würde, um nach den Überresten meines Freundes zu suchen, und ich versprach eine große Belohnung, sollten sie jemals – zusammen mit der Uhr und dem Kompass, die er bei seinem Tod bei sich trug – entweder zu mir oder zu Herrn Westbeech nach Pandamatenka gebracht werden. Bis zum Ende des letzten Jahres wurde nichts entdeckt. So starb der arme French und verlängerte die lange Liste jener Engländer, deren unbestattete Knochen fern ihrer Heimat in der Wildnis bleichen. Er war ein so prächtiger und männlicher Kerl, wie man ihn nur finden kann, aber schrecklich eigensinnig, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte; und ich bin sicher, dass dieser unglücklichen Charakterkraft sein Tod zuzuschreiben ist. Denn hätte er auf den Rat des Kaffern gehört und in der ersten Nacht den Fluss angesteuert, wäre er jetzt noch am Leben; wie Boy zu mir sagte: „Wäre es ein anderer weißer Mann als mein Herr gewesen, hätte er meinen Rat befolgt und wäre zum Fluss gegangen, dessen Lauf wir gut kannten, anstatt zu versuchen, einen einzelnen Punkt im Busch zu finden."

Einige Leute haben sich verwundert gezeigt, dass der arme French so schnell starb, aber man muss bedenken, dass zu dieser Jahreszeit, kurz vor dem Einsetzen des Regens, die Hitze in diesem Teil des Landes geradezu furchtbar ist. Im Jahr 1879 starben drei Kaffern, die mit Herrn Sell in der Nähe des Zusammenflusses von Chobe und Sambesi jagten, innerhalb von vierundzwanzig Stunden nach dem Verlassen der letzten Wasserstelle an Durst. Doch lassen Sie mich dieses traurige Thema nun abschließen. Ich habe einen so aufrichtigen Bericht darüber gegeben, wie ich konnte, und ich möchte es nicht weiter erörtern.

Während der nächsten Tage war ich, wie bereits erwähnt, durch wiederholte Fieberanfälle sehr krank – so krank, dass Miller eine Trage anfertigte, auf der ich getragen werden sollte, da er nicht glaubte, dass ich würde gehen können. Doch als sich mein Geist von dem Schock erholt hatte, gewann auch mein Körper wieder an Kraft. Da keiner von uns mehr Lust hatte, in diesem Teil des Landes zu jagen, überquerten wir den Fluss erneut und machten uns auf den Weg zu den Wagen, die wir am 11. Oktober erreichten. Dort fanden wir Collison und Sell vor; Letzterer lag lebensgefährlich am Fieber darnieder. Er hatte uns jedoch alle bei der Elefantenjagd übertroffen, da er drei Bullen und eine Kuh erlegt hatte, einen der Bullen mit sehr feinen Stoßzähnen, die fast 70 Pfund das Stück

wogen. Einige Tage später, als es mit Sell bergauf ging, wurde Miller wiederum von einem heftigen Anfall niedergestreckt, von dem er sich jedoch nach einigen Tagen zu erholen begann.

Während des restlichen Oktobers blieb ich mit Collison bei den Wagen, in der Hoffnung, dass bald Regen fallen und uns die Flucht aus diesem elenden, wasserlosen Land ermöglichen würde; denn da absolut keine Elefanten zu finden waren, gab es nicht den geringsten Anreiz für uns, länger dort zu bleiben, wo wir waren. Solange die Dürre jedoch anhielt, waren wir Gefangene, denn die lange Strecke wasserloser Wüste zwischen dem Mababe-Fluss und Sode-Garra war nun völlig unpassierbar, da das Wetter Tag und Nacht intensiv heiß war.

Gegen Ende des Monats war ich es leid, Zebras, Streifengnus und Tsessebe-Antilopen zu schießen, die sich aufgrund der Dürre aus einem riesigen Gebiet in großen Herden am Mababe-Fluss zum Trinken versammelt hatten und von denen man jederzeit Hunderte von den Wagen aus sehen konnte. Ich beschloss daher, eine weitere Reise zu Fuß zum Chobe zu unternehmen, um nach Elefanten zu suchen.

Dementsprechend brach ich am 26. mit nur fünf Kaffern auf. Meine Gesundheit war noch etwas angegriffen, und ich hatte während des Ausflugs zwei oder drei leichte Fieberanfälle. Das Wetter war Tag und Nacht äußerst heiß, schwül und bedrückend, wie es kurz vor dem Regen immer ist. Diesmal ging ich wieder bis zu Mai-inis Stadt, fand aber keine Spuren von Elefanten; da sich Regen ankündigte, trat ich den Rückweg an. An den Abenden war es ein herrlicher Anblick, die Wildherden zum Trinken herabkommen zu sehen. Bei kühlerem Wetter hätten die meisten dieser Tiere den schützenden Schleier der Nacht abgewartet, bevor sie sich an den Fluss gewagt hätten, aber die intensive Hitze ließ sie ihre gewohnte Vorsicht vergessen. Jeden Abend, von etwa fünf Uhr bis zur Dämmerung, war fast ständig Wild irgendeiner Art in Sicht – Büffel, Impalas, Kudus, Letschwes, Riedböcke, Streifengnus, Tsessebes und Wildschweine waren die häufigsten Arten; daneben waren auch Rappen- und Pferdeantilopen, Zebras und gelegentlich eine Giraffe oder eine Elenantilope zu sehen. Am Tag bevor ich Mai-ini erreichte, war es den Eingeborenen gelungen, ein fettes Nilpferd zu harpunieren, und von meinem Lager aus konnte ich sie die ganze Nacht hindurch singen und tanzen hören, während sie schmausten.

Während dieser Reise schoss ich einen Elefanten, einen jungen Bullen, den ich allein stehend in einem Schilfbett fand, und verwundete einen weiteren. Letzterer gehörte zu einer Herde, die ich etwa zwei Meilen von meinem Lager entfernt am Fluss schreien und trinken hörte. Da es eine recht klare Mondnacht war, beschloss ich, einen Versuch zu wagen, da ich wusste, dass ich in meinem geschwächten Zustand am folgenden Tag kaum eine Chance gehabt hätte, sie einzuholen. Auf meinem Weg zu den Elefanten stieß ich auf eine Herde Giraffen; sie ließen mich im Mondschein ganz nah an sich herankommen, bevor sie erschraken. Ich sah auch drei Tiere von mir wegtrabend, die entweder Löwen oder Hyänen waren. Schließlich erreichte ich die Elefanten, nachdem ich zuvor zwei tiefe Lagunen durchwatet hatte. Die Tiere fraßen gerade in einem kleinen Buschfleck, wobei sie kleine Bäume umrissen und Äste in alle Richtungen abbrachen. Ich schlich mich ganz nah an ein Tier heran, das direkt am Rand des Gebüsches fraß, und feuerte mit meinem großen Einzellader hinter das Schulterblatt. Obwohl der Mond hell schien, konnte ich das Visier überhaupt nicht sehen, fühlte mich aber so nah, dass ich sicher war, das Tier zu erlegen. Das geschah jedoch nicht, und ich konnte auch keine Blutspuren finden, als ich am nächsten Morgen wiederkam. Eine Nacht, als ich auf dem Rückweg zu den Wagen war, schliefen wir am letzten Wasserloch im Bett des Sunta, das wir erst bei Einbruch der Dämmerung erreichten. Wir waren alle völlig erschöpft, nachdem wir einen langen Marsch in der intensiven Hitze hinter uns hatten; meine Kaffern bauten daher keine

Scherm und sammelten, da es so heiß war, nur sehr wenig Brennholz. Bald nach Einbruch der Dunkelheit hörte ich ein Löwenrudel in der Ferne brüllen; bald brüllten sie wieder, offensichtlich näher; dann wieder und wieder, wobei sie stetig näher kamen, bis kein Zweifel mehr bestand, dass sie zum Trinken an das Wasserloch kamen, ganz in der Nähe unseres Lagers. Die Nacht war stockfinster, da der Himmel bedeckt war und der Mond erst spät aufging. Schließlich erreichten die Löwen das Wasser direkt unter uns, nachdem sie seit dem ersten Mal, als wir sie hörten, in Abständen von etwa zehn Minuten gewaltig gebrüllt hatten. Der Lärm, den sie machten, war wahrlich entsetzlich; da unser Lager genau oben auf einem steilen Ufer lag, unter dem sich das Wasserloch befand, konnten wir nicht mehr als fünfzehn Yards von ihnen entfernt gewesen sein. Wir hatten kaum Feuer, und da wir von Buschwerk umgeben waren, warf das Wenige, was wir hatten, kein Licht auf das Wasser, sodass ich nicht glaube, dass die Löwen eine Ahnung von unserer unmittelbaren Nähe hatten. Als sie tranken, konnten wir sie ganz deutlich das Wasser auflecken hören. Sie brüllten dreimal direkt unter uns, bevor sie wieder abzogen. Einer fing an, dann fiel ein zweiter ein, dann ein dritter, und in dem Moment, als sie alle gleichzeitig brüllten, war der Effekt höchst gewaltig, um nicht zu sagen furchteinflößend. Ich denke, es müssen vier von ihnen gewesen sein. Schon bei mehreren früheren Gelegenheiten habe ich Löwen sehr nah bei mir brüllen hören, aber niemals so nah wie bei dieser Gelegenheit. Sicherlich kann nichts ungerechter und irreführender sein, als die Stimme des Löwen mit dem Laut eines Straußes zu vergleichen, wie es Dr. Livingstone in seiner sehr einseitigen Beschreibung des erstgenannten Tieres tut. Das dröhnende Geräusch, das der Straußenhahn während der Paarungszeit macht, klingt aus einer Entfernung von fünfzig Yards sehr ähnlich wie das Brüllen eines Löwen aus drei Meilen Entfernung; aber *ceteris paribus* (unter sonst gleichen Bedingungen) sind die beiden Töne so verschieden voneinander wie die einer Konzertina und einer Kathedralorgel. Wie ich bereits an anderer Stelle in diesem Buch bemerkt habe, gibt es meines Erachtens keinen Laut in der Natur, der gewaltiger und zugleich ehrfurchtgebietender ist als das gemeinsame Brüllen mehrerer Löwen, wenn man es – wohlgemerkt – aus nächster Nähe hört.

Mitte November erreichte ich wieder die Wagen, und einige Tage später fiel zu unserer großen Freude endlich der lang ersehnte Regen. Es dauerte jedoch bis zum 4. Dezember, bis wir mit den Wagen den Aufbruch nach Süden wagen konnten. Bis zum Botletlie-Fluss kamen wir leicht genug voran, da nach den reichlichen Regenfällen jede Vley (Senke) voll Wasser war. Zwischen diesem Fluss und Bamangwato hätten wir jedoch fast wieder alle unsere Ochsen durch Durst verloren; tatsächlich mussten wir sie, nachdem sie so weit getreckt waren, wie es ohne Wasser ging, zum Fluss Luali an der Straße von Bamangwato zum Sambesi treiben, um einen Vorrat des lebensnotwendigen Elements zu erhalten. Schließlich erreichten wir jedoch, nachdem wir ein sehr elendes Weihnachtsfest ohne Nahrung oder Wasser verbracht hatten, wieder Bamangwato, wo uns die Händler, die an diesem fernen Außenposten der Zivilisation stationiert waren, mit wahrer Kaffernland-Gastfreundschaft empfingen.

Einige Tage später, da es notwendig war, dass ich das Eigentum des armen French seinen Testamentsvollstreckern auf den Diamantenfeldern übergab und eine eidesstattliche Erklärung über seinen Tod abgab, machte ich mich auf den Weg nach Süden. Ich treckte mit meinen Wagen bis nach Klerksdorp im Transvaal und nahm von dort den Reisewagen zu den Feldern. Das kalte Klima dieser Regionen im Vergleich zur wärmeren Luft des Inneren brachte das Fieber wieder zum Vorschein, das immer noch in meinem Körper lauerte. Ich litt zuerst an einer Reihe von Schüttelfrost-Anfällen und später, auf den Feldern, an einer Art von schwachem Fieber, das dort sehr verbreitet war. Es schwächte mich sehr, bis mich schließlich die unermüdliche Aufmerksamkeit und die sorgsame Pflege meiner teuren alten Freundinnen, Frau Frederick Barber und ihrer Tochter Frau

Alexander Bailie, retteten. Diesen beiden Damen schulde ich einen Dank, den ich, wenn das Leben lebenswert ist, niemals zurückzahlen kann.

Bis Ende März war ich so weit genesen, dass ich zu meinen Wagen in Klerksdorp zurückkehren konnte, und eine Woche später startete ich zu meiner achten und letzten Jagdreise in das ferne Innere.

ENDE 1879.

KAPITEL XXI

Flusspferd-Pfade – Nashörner – Schlechtes Gewehr – Wasserböcke – Schwieriges Gelände – Rappenantilope – Eingeborenendörfer – Feilschen – Lo Magondi – Webkunst der Eingeborenen – Reise mit Lo Magondi – Der Turako – Tümpel voller Nilpferde – Jagd auf Seekühe – Matabele – Aberglaube – Beaconsfield-Katarakte – Büffeljagd – Löwe bei Nacht

Es war meine Absicht gewesen, in diesem Jahr den Sambesi zu überqueren und zu versuchen, durch das Mashukulumbwe-Land zum oberen Kafukwe vorzudringen und von dort, wenn möglich, bis zum Bengweolo-See im Norden vorzustoßen. Diese ehrgeizigen Pläne wurden jedoch von Sir Owen Lanyon, dem Administrator des Transvaal, jäh zunichte gemacht, da er sich weigerte, mir „irgendwelche Waffen oder Munition jeglicher Art" zu bewilligen, um seine eigenen Worte in der Antwort auf meinen Brief zu zitieren. Eine Expedition zu beginnen, die sich aller Wahrscheinlichkeit nach über zwei Jahre erstreckt hätte, ohne einen guten Vorrat an Munition, wäre Wahnsinn gewesen. Da es jedoch notwendig war, das Innere zu besuchen und nach einigem Eigentum zu sehen, das ich vor dem Verlassen des Landes dort zurückgelassen hatte, entschloss ich mich, mich meinen Freunden, den Herren Collison, Jameson und Dr. Crook, auf einer Jagdreise in das Mashunaland anzuschließen.

Als ich Ende Mai das Matabele-Land erreichte, fand ich sie alle noch im Kraal des Königs vor, obwohl sie ungeduldig darauf brannten, zum Wild zu gelangen. Einige Tage später treckten wir alle gemeinsam in Richtung des Jagdgebiets los. Da mir der größte Teil des Landes, in dem wir während dieser Saison jagten, vertraut war und ich in anderen Teilen dieses Werkes bereits darüber berichtet habe, werde ich mich darauf beschränken, eine Erzählung von einer Reise zu Fuß zu geben, die Herr Jameson und ich zum Zusammenfluss der Flüsse Umfule und Umniati unternahmen – einem Punkt, der zuvor noch nie von einem Europäer besucht worden war. Ein Auszug daraus erschien in den *Proceedings of the Royal Geographical Society* vom Juni 1881.

Am 24. Juli 1880 verließen Herr J. S. Jameson und ich unsere Wagen, die am Ufer des Umfule-Flusses standen (nicht weit von der Stelle entfernt, die auf der Karte von Herrn Baines als „Constitution Hill" markiert ist), und brachen zu Fuß zu einem Ausflug in das „Fliegen"-Gebiet im Norden auf. Unsere Gruppe bestand aus uns selbst, einem kleinen Griqua-Jungen namens „Bokkie", der sich um das Kochen kümmerte und sich allgemein nützlich machte, sowie dreizehn Matabele- und Makalaka-Kaffern, die unsere Munition, Gewehre und Vorräte trugen. Die Ausrüstung von Herrn Jameson bestand aus einer doppelten 10er und einer doppelten .500er „Express", beide von Rigby und beides ganz ausgezeichnete Waffen; meine eigene aus einer einzelnen 10er (Whitworth-Züge) und einer einzelnen .450er „Express" – letztere von Gibbs aus Bristol.

Es war bereits spät am Tag, als wir aufbrachen. Als die Sonne schon tief am Himmel stand, erreichten wir einen schönen klaren Bach – einen Nebenfluss des Umfule, der

unterhalb eines Hügels fließt, den die Kaffern als „Intaba-go-umbundwan“ kennen und der etwa drei Stunden strammen Marsches von unseren Wagen entfernt liegt. Wir beschlossen, an seinen Ufern zu lagern, umso mehr, als wir nicht genau wussten, wie weit wir vom nächsten Bach oder vom Hauptfluss entfernt waren. Da wir kein Fleisch für das Abendessen hatten, nahm jeder von uns seine Gewehrträger, ließ die übrigen Kaffern das Lager errichten und ging in verschiedene Richtungen auf die Suche nach Wild. Gegen Sonnenuntergang kehrte ich mit einem Oribi-Bock zurück und fand Jameson bereits vor, der einen Riedbock erlegt hatte, dessen Nieren und Lende unter der Obhut von Bokkie bereits mit einem höchst appetitanregenden Zischen in unserer kleinen Bratpfanne brieten.

Am oben erwähnten Hügel beginnt das „Fliegen“-Gebiet und erstreckt sich ohne Unterbrechung nach Norden und Nordwesten bis hin zu den Ufern des Sambesi. Auf der östlichen Seite des Umfule gibt es noch ein großes Gebiet, das frei von der Tsetsefliege ist und sich bis zu den Bergen von Lo Magondi im Nordosten erstreckt.

Früh am folgenden Tag stießen wir auf den Hauptfluss und folgten seinem Lauf bis Sonnenuntergang. Unterwegs sahen wir viele Wasserböcke und die Spuren mehrerer Nashörner; da diese jedoch nur nachts zum Trinken an den Fluss kommen und während der Tageshitze in den Wäldern und Dickichten in beträchtlicher Entfernung vom Wasser bleiben, hat man kaum eine Chance, welche zu sehen, es sei denn, man folgt ihren Fährten. Wir trafen auch einige Matabele-Jäger, die gerade einen Wasserbock geschossen hatten; sie waren alle beladen mit den Häuten (in lange Streifen geschnitten und für Ochsenziemer getrocknet) von zwei Nilpferden, die sie, wie sie sagten, etwa einen Tagmarsch weiter flussabwärts geschossen hatten. Sie erzählten uns, dass wir das Land weiter vorne sehr gebirgig vorfinden würden.

1. Juli. — Wie die Kaffern vorhergesagt hatten, gerieten wir in ein sehr raues, hügeliges Gelände, durch das sich der Fluss in einer Folge von schäumenden Stromschnellen seinen Weg bahnte, über große Felsbrocken hinwegrauschend, die hier und da von großen, tiefen, stillen Teichen mit dunkelblauem Wasser unterbrochen wurden.

Diese Teiche müssen noch vor nicht allzu langer Zeit viele Nilpferdherden beherbergt haben, denn die breiten, gut ausgetretenen, doppelten Pfade dieser massigen Tiere (das Nilpferd bildet immer einen doppelten Pfad mit einem kleinen Rücken in der Mitte, da es seine Füße in parallelen Linien bewegt), die von einem Teich zum anderen führten – manchmal sehr steile und felsige Hänge hinauf und hinunter –, waren überall am Fluss zu finden. Die Nilpferde waren jedoch von der Bildfläche verschwunden und hatten sich in sicherere Rückzugsgebiete weiter flussabwärts begeben. An diesem Tag richteten wir ein trauriges Unheil mit einem schwarzen Nashorn an, das ich in einiger Entfernung vom Fluss, als wir einen Abhang hinuntergingen, etwa 100 Yards vor uns entdeckte, wie es sich langsam seinen Weg durch kurzes Buschwerk bahnte. Wir schlichen uns bald bis auf fünfzig Yards an es heran und warteten dann, bis es an uns vorbeikam. Als es fast gegenüber stand, hielt es mit der Schulter genau hinter einem Baum von etwa einem Fuß Durchmesser an; hier verharrte es einige Sekunden, machte dann einen weiteren Schritt und blieb erneut stehen, offensichtlich lauschend. Ich fürchtete, dass es Verdacht geschöpft hatte und jeden Moment herumdrehen könnte. Da jedoch genug von seiner Schulter hinter dem Baum hervorragte, um eine Kugel bis zum Herzen vordringen zu lassen, stieß ich Jameson an und feuerte – und traurigerweise traf ich den Baum, anstatt meine Kugel in seine Schulter zu setzen. Ich trieb auch meinen Freund zu einem übereilten Schuss, sodass er das Tier nur zu weit hinten traf, als es nach vorne sprang; faktisch verloren wir das Nashorn. Was wir sagten und welche Eide wir fluchten, steht glücklicherweise in keinem Buch der Chroniken geschrieben.

Dieser schändlich schlechte Schuss war, wie ich Grund zu der Annahme habe, nicht meine Schuld; denn nachdem ich noch ein paar weitere Fehlschläge fabriziert hatte, für die ich keine Erklärung fand, feuerte ich auf eine Zielscheibe und stellte fest, dass die Kugeln kreuz und quer einschlugen. Schließlich musste ich das Gewehr beiseitelegen und wieder zu einem alten greifen, das ich zu dessen Gunsten ausgemustert hatte – dabei hatte ich es gerade erst aus England erhalten und dies war tatsächlich sein erster Einsatz.

Bald nach diesem kleinen Zwischenfall stießen wir wieder auf den Fluss. Während wir uns unseren Weg über die großen Felsbrocken suchten, durch die er floss, stießen wir plötzlich auf eine kleine Herde Wasserböcke, die über eine Felsplatte auf eine buschige Insel direkt vor uns zuhielten. Hier bot sich eine weitere Chance für das Abendessen; wir feuerten beide, und ich stürzte meinen Bock von einem Stein ins Wasser. Doch nach wenigen Augenblicken erholte er sich, stürzte durch den Fluss und den anderen hinterher ins Dickicht. Jameson jedoch traf seinen an der richtigen Stelle; das Expansionsgeschoss zertrümmerte die Schulter und zerfetzte das Herz. Dennoch fiel das Tier nicht sofort, sondern raste noch etwa fünfzig Yards wahnsinnig vorwärts und hatte fast den schützenden Busch erreicht, bevor es zusammenbrach. Wir setzten zur Insel über, wo es lag, und folgten dann meinem Tier anhand der Blutspur; doch da es uns vom Weg abhielt und wir genug Fleisch hatten, ließen wir es zurück – vielleicht, damit es sich von seiner Wunde erholen könne, obwohl ich fürchte, dass das arme Tier wahrscheinlich Hyänen zum Opfer fiel.

Am folgenden Tag wechselten wir an das östliche Ufer des Flusses und mühten uns von Tagesanbruch bis zum Dunkelwerden durch eine Reihe der entnervendsten steinigen Hügel ab, die man sich nur vorstellen kann. Manchmal hielten wir uns vom Strom fern, um jenen Hängen auszuweichen, die steil zum Wasserrand abfielen und deren Flanken zu schroff waren, um Halt zu bieten. Den ganzen Tag über bekamen wir jedoch kein einziges Stück Wild zu Gesicht. In der Tat war das Gelände zu rau für alles außer Wasserböcken oder ein gelegentliches schwarzes Nashorn, die beide zerklüftete Hügel lieben; und selbst im Fluss stießen wir, obwohl wir frische Spuren von Nilpferden sahen, auf keines der Tiere selbst.

Gegen Abend erreichten wir eine große Hügelkette, die von Osten nach Westen verlief und den Umfule im rechten Winkel schnitt. Wir gerieten in ein wahres Labyrinth aus felsigen Schluchten und Klammen, durch die wir uns bis Sonnenuntergang quälten, um schließlich am Ufer eines kleinen Baches in einiger Entfernung vom Hauptfluss zu lagern.

An jenem Abend besprachen wir die Lage. Wir schienen in ein Land zu geraten, das von Tag zu Tag unwegsamer und mühseliger wurde, und je weiter wir vordrangen, desto seltener schien das Wild zu werden. Dies war die wichtigste Überlegung von allen, denn unsere Kaffern waren für ihre tägliche Nahrung gänzlich auf unsere Gewehre angewiesen, und wir selbst hatten nur einen sehr kleinen Vorrat an Reis und Mehl.

Weder wir noch unsere Kaffern wussten etwas über das Land, sodass eine Richtung so gut wie die andere war – immer mit Ausnahme des Weges, den wir gekommen waren. Da wir bei der Abfahrt von den Wagen gesagt hatten, wir würden mindestens einen Monat wegbleiben, konnten wir uns aus lauter Scham nicht nach einer Woche zurückziehen und sagen, wir seien aus der Wildnis vertrieben worden, weil wir unfähig gewesen seien, Nahrung zu beschaffen – wir, die wir so viele Jahre lang stets von unseren Gewehren gelebt hatten und selten hungrig ausgegangen waren.

Schließlich entschlossen wir uns, nach Osten entlang der bereits erwähnten Hügelkette zu halten und schließlich, wenn möglich, den Hanyane zu erreichen und ihm flussabwärts bis zur portugiesischen Stadt Zumbo am Sambesi zu folgen. Nachdem wir etwa drei Stunden

stetig marschiert waren, erblickten wir endlich eine kleine Herde Rappenantilopen, die zu einem Bach hinabzogen, der durch eine grasbewachsene Lichtung direkt vor uns floss. Mit etwas Vorsicht gelang es uns, unbemerkt in das Bett des Baches zu gelangen, von wo aus ein vorsichtiges Anschleichen uns bald in Reichweite der noch ahnungslosen Herde brachte. Jameson feuerte und streckte eine prächtige Kuh nieder. Wieder einmal waren alle düsteren Gedanken an eine mögliche Hungersnot verflogen; und da wir Holz, Wasser und Fleisch hatten, machten wir uns sogleich an eine herzhafte Mahlzeit, woraufhin wir erneut nach Osten aufbrachen.

Den ganzen Tag über stießen wir auf große Mengen an Elefantenfährten, aber ach! alle waren viel zu alt, um uns von Nutzen zu sein. Eine Herde, die weniger als einen Monat vor uns dort gewesen sein musste, hatte den Boden über viele Hektar buchstäblich mit abgebrochenen Ästen übersät und von jedem zweiten Machabel-Baum die Rinde abgeschält (die Rinde und Blätter dieses Baumes sind in diesem Teil des Landes die Lieblingsspeise des Elefanten). Kurz vor Sonnenuntergang stießen wir auf einen schönen Strom mit herrlich klarem Wasser, das über ein felsiges Bett plätscherte, und folgten ihm in eine tiefe Schlucht zwischen den Hügeln. Während wir uns unseren Weg entlang der steilen Wand dieser Schlucht suchten, brach ein Wasserbock-Bulle aus dem Schilf unter uns hervor und jagte den Hügel auf der gegenüberliegenden Seite der Klamm hinauf. Ich feuerte und verfehlte ihn mit dem ersten Schuss, streckte ihn aber mit dem zweiten nieder. Hier lagerten wir für die Nacht, um das Fleisch bestmöglich zu verwerten, da Wild weiterhin sehr rar zu sein schien. Während der Nacht fiel ein leichter Nieselregen.

1. Juli. — Wir bahnten uns unseren Weg durch die Schlucht in ein offenes, sumpfiges Tal zwischen zwei Hügelketten. Nach einem Kampf durch eine immense Vley mit langem, nassem Gras stießen wir auf einen Kaffernpfad, dem wir zu folgen beschlossen; wir dachten, er würde uns ziemlich sicher zu einem Kraal führen, wo die Leute uns Informationen über das vor uns liegende Land geben könnten. Wie wir vermutet hatten, brachte uns ein dreistündiger stetiger Marsch zu einigen alten Maisfeldern und verlassenen Kaffernhütten, und gleich hinter dem nächsten Bergrücken stießen wir auf einen kleinen Kraal. Wir stellten fest, dass es sich um eines der Außenposten-Dörfer von Lo Magondi handelte – jener erhabenen Persönlichkeit, einem kleinen Mashuna-Häuptling, der sein Leben und sein Eigentum der Laune des Matabele-Königs Lobengula verdankte.

Als sie feststellten, dass unsere Kaffern Fleisch hatten, das sie gegen Mehl, Erdnüsse usw. zu tauschen bereit waren, strömten die Dorfbewohner bald in unser Lager, in der Absicht, Handel zu treiben. Da sie einer rein pflanzlichen Nahrung überdrüssig waren und unsere Jungs ebenso genug vom Fleisch hatten, war der Austausch sehr lebhaft.

Die Frauen brachten die Erzeugnisse ihrer Gärten meist selbst in sehr kleinen Körben oder Holztellern herab. Sie setzten sich dann in einiger Entfernung von uns nieder und gaben sie einem männlichen Freund, damit dieser sie für sie verkaufe, wobei sie jedoch das ganze Geschäft scharf im Auge behielten und das Feilschen mit niemals ermüdender Zunge unterstützten oder behinderten.

Alles in allem war es eine lärmende und amüsante Szene: die Bauart der Hütten und Kornspeicher, die zahmen Tauben, die in den öffentlichen Taubenschlag (von den Portugiesen übernommen und in jedem Kraal entlang des Sambesi zu finden) ein- und ausflogen; die Waffen und die Kleidung der Männer sowie die wunderbare Art und Weise, wie einige von ihnen ihr Haar frisiert und aufgemacht hatten – all das rief mir einen Banyai-Kraal an den Ufern des Sambesi ins Gedächtnis, einem Stamm, dem diese Leute zweifellos angehören.

Schließlich waren der Lärm und der Trubel vorbei; unsere Jungs hatten ihr ganzes Fleisch verkauft und einen ordentlichen Vorrat an Mehl und Mais erhalten. Dennoch waren sie nicht zufrieden, sondern versuchten nun, die Mädchen zu beschwatzen, ihnen noch etwas Essbares zu schenken. Soweit ich sehen konnte, waren diese Töchter Evas jedoch immun gegen alle Schmeicheleien, egal wie feinfühlig oder dick sie aufgetragen wurden. Meiner Erfahrung nach sind alle Kaffern in einer Sache gleich, wie sehr sie sich auch in anderen Einzelheiten unterscheiden mögen: Sie geben nichts für umsonst und so wenig wie möglich für einen Groschen.

Wir ließen uns nun von einem Jungen den Weg zum Kraal des Häuptlings zeigen. Der Pfad dorthin führte uns durch ein weiteres Dorf und über ein weites Stück kultivierten Landes. Die Leute schienen sehr fleißig zu sein und bauten große Mengen Kaffernkorn, Mais, Erdnüsse und einige Süßkartoffeln an. Sie hatten Unmengen an pflanzlicher Nahrung und viel Bier; wonach sie sich am meisten zu sehnen schienen, war eine ordentliche Mahlzeit Fleisch, wenn möglich fett – aber Fleisch in jeder Form, ob fett, mager, frisch oder stinkend, war für sie offensichtlich der begehrteste Luxus.

Wir fanden den alten Lo Magondi in einem kleinen Dorf vor, das anscheinend nur von seinen eigenen Frauen und ein paar Vertrauten bewohnt wurde und auf dem Gipfel eines sehr steilen Hügels thronte.

Als wir oben ankamen, saß der alte Kerl mit einigen seiner Söhne und ein, zwei Beratern auf einer Bastmatte, einen riesigen Topf Bier vor sich. Da ich zwei Jahre zuvor, 1878, einer seiner anderen Städte einen Besuch abgestattet hatte und er selbst auch etwas Elfenbein zum Verkauf an unsere Wagen am Umfule gebracht hatte, erinnerte er sich bald an mich, bot uns sogleich Bier und Erdnüsse an und gab sich sehr freundlich. Er war sehr enttäuscht zu erfahren, dass wir keine Handelswaren bei uns hatten, und bettelte inständig um ein Hemd – wie er sagte, um zu zeigen, dass weiße Männer ihn besucht hätten.

In diesem kleinen Kraal bemerkten wir einen Mann, der eine Decke auf einem einheimischen Handwebstuhl aus einheimischer Baumwolle webte. Es schien eine sehr langsame Arbeit zu sein, und nach dem Fortschritt zu urteilen, den er machte, während wir dort waren, muss er mindestens einen Monat gebraucht haben, um sie fertigzustellen. Wir sahen auch, dass sie einige Baumwollbüsche in der Nähe der Hütten gepflanzt und mit einer Hecke eingefriedet hatten.

Später, als wir am unteren Umniati waren, bemerkte ich, dass in jedem Banyai-Kraal, den wir besuchten, die Leute einige Baumwollbüsche in der Nähe ihrer Dörfer gepflanzt und eingezäunt hatten. Auf Befragen gab uns der alte Lo Magondi folgende Auskunft: Dass es jetzt keine Portugiesen mehr in Zumbo gäbe, oder Mandombi, wie die Eingeborenen es nennen; dass wir am Hanyane kein Wild finden würden, da dort sehr viele Kaffern zwischen seinen Kraals und dem Sambesi lebten; und schließlich, dass er uns viele Nilpferde zeigen und seinen Gott befragen würde, um herauszufinden, wo die Elefanten seien, wenn wir mit ihm zum unteren Teil des Umfule gingen. Er erklärte zudem bestimmt, dass der Umfule in den Umniati fließe, nicht viele Tagesreisen unterhalb der Stelle, wo wir die Seekühe finden würden. Diese letzte Aussage ließ uns den Entschluss fassen, den Hanyane aufzugeben und dem Umfule bis zu seinem Zusammenfluss mit dem Umniati zu folgen, um diese Tatsache festzustellen; denn auf allen bisher veröffentlichten Karten von Südafrika ist der Umfule so eingezeichnet, dass er etwa auf halbem Weg zwischen dem Umniati und dem Hanyane in den Sambesi fließt.

An jenem Abend schickte uns Lo Magondi einen Teller „Pogo“ (Brei) und einen Streifen Seekuh-Fett, etwa zwei Zoll dick, was, wie er sagte, zeigen sollte, wie fett sein Vieh sei. Es

stank jedoch und war für uns unbrauchbar, obwohl unsere Jungs es mit großem Genuss verzehrten.

Am nächsten Morgen fanden wir es trotz des Versprechens des alten Kerls vom Vorabend, früh aufzubrechen, sehr schwierig, ihn in Bewegung zu setzen. Schließlich trat er jedoch reisefertig heraus. Er trug einen breitkrempigen Strohhut und ein buntes portugiesisches Tuch, das um seine Lenden gebunden war und wie ein Rock ringsherum bis zum Boden hing. Über der linken Schulter trug er ein starkes 10er Vorderladergewehr, ein Geschenk von Lobengula, wie er mir sagte, und in seiner rechten Hand eine Streitaxt, deren Griff und Klinge vollständig aus einheimischem Mashuna-Eisen gefertigt waren.

An diesem Tag hatten wir eine kurze, aber recht mühsame Reise durch ein sehr raues Hügelland, wobei wir eine sehr hohe und steile Kette überquerten. Wir hielten stets einen allgemeinen Kurs nach Nordwesten und folgten einem gut ausgetretenen Fußpfad zu einem weiteren Dorf von Lo Magondi, das wir gegen vier Uhr nachmittags erreichten. In jener Nacht veranstalteten die Dorfbewohner einen Tanz zu Ehren des Besuchs ihres Häuptlings und in Erwartung des Festmahls, das sie sich erhofften, sollten wir bei den Nilpferden erfolgreich sein.

Das infernalische und monotone Trommeln (das, als ich auf der anderen Seite des Sambesi war, allein von mir im Laufe von sechs Monaten genug Flüche hervorlockte, um die Seelen von mindestens fünfzig Männern zu gefährden) wurde mit der üblichen Begleitung aus misstönendem Gebrüll und Händeklatschen bis weit in die Nacht hinein fortgesetzt. Bei all diesen Vorführungen, die ich gesehen habe, tanzen nur die Männer, während die Frauen und Mädchen im Kreis stehen, in die Hände klatschen und singen. Unsere Jungs gingen natürlich alle hin und machten bei dem Spaß mit.

Am folgenden Tag hätten wir leicht weiterziehen und die Teiche erreichen können, in denen unser Führer die Nilpferde erwartete, aber er zog es vor, ein paar Meilen diesseits zu schlafen, genau dort, wo ein Nebenfluss in den Umfule mündete, damit wir den ganzen Tag vor uns hätten. Seit wir Lo Magondi verlassen hatten, hatten wir sehr wenig Wild gesehen – eigentlich nichts außer ein paar Wasserböcken. Am Morgen hatte ich einen prächtigen Bullen angeschossen, ihn aber verloren, obwohl ich der Blutspur lange folgte. Wenig später hatte Jameson jedoch eine Kuh derselben Art erlegt, sodass wir Fleisch hatten, obwohl der Wasserbock aus kulinarischer Sicht die am wenigsten geschätzte Antilope im Land ist.

1. Juli. — Wir brachen am Flussufer auf, in der großen Hoffnung, bald auf Nilpferde zu stoßen, denn am vorangegangenen Abend hatten wir bereits reichlich Zeichen gesehen, dass sie vor kurzem dort gewesen waren. Im Laufe einer Stunde passierten wir einige prächtige Teiche, mehrere hundert Yards lang, breit und scheinbar sehr tief, denn das Wasser sah dunkelblau aus. Aufgrund der frischen Fährten und des Dungs auf dem breiten Fußpfad, den die Nilpferde entlang des Flussufers angelegt hatten, erwarteten wir jeden Augenblick, welche zu sehen oder zu hören. Hier sah ich zum ersten Mal den wunderschönen Lory oder Turako (*Corythaix porphyreolophus*). Diese Vögel mit ihren leuchtend scharlachroten Flügeln, dem dunkelviolett-grünen Körper, den Schopfköpfen und dem lauten Ruf „Glock, glock, glock“ müssen überall, wo man sie trifft, sofort Aufmerksamkeit erregen. Auch wunderschöne grüne Tauben (*Treron delalandii*) flogen in Schwärmen von Baum zu Baum, während wir vorrückten.

Schließlich erreichten wir gegen neun Uhr den Teich, in dem sich die ahnungslosen Nilpferde befanden. Wir stießen plötzlich auf sie; sie lagen alle träge an der Wasseroberfläche, nicht mehr als dreißig Yards vom Ufer entfernt. Als wir uns näherten,

schienen sie völlig arglos gegenüber jeder Gefahr zu sein, spitzten nur ihre kleinen Ohren und hoben ihre Köpfe höher aus dem Wasser. Jameson eröffnete den Reigen, indem er eine große Kuh mit einem 10er Geschoss direkt vorne am Kopf traf.

Im Nu war jeder Kopf verschwunden, und nach wenigen Augenblicken hatte sich das sprudelnde Wasser beruhigt; jede Kräuselung auf der Oberfläche des Teichs war verflogen. Wir wussten jedoch, dass sie wieder auftauchen mussten, und bereiteten uns darauf vor, sie zu empfangen. Jameson bewachte das obere Ende des Teichs, und ich lief zum unteren Ende; wann immer ein Kopf erschien, begrüßte ihn der eine oder der andere von uns mit einer Kugel. Eine Zeit lang ging es Schlag auf Schlag, und bald wurde klar, dass nur noch sehr wenige Seekühe übrig waren, auf die man schießen konnte. Die Herde hatte ursprünglich aus sieben Tieren bestanden – einem großen Bullen, vier Kühen und zwei halbwüchsigen Kälbern. Nun aber waren der Bulle und drei der Kühe tot, die vierte war verwundet, und nur die zwei Kälber blieben unversehrt, um von der schrecklichen Vernichtung zu zeugen, die über ihre Familie hereingebrochen war. Gegen Mittag trieben die zwei zuerst erlegten an die Wasseroberfläche, und etwas später kamen auch die anderen beiden herauf. Ich sollte hier erwähnen, dass ein Nilpferd, wenn es getötet wird, auf den Grund sinkt und der Kadaver erst nach drei bis sechs Stunden an die Oberfläche steigt; bei kaltem Wetter und wenn das Tier in schlechtem Zustand ist, bleibt es oft noch viel länger unten. Der alte Bulle war in sehr schlechter Verfassung, aber die Kühe waren außerordentlich fett; in der Tat waren ihre ganzen Körper, als die Haut in großen Quadraten abgezogen wurde, von der Schulter bis zum Bürzel mit einer Schicht weißem Fett bedeckt, die zwischen einem halben und zwei Zoll dick war. Die alte Kuh, die noch lebte, war nun äußerst scheu und bot nur sehr schlechte Gelegenheiten für einen Schuss, da sie jeweils fünf bis zehn Minuten unter Wasser blieb; und wenn sie zum Luftholen hochkam, entblößte sie nur einen kleinen Teil des Kopfes für gerade einmal ein, zwei Sekunden, was keine Zeit für ein ruhiges Zielen ließ. Wenn sie nicht verwundet gewesen wäre, hätten wir sie in Ruhe gelassen, aber wir konnten beim Auftauchen zwei weiße Einschussmarken an ihr sehen, eine durch die Nase und die andere etwas hinter dem Ohr. Zu diesem Zeitpunkt waren die toten Seekühe an das Ende des Teichs getrieben, und all unsere Jungs sowie Lo Magondis Gefolgsleute waren eifrig dabei, das Fleisch zu zerlegen. Gegen Abend überquerte ich den Fluss an einer Stelle, wo er in mehreren Kanälen durch die Felsen und Steine am Fuße des Teichs floss, um zu versuchen, die noch überlebende Kuh zu überlisten. Ich wartete, bis sie abtauchte, lief vorwärts und nahm eine Position so nah wie möglich an der Stelle ein, an der sie zuletzt erschienen war. Ich beobachtete sie dann eine Zeit lang und stellte fest, dass sie immer wieder fast an derselben Stelle auftauchte. Ich visierte die Stelle mit meinem Gewehr an, und als sie das nächste Mal hochkam, brachte ich das Visier genau unter ihr Ohr und drückte so schnell wie möglich ab. Ich hörte die Kugel einschlagen und sah, dass ich sie getötet hatte; denn nachdem sie ihren Kopf noch ein-, zweimal in kurzen Abständen und offensichtlich mit großer Mühe gehoben hatte, gelang es ihr zuletzt nur noch, die Schnauze über Wasser zu bringen, und dann sank sie für immer zur Ruhe. Dieses Nilpferd war eine große Kuh und, wie die anderen, sehr fett. Ich schoss sie mit einer einzelnen .450er Express von George Gibbs aus Bristol, wobei ich ein gewöhnliches Express-Geschoss verwendete, dessen Hohlraum mit einem Pflock aus weichem Holz verschlossen war, und das nur mit 1,2 Drachmen Pulver geladen war. Bei der Untersuchung stellten wir fest, dass ich sie genau unterhalb und an der Wurzel des Ohrs getroffen hatte, und das massive Ende des Geschosses war entweder bis zum Gehirn vorgedrungen oder hatte Knochensplitter hineingetrieben. Ich halte dies für eine wunderbare Leistung für ein .450er Express-Gewehr; mit einem Vollmantelgeschoss wäre es nichts Besonderes gewesen, aber ich verwendete das gewöhnliche kleine Hohlgeschoss. Man kann Herrn Gibbs' bewundernswertes kleines Metford-Express-Gewehr nicht genug loben; mit derselben kleinen Waffe, von der ich jetzt spreche, hatte ich im

vorangegangenen Juni zwei schwarze Nashörner mit jeweils einem einzigen Hohlgeschoss erlegt, sowie drei große, ausgewachsene Löwen mit vier Kugeln.

Die Jagd auf Seekühe ist ein Sport, aus dem ich mir sehr wenig mache. Erstens ist es normalerweise so schwierig, das Ergebnis des Schusses zu kennen, und wenn man das Tier erlegt, muss man mehrere Stunden warten, bevor man es bergen kann. In einem großen Fluss wie dem Sambesi, wo man aus einem Kanu schießen muss und die Seekühe weit flussauf- oder abwärts fliehen oder, wie sie es manchmal tun, das Boot angreifen können, erfordert dieser Sport außerordentliches Geschick und Schnelligkeit beim Schießen und ist manchmal mit einer gewissen Gefahr verbunden. In einem kleinen Fluss wie dem Umfule jedoch, wo die armen Tiere in einem vergleichsweise schmalen Teich gefangen sind, aus dem es kein Entkommen gibt, bis die Nacht ihre Bewegungen verbirgt, und wo die Erfordernisse der Natur sie ständig zwingen, sich zu zeigen, wenn sie die Köpfe zum Atmen heben, fühlt man, dass sie zu sehr im Nachteil sind; und nachdem die Aufregung der ersten Schüsse verfliegt, verliert der Sport bald seinen Reiz.

In diesem Fall muss ich jedoch gestehen, dass sowohl Jameson als auch ich den Spaß genossen, solange er anhielt. Als wir Lo Magondi, nachdem wir drei erlegt hatten, fragten, ob wir nicht genug Fleisch hätten, gab er uns zu verstehen, dass er genug Leute habe, um zwanzig Nilpferde zu verspeisen, und bat uns, den Rest zu töten; so bestand zumindest keine Gefahr, dass das Fleisch verschwendet würde. Wir hatten die Genugtuung zu wissen, dass das Abschlachten dieser Kreaturen den Herzen dieser armen, aber gefräßigen Heiden mehr Freude bereiten würde als alle Traktate und Bibeln, die jemals zu ihrem Nutzen veröffentlicht wurden. Den folgenden Tag widmeten wir dem Zerschneiden und Trocknen des Fleisches. Lo Magondi sandte Boten in seine Städte, um die Leute zur Hilfe zu rufen und sie anzuweisen, Mehl, Erdnüsse usw. mitzubringen. Ich gab ihm drei der Seekühe im Ganzen, und darüber hinaus kauften seine Leute unseren Jungs alle magereren Teile der anderen beiden gegen Mehl und Erdnüsse ab. Wir schwelgten nun in vergleichsweiseem Luxus; das frische Seekuhfleisch war wirklich köstlich, sehr reich im Geschmack und zudem zart und saftig – die Menge, die wir davon verzehrten, war wahrlich erstaunlich. Es gelang uns auch, zwei große Kalebassen voll weichen, weißen Schmalzes auszuschmelzen, was uns mit fettigen „Cookies“ (ungesäuerte Fladen aus Mehl und Wasser, in Fett gebacken) versorgte, bis wir wieder bei den Wagen waren. Während ich mich um die Verteilung des Fleisches kümmerte, machte Jameson einen Spaziergang flussaufwärts, und kurz darauf hörte ich ihn schießen.

Als er zurückkehrte, erzählte er mir, er habe einen riesigen alten Nilpferdbullen gefunden, der hoch und trocken auf einer Insel in der Mitte des Flusses lag. Da er ein schönes Paar Zähne wollte, habe er auf ihn gefeuert, woraufhin das Tier in den Fluss gesprungen und auf die andere Seite der Insel gelangt sei, wo es außer Sicht blieb. Er hatte auch ein großes Krokodil geschossen, das ins Wasser gestürzt war und sich offenbar in seinem Todeskampf wand. Ich riet ihm jedoch, der Sache nicht weiter nachzugehen, da die Matabele in Bezug auf dieses Tier sehr abergläubisch sind. Sie glauben, dass jeder, der im Besitz seiner Leber ist, andere Menschen verhexen und allgemein den Teufel spielen kann; und es war mehr als wahrscheinlich, dass der König, sollte er hören, dass unsere Gruppe eines getötet hatte, unseren Jungs Schwierigkeiten bereiten würde, indem er sie beschuldigte, die Leber für okkulte Zwecke aufbewahrt zu haben.

Obwohl Lo Magondi's Leute es besser gewusst haben müssen, erklärten sie alle, dass der Umniati-Fluss drei harte Tagesreisen zu Fuß westlich von unserem jetzigen Standort liege. Ich glaubte ihnen nicht; und da es ratsam war, unser Hauptlager noch einige Tage am selben Ort zu lassen, um einen guten Vorrat an fettem Fleisch gründlich zu trocknen, schlug ich Jameson vor, dass wir jeder eine Erkundungstour in verschiedene Richtungen unternehmen sollten, um das Land auszukundschaften. Jeder sollte seine eigenen Jungs

mitnehmen und einige zur Bewachung des Lagers zurücklassen. Diesen Plan setzten wir um; so verabschiedeten wir uns am 2. August für kurze Zeit, nahmen Vorräte für vier Tage mit und schlugen unterschiedliche Wege ein. Mein Freund hielt auf einen Bach zu, von dem Lo Magondi ihm erzählt hatte, dass er im Südwesten liege und wo er wahrscheinlich auf Büffel stoßen würde; ich hielt mich ziemlich genau nach Westen, fest entschlossen, den Umniati zu erreichen, bevor ich umkehrte. Zuerst folgte ich dem Flussufer in der Absicht, an einer Stelle zu überqueren, von der Lo Magondi mir erzählt hatte, dass es dort einen Wasserfall gäbe. An einem Teich etwa zwei Meilen unterhalb unseres Lagers stieß ich auf die zwei jungen Nilpferde, die Überlebenden der Herde, die wir beinahe vernichtet hatten, und die – wie ich zu erwähnen vergaß – ihre Flucht erfolgreich angetreten hatten, sobald die Dunkelheit eingebrochen war. Ich behelligte sie nicht, sondern ging weiter, bis ich die Fälle erreichte. Der Fluss fließt hier in drei Armen über und zwischen riesigen Granitblöcken, insgesamt gut 300 Yards breit. Wenn er durch schwere Regenfälle angeschwollen ist, müssen sich diese Ströme zu einer einzigen breiten Fläche siedender Katarakte vereinen, die über ein Bett aus solidem Fels schäumen; zu solchen Zeiten muss es ein grandioser und furchteinflößender Anblick sein. Es gibt drei kleine Absätze, die jedoch unbedeutend sind; der höchste liegt auf der östlichen Seite und stürzt in ein tiefes Loch, das das Wasser in den Fels gewaschen hat. Diese Fälle taufte Jameson später „Beaconsfield Cataracts“ – nicht etwa, weil ihr Aussehen sie dazu berechtigte, nach einem so bedeutenden Mann benannt zu werden, sondern einfach, um seine Wertschätzung für das Genie dieses fähigen Staatsmannes auszudrücken.

Nachdem ich den Fluss überquert hatte, geriet ich in eine Reihe steiler, steiniger Hügel, gelangte aber, indem ich stetig nach Westen hielt, allmählich in weniger zerklüftetes Gelände. Während des Tages hatte ich viele alte Büffelfährten gesehen und stieß kurz vor Sonnenuntergang auf die Spuren einer Herde, die ich für frisch hielt, aber bald feststellte, dass sie vom Vorabend stammten. Da ich vor dem Lagern Wasser brauchte, folgte ich der Fährte zu einem ziemlich schlammigen Loch im Bett einer tiefen Schlucht und schlug dort mein Lager auf. Am nächsten Morgen war ich früh auf den Beinen und hielt mich weiterhin nach Westen, wobei ich viele Büffelfährten kreuzte, die erst ein oder zwei Tage alt waren, sowie die Spuren mehrerer schwarzer Nashörner (in diesem Teil des Landes gibt es keine weißen). Gegen neun Uhr sah ich vom Ausläufer einer Hügelkette aus den Umniati-Fluss direkt unter mir fließen und einen Kaffern-Kraal, der auf dem Gipfel eines Hügels dahinter thronte. Soviel zu den Informationen der Eingeborenen: Anstatt drei Tagesreisen von unserem Lager entfernt zu sein, war der Umniati letztlich kaum fünfundzwanzig Meilen in der Luftlinie entfernt.

Während ich diese Überlegung anstellte, sah ich unter mir drei alte Büffelbullen am Rand des kurzen, dichten Busches, mit dem der Hang bedeckt war; sie hatten uns unglücklicherweise sprechen gehört und stürzten ins Dickicht davon. Mit April, meinem Gewehrträger, dicht hinter mir, rannte ich ihnen nach, konnte aber keinen Schuss abgeben. Da ich beim Rennen die frischen Fährten einer großen Herde bemerkt hatte, kehrte ich zu diesen zurück, da ich es für besser hielt, ihnen zu folgen als den drei alten Bullen, die, bereits alarmiert, all ihre Sinne beisammen hatten. Ich kochte mir erst eine Tasse Tee, aß einen Streifen gebratenes Seekuhfleisch und nahm dann die Fährte auf. Obwohl sie wie frisch gemalt aussah, stellten wir fest, dass die Büffel hier am vorangegangenen Nachmittag auf ihrem Weg zum Wasser vorbeigekommen waren. So mussten wir erst all ihren Umwegen hinunter zu einem kleinen Nebenfluss des Umniati folgen, bevor wir auf ihre ganz frischen Spuren stießen. Obwohl wir hartnäckig dranblieben, war es fast Sonnenuntergang, bevor wir die Herde endlich sichteten. Sie hatten sich bereits von den Plätzen erhoben, an denen sie während der Tageshitze gelegen hatten, und zogen nun langsam in einer lockeren Linie durch den Busch; es müssen fünfzig oder sechzig Tiere gewesen sein. Unter der Vorsicht, gut unter dem Wind zu bleiben, gelangte ich nach vielem Bücken und Kriechen auf die Höhe der vordersten

Tiere, ließ mich dann auf die Knie nieder und schlich nah an die noch ahnungslose Herde heran. Der mir am nächsten stehende Büffel war ein Bulle mit einem recht schönen Kopf; da er fast mit dem Rücken zu mir stand, setzte ich ihm eine Kugel aus meiner 10er direkt hinter die Rippen, wobei ich schräg nach vorne zielte, damit das Geschoss beide Lungen durchbohren konnte. Wie der Blitz wirbelte die Herde herum und raste in wahnsinnigem Schrecken davon. Ich folgte ihnen so schnell ich konnte, beide Gewehrträger dicht auf den Fersen.

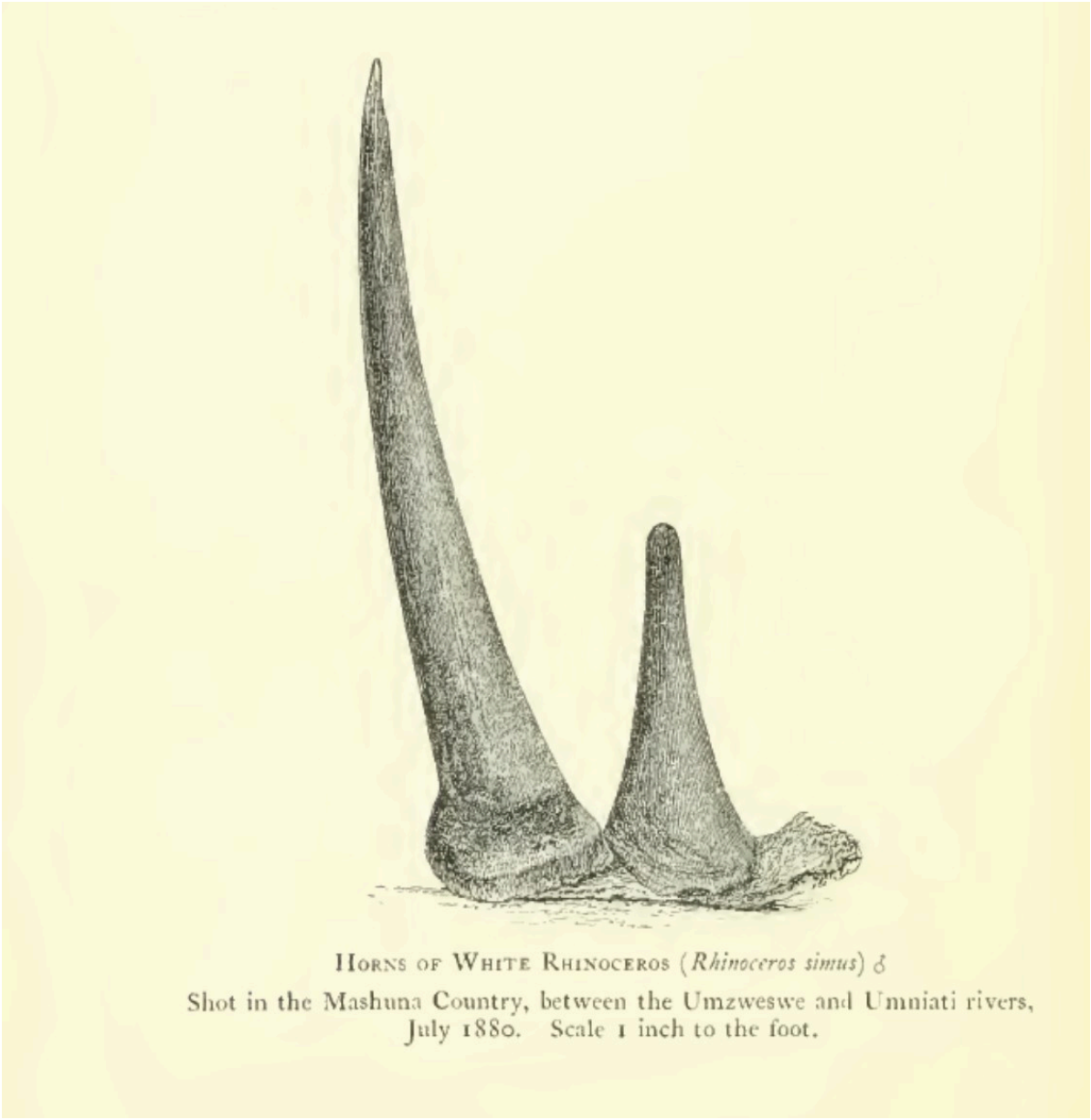
Nachdem ich etwa 400 Yards gerannt war, fiel mein Bulle tot um. Dann drehte sich die Herde um und blickte in meine Richtung; ich traf eine Kuh mit meiner Express direkt in die Brust und jagte einem Bullen einen weiteren Schuss aus der 10er hinein. Er scherte sofort aus und verfiel bald in einen Trott. Ich folgte ihm, und als er mich hinter sich rennen hörte, blieb er plötzlich stehen, wirbelte herum und blieb mit erhobenem Kopf und glühenden Augen in Breitseite vor uns stehen. Ich ergriff die 10er und feuerte auf seine Schulter – ich dachte, mit ruhigem Ziel. Aber ob das Rennen mich unsicher gemacht hatte oder mein Gewehr, in das ich nun nur noch wenig Vertrauen setzte, mich täuschte, weiß ich nicht; jedenfalls fügte ich dem Büffel, anstatt ihm einen tödlichen Schuss zu versetzen, wie ich es hätte tun sollen, anscheinend keinen Schaden zu – ich weiß nicht einmal, ob ich ihn überhaupt getroffen habe, denn als ich feuerte, galoppierte er wieder davon. Ich folgte ihm, bis die Sonne weit untergegangen war, sah ihn aber nie wieder und kehrte zu dem Bullen zurück, den ich zuerst getötet hatte, sehr unzufrieden, da ich zwei Tiere verwundet und verloren, aber nur eines gesichert hatte.

In jener Nacht schliefen wir ohne Wasser neben dem Kadaver und zerlegten am frühen nächsten Morgen das Fleisch, um zu dem Kaffern-Kraal zu gehen, den wir am Vortag gesehen hatten. Diese Leute informierten mich, dass es von hier bis zum Zusammenfluss von Umfule und Umniati nur zwei kurze Tagmärsche zu Fuß seien, allerdings über sehr raues Gelände. Nachdem ich zwei oder drei verschiedene Männer danach gefragt und ihre Aussagen verglichen hatte, kam ich zu dem Schluss, dass sie wirklich versuchten, die Wahrheit zu sagen, was so viel ist, wie man von einem Kaffern erwarten kann. So beschloss ich, zu unserem Lager zurückzukehren und so bald wie möglich mit Jameson hierher zurückzukommen, damit wir das Rätsel selbst lösen könnten.

Sobald meine Jungs fertig damit waren, Mehl und Erdnüsse mit ihrem Büffelfleisch zu kaufen, brach ich erneut auf und schlief an einem kleinen Bach unweit des Umfule. Sowohl in dieser Nacht als auch in der vorangegangenen brüllten Löwen unweit meines Lagers. Gegen Mittag des folgenden Tages erreichte ich unser großes Lager und stellte fest, dass Jameson kurz vor mir eingetroffen war. Er hatte keine Büffel gefunden, aber zwei schwarze Nashörner sowie etwas kleineres Wild geschossen. Der alte Lo Magondi war immer noch mit seinem halben Stamm hier, Frauen und Kindern, die alle versuchten, so viel Seekuhfleisch wie möglich in sich hineinzustopfen. Überall waren Stangen geschnitten und auf Pfosten errichtet worden, die alle rot oder weiß von Girlanden aus Fleisch und Fett waren. Einiges von dem Fleisch roch bereits sehr streng, da Lo Magondi's Leute eine Seekuh hatten schlecht werden lassen, bevor sie sie zerlegten; ich glaube wirklich, dass sie halb verrottetes Fleisch lieber mögen als frisches. Die Bäume, die den Teich umgaben, waren ausnahmslos mit Gänsegeiern und kleinen schwarzen Geiern bedeckt, und hier und da saßen ein paar der aasfressenden Marabus und beäugten die Knochen und Rippen der fünf Seekühe, die nun gut abgeknabbert die Felsen am unteren Ende des Teiches besäten. Sobald die Dunkelheit einsetzte, näherten sich aus allen Richtungen Hyänen; sie lachten, schrien und heulten über den Überresten des Festmahls in einer Weise, die man gehört haben muss, um sie zu würdigen.

Mitten in der Nacht, als die Feuer nur noch schwach brannten, sprang der alte Lo Magondi, der immer in unserer „Skerm“ (Schutzwall) bei unseren Kaffern schlief,

plötzlich auf und rief unseren Jungs zu, sie sollten die Feuer schüren, da ein Löwe ganz nah bei uns sei. Obwohl ich wach war, hatte ich nichts gehört; aber kurz nachdem die Jungs die Feuer wieder angefacht hatten, durchbrach ein tiefes, grollendes Knurren – der Enttäuschung, vermute ich – die Stille der Nacht; ein solches Knurren, wie es nur aus der Kehle eines Löwen kommen kann. Der tiefe, mürrische Laut wiederholte sich zweimal, scheinbar keine fünfzig Yards von unserem Lagerplatz entfernt, und dann war wieder alles still; wir wurden in jener Nacht nicht weiter gestört. Die Bestie muss umhergeschlichen sein und versucht haben, etwas Fleisch zu stehlen, denn der alte Mann sagte, er habe ihn direkt hinter seinem Kopf über das trockene Laub laufen hören. Kleines Wild ist hier sehr knapp, und jener Löwe war zweifellos hungrig; dem Mann, der kurz bevor er knurrte, hinter unsere Skerm in die Dunkelheit hinausgegangen war, wäre es, wie ich glaube, schlecht ergangen.



Horns of White Rhinoceros (*Rhinoceros simus*) ♂
Shot in the Mashuna Country, between the Umzweswe and Umniati rivers, July 1880. Scale 1 inch to the foot.

KAPITEL XXII

Uralte Flusspferd-Pfade – Aushungern von Nilpferden – Elefantenjagd – Gebirgiges Land – Büffel – Nashorn – Paddeln auf einem toten Nilpferd – Garstiger Unfall – Löwinnen

Früh am nächsten Morgen packten wir unsere Sachen, verteilten das inzwischen gut getrocknete Seekuhfleisch unter unseren Kaffern und verabschiedeten uns von Lo Magondi. Wir befanden ihn für einen recht anständigen alten Kerl, wären da nicht seine ständigen Betteleien gewesen. Dann machten wir uns auf den Weg zum Banyai-Dorf am Umniati, wo ich bereits gewesen war und von wo aus wir den Ausflug zum Zusammenfluss mit dem Umfule geplant hatten. Wir überquerten den Fluss erneut an den Beaconsfield-Katarakten und erreichten früh am folgenden Tag den Umniati, wobei wir unterwegs auf eine Menge Büffelfährten stießen. Wir ließen einige der Jungs zurück, um ein Lager zu errichten, und nahmen den Rest mit, um nach frischem Fleisch zu suchen. Jameson ging flussaufwärts und streckte mit einer Rechts-links-Kombination aus seiner .500er Express zwei prächtige alte Wasserbockbullen nieder. Auch ich schoss einen in geringer Entfernung vom Fluss.

Am folgenden Tag waren wir zeitig auf den Beinen. Wir ließen Bokkie und drei Jungs zurück, um den Großteil unseres Gepäcks zu bewachen, und brachen mit den Übrigen zum Zusammenfluss der Flüsse auf, wobei wir unsere Decken, etwas Munition und Vorräte für eine Woche mitnahmen. Zuerst gingen wir zum Kraal – etwa eine Meile flussabwärts –, wo wir gegen das Angebot von zehn geladenen Patronen einen Mann als Führer gewannen. Es war dabei abgemacht, dass wir ihm, wenn möglich, einen Büffel oder eine Seekuh schießen sollten; in dieser Erwartung nahm er drei junge Burschen mit, um beim Tragen des Fleisches zu helfen. In diesem Kraal besaßen die Leute ein großes Kanu, mit dem sie den Fluss überqueren, wenn er in der Regenzeit Hochwasser führt. Nach einer halben Stunde Verzögerung brachen wir wieder auf und hielten uns etwa drei Stunden lang an einen gut ausgetretenen Kaffernpfad, der in nordöstlicher Richtung parallel zum Umniati und unweit davon verlief. Dann verließen wir den Pfad, der laut unserem Führer zu einem anderen Kraal am Flussufer führte, und erreichten gegen elf Uhr ein großes Wasserloch im Bett eines ausgetrockneten Bachs. An diesem Ort war anhand der Spuren offensichtlich, dass mehrere schwarze Nashörner allnächtlich zu trinken pflegten. Hier kochten wir uns eine Tasse Tee, brieten etwas Fleisch und zogen dann weiter. Das Gelände war den ganzen Vormittag über nicht sonderlich eben gewesen, aber nun gerieten wir in eine Hügelmasse von sehr rauem, zerklüftetem Charakter. Wir sahen kein kleineres Wild, aber viele Fährten von schwarzen Nashörnern. Wann immer wir einen Hügel erklommen, der höher als üblich war, bot sich uns derselbe Anblick: eine ununterbrochene Abfolge bewaldeter Hügel, die sich so weit das Auge reichte nach Norden, Nordwesten und Nordosten erstreckten.

Als wir gegen drei Uhr nachmittags eine weitere tiefe Schlucht mit einem Wassertümpel in ihrem Bett erreichten, sagte unser Führer, dass wir hier schlafen müssten, da die nächste Wasserstelle noch weit entfernt sei. Hier gab es, wie schon am letzten Tümpel, eine Menge Nashornspuren. Wir ließen alle Kaffern außer unseren Gewehrträgern das Lager bereiten und Jameson und ich machten einen Streifzug in verschiedene Richtungen, um mehr Gelände abzudecken; keiner von uns sah jedoch etwas. Ein vierstündiger Marsch durch hügeliges Land brachte uns am folgenden Morgen an das Ufer des Umfule. An der Stelle, wo wir auf den Fluss stießen, fanden wir einen großen Teich vor, der auf allen Seiten von einer dichten Hecke umschlossen war. Am Ufer zeigten die Überreste einer Menge Hütten und Stangen zum Trocknen von Fleisch an, dass hier eine große Anzahl von Menschen vorübergehend gewohnt hatte. Hier, so informierte uns unser Führer, hatten seine Leute im letzten Jahr eine Herde von sieben Flusspferden eingeschlossen und verhungern lassen. Da wir einige Tage später Gelegenheit hatten, diesen Prozess des Aushungerns einer Herde in einem großen Teich im Umniati zu beobachten – worüber ich zu gegebener Zeit berichten werde –, will ich hier nichts weiter über diese grausame und ausrottende Praktik sagen. Ganz in der Nähe dieser Stelle verwundete ich einen Wasserbock, und während ich seiner Fährte folgte, stieß ich auf eine weitere Herde, von der Jameson ein Tier schoss. Er hatte kaum eine frische Patrone in sein Gewehr

geschoben, als zwei Wildschweine (Warzenschweine) an ihm vorbeistürzten, von denen er eines in feiner Manier niederstreckte, als es in vollem Tempo den Hügel hinuntersuste. Hier fließt der Fluss durch eine Reihe von Felsschluchten und stürzt über riesige Brocken aus Basaltgestein. Durch diese Klammen müssen Flusspferde seit unzähligen Zeitaltern gewandert sein, denn an einer Stelle, wo eine Felsplatte am Flussufer entlanglief, hatten sie einen Pfad von etwa zwanzig Yards Länge mindestens vier Zoll tief in den harten Stein getreten. Dieser in den massiven Fels getretene Pfad war das genaue Ebenbild jener, die erst kürzlich in weichem Boden entstanden waren, mit dem kleinen Grat in der Mitte, den ich zuvor beschrieben habe. Nun glaube ich aufgrund der Beschaffenheit des Flusses und der spärlichen Vegetation an seinen Ufern nicht, dass Flusspferde hier jemals viel zahlreicher gewesen sein können als heute. Da sie aber nicht jede Nacht denselben Pfad benutzen, scheint die Zeit, die sie benötigen, um mit ihren weichen Füßen eine vier Zoll tiefe Spur in diesen extrem harten Fels zu treten, fast unberechenbar zu sein.

Spät am Nachmittag desselben Tages, als wir uns einem kleinen Bach näherten, sprang ein alter Büffelbulle aus dem langen Gras vor uns auf, raste das Ufer hinunter und kletterte auf der gegenüberliegenden Seite wieder hinauf. Oben angekommen, drehte er sich um, um einen Blick auf uns zu werfen, wobei er uns die Breitseite bot. Ich hatte nur meine kleine Express in den Händen und Jameson war ein ganzes Stück hinter mir. So zielte ich auf seine Lunge, hoch oben hinter der Schulter, da ich fürchtete, dass das Hohlgeschoss nicht durch das dicke Fleisch und das Schulterblatt dringen würde, die durchschlagen werden mussten, bevor eine Kugel sein Herz erreichen konnte. Auf den Schuss hin galoppierte er in vollem Tempo davon, und wir hörten ihn über den steinigen Rücken dahinter poltern. Wir waren jedoch bald auf seiner Fährte, der aufgrund der Menge Blut, die er offensichtlich aus Maul und Nüstern ausstieß, leicht zu folgen war. Wir mussten nicht sehr weit gehen; wir stießen auf ihn, wie er etwa 300 Yards von der Stelle entfernt, an der ich geschossen hatte, tot dalag. Beim Zerlegen stellten wir fest, dass die kleine Kugel mitten durch beide Lungenflügel gegangen war. In jener Nacht schliefen wir neben dem Kadaver, nachdem unser Führer uns mitgeteilt hatte, dass wir den Zusammenfluss der Flüsse früh am nächsten Tag erreichen würden.

1. August. — Bei Tagesanbruch auf den Beinen und nach einer zweistündigen Kletterei über die großen Felsmassen, durch die der Umfule hier fließt, erreichten wir schließlich seinen Zusammenfluss mit dem Umniati. Obwohl es große, tiefe Wassertümpel gibt – die Heimat des Flusspferdes –, die mehr als hundert Meilen näher an den Quellen des erstgenannten Flusses liegen, ergießt er zu dieser Jahreszeit nur ein schmales Rinnsal von drei oder vier Yards Breite und knietiefe in den Umniati. Der Umniati selbst ist an dieser Stelle schmal und felsig, aber ein Stück unterhalb des Zusammenflusses öffnet er sich in ein sandiges Bett von gut 400 Yards Breite, durch das sich zwei oder drei schmale Wasseradern ihren Weg suchen.

Direkt unterhalb der Stelle, wo die Wasser der beiden Flüsse zusammentrafen, befand sich ein schöner tiefblauer Teich, in dem sich eine Herde von etwa zehn Flusspferden tummelte. Sie wussten offensichtlich nichts von Schusswaffen und schienen von unserer Anwesenheit ebenso unbeeindruckt und arglos gegenüber Gefahren zu sein wie die Nilpferde, wenn sie von Besuchern im Zoologischen Garten betrachtet werden. Eine Zeit lang saßen wir auf den Felsen am Rand des Teichs, und die urig aussehenden Bestien tauchten nicht mehr als dreißig Yards von uns entfernt an der Oberfläche auf, starrten uns auf eine stumpfsinnige, träge Art an und sanken dann wieder auf den Grund. Unser Führer verlangte nun lautstark, dass wir eines für ihn schießen sollten, und da auch unsere Jungs und wir selbst wieder etwas fettes Fleisch wollten, erlegte Jameson eine fette Kuh. Da der Teich sehr schmal war, hätten wir sie leicht alle erschießen können, aber mit Ausnahme dieses einen Tieres behelligten wir sie in keiner Weise.

Während der Tageshitze beschäftigten wir uns damit, das Zerlegen des Fleisches zu beaufsichtigen und die Richtungen der beiden Flüsse mit dem Kompass zu notieren.

Der Umniati fließt hier nach Nordosten, und der Umfule mündet fast im rechten Winkel in ihn ein. Etwa vier Meilen unterhalb des Zusammenflusses stößt der vereinigte Umniati jedoch direkt gegen eine Hügelkette, macht dann eine plötzliche Wendung und fließt an deren Fuß entlang nach Nordwesten – jene allgemeine Richtung, die er beibehalten muss, bis er sich schließlich am Eingang der Kariba-Schlucht in den Sambesi ergießt.

Am folgenden Tag blieben wir, wo wir waren, um das Fleisch teilweise zu trocknen, und am 13. traten wir unsere Rückreise an, wobei wir den ganzen Weg dem Lauf des Umniati folgten. Von dieser Reise gibt es nur einen Umstand zu berichten: dass wir auf eine Gruppe Kaffern stießen, die gerade dabei waren, eine Herde Flusspferde verhungern zu lassen. Der Teich, in dem die armen Kreaturen eingeschlossen waren, war groß – über zweihundert Yards breit und etwa vierhundert in der Länge. Auf der gegenüberliegenden Seite, wo das Ufer flach war, war eine dichte Hecke entlang des Wasserrands errichtet worden, hinter der mehrere provisorische Hütten standen. Oberhalb und unterhalb des Teichs, wo der Fluss in mehreren Armen zwischen kleinen buschigen Inseln und Felsen verlief, waren ebenfalls starke Dämme errichtet und weitere Hütten gebaut worden. Auf unserer Seite des Flusses war das Ufer etwa zwölf Fuß hoch und sehr steil, sodass ein Entkommen aus dem tödlichen Teich für die armen Gefangenen unmöglich war – es sei denn, sie hätten den Mut aufgebracht, einen Ansturm zu wagen und eine der Barrieren zu durchbrechen. Doch dies scheinen sie selbst in größter Hungersnot niemals zu versuchen. Als wir an den Teich kamen, befanden sich noch zehn lebende Flusspferde darin. Acht davon schien auf einer Bank mitten im Wasser zu stehen, da mehr als die Hälfte ihrer Körper frei lag; die armen Tiere waren alle zu einem Klumpen zusammengedrängt, jeder den erhobenen Kopf auf dem Körper eines anderen ruhend. Es war ein sehr jämmerlicher Anblick. Zwei weitere schwammen umher, jeder mit einer schwer gestielten Assegai im Rücken; diese Speere werden ihnen nachts hineingestoßen, wenn die hungernden Bestien sich den Zäunen nähern, um einen Ausgang aus ihrem schrecklichen Gefängnis zu suchen. Neben diesen zehn lebenden Flusspferden wurden zwei tote in einer Ecke des Teichs zerlegt, und viele weitere mussten bereits dem Hunger und den Speerwunden erlegen sein; denn rund um den Teich hingen Fleischgirlanden an Stangen zum Trocknen, und außerdem waren mindestens hundert Eingeborene – Männer, Frauen und Kinder – ringsumher gelagert, die alle von nichts anderem als Flusspferdfleisch lebten.

Soweit ich feststellen konnte, waren diese armen Tiere seit etwa drei Wochen eingeschlossen, und es war offensichtlich, dass die Überlebenden fast am Ende waren. Man muss bedenken, dass der Umniati hier entweder über Sand oder Stein fließt und es daher keinerlei Vegetation im Flussbett gibt; wie die Eingeborenen bemerkten, hatten die armen Kreaturen also nichts als Wasser, um ihr Leben zu fristen. Nach der Menge Fleisch zu urteilen, die wir trocknen sahen, rechnete ich damit, dass, wenn die verbleibenden zehn Flusspferde gestorben oder getötet worden wären, nicht weniger als zwanzig dieser Tiere auf einen Schlag vernichtet worden wären.

Obwohl diese Art, Wild zu überlisten und zu töten, für jeden Menschen mit humanem oder sportlichem Empfinden höchst abstoßend sein muss, kann man den Eingeborenen letztlich kaum einen Vorwurf daraus machen, dass sie die einzigen ihnen zur Verfügung stehenden Mittel anwenden, um sich einen Vorrat an tierischer Nahrung zu beschaffen. Sie besitzen keine Schusswaffen und verlassen sich beim Erlegen von Großwild ganz auf Fallgruben und Fallen der oben beschriebenen Art. Jedenfalls wird nichts verschwendet, wenn sie etwas töten, und man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, dass von diesen zwanzig Flusspferden kein Pfund Fleisch und nur sehr wenig von den Häuten verrotten

durfte. Ich glaube nicht, dass es diesen Eingeborenen oft gelingt, eine so große Herde einzuschließen, und ich vermute, dass gewöhnlich der größere Teil der Tiere es schafft, nachts zu entkommen, bevor die Dämme fertiggestellt sind; andernfalls könnten Flusspferde nicht so zahlreich sein, wie sie es sowohl an diesem Fluss als auch am Umfule sind.

Am folgenden Tag, dem 16., erreichten wir wieder unser Lager und fanden Bokkie und die drei Kaffern, die wir dort zurückgelassen hatten, in großer Aufregung vor. Sie waren eifrig dabei, die Sachen zu packen, in der Absicht – falls wir nicht zurückkehrten –, im Eingeborenendorf flussabwärts zu schlafen, weil ihnen in der Nacht zuvor ein Löwe einen Besuch abgestattet und sie erheblich erschreckt hatte. Es stellte sich heraus, dass mitten in der Nacht einer der Kaffern aufgewacht war, sich aufgesetzt und einen großen Löwenbullen im Mondlicht keine zehn Yards vor sich stehen gesehen hatte. Er stieß einen Schrei des Schreckens aus und sprang auf, woraufhin der Löwe sofort das Weite suchte. Sie hatten dann die Feuer unterhalten und bis zum Morgen wach gesessen und geredet, aus Angst, dass ihr ungebetener Besucher zurückkehren könnte, wovon sie für heute Nacht fest überzeugt waren. Zuerst dachte ich, der Kerl würde seiner Fantasie etwas zu viel freien Lauf lassen, als er sagte, der Löwe sei so nah gewesen; aber als ich ihn bat, mir die Fährte zu zeigen, wies er auf die Fußabdrücke eines großen Löwen, die im sandigen Boden deutlich genug zu erkennen waren. Die Bestie war langsam bis auf zehn Schritte an das Feuer herangekommen und hatte sich dann umgedreht und war im Laufschritt davongegangen – erschreckt, vermute ich, durch das Schreien des Kaffern. Bei weiterer Untersuchung stellte ich fest, dass er einen Fußpfad entlanggekommen war, der nahe am Flussufer verlief, und an jenem Abend stellte ich ein Selbstschussgewehr quer über den Pfad, in der Hoffnung, dass er zurückkehren würde, was er aber nicht tat.

Am folgenden Morgen brachen wir das Lager wieder ab und machten uns auf den Heimweg. Wir beabsichtigten, dem Lauf des Umniati zu folgen und später seinem Nebenfluss, dem Umzweswe, von wo aus wir quer zu unserem Lager am Umfule schlagen konnten. Um die Hügel zu meiden, an deren Fuß der Fluss verlief, hielten wir uns in einiger Entfernung von seinen Ufern. Wir waren etwa drei Stunden lang durch blattlose, trostlos aussehende Mopane-Wälder und Flecken dichten Gestrüpps gewandert, als wir auf ein weites offenes Tal hinaustraten, wo wir mehrere Herden Zebras und ein großes Rudel Impala-Antilopen grasen sahen.

Wir erahnten sofort, dass Wasser nicht weit sein konnte, und fanden bald darauf eine wunderschöne Vley, die mit Seerosen bedeckt und von einigen prachtvollen, weit ausladenden Dornbäumen umgeben war – darunter ein riesiger alter wilder Feigenbaum, dessen dichtes, dunkelgrünes Laub herrlichen Schatten bot. Auf der Oberfläche der Vley schwammen mehrere der großen schwarz-weißen Sporengänse langsam hin und her, ganz zu schweigen von einer großen Schar Wildenten oder Krickenten. Es gab auch eine Menge Fährten von schwarzen Nashörnern, Büffeln und anderem Wild, was zeigte, dass dies ein beliebter Tränkplatz war. In der Tat kam, während wir frühstückten, eine Herde Kudus den gegenüberliegenden Hang herab, langsam und wachsam auf das Wasser zugehend; als sie uns jedoch sahen, sprangen sie wieder davon und suchten bald den Schutz des Busches auf.

Nach der Mahlzeit füllten wir unsere Kalebassen mit Wasser und schlugen den Weg nach Südwesten ein, in der Absicht, am Nachmittag einen Bogen zurück zum Fluss zu machen. Wir waren vielleicht zwei Stunden lang in dieser Richtung gewandert und gerade aus einem großen Fleck sehr dichten Busches – ein herrliches Versteck für Elefanten oder Büffel – auf ein Stück offenen Waldes ohne Unterholz getreten. Hier war jeder Grashalm durch ein kürzliches Feuer abgebrannt worden, und die verkümmerten Bäume, ihrer Blätter beraubt, hatten von den Flammen schwarz versengte Stämme; die ganze

Landschaft bot ein Bild trostloser Verödung. Mein Gewehrträger April ging voran, ich direkt hinter ihm und Jameson hinter mir. Plötzlich hörte ich Jameson aufgeregt sagen: „Schau, Mann! Schau! Elefanten, bei Gott!“ Und als ich dorthin blickte, wohin er zeigte – geradeaus –, sah ich zwei Elefantenbullen im schnellen Schritt auf uns zukommen. Hastig warfen wir ein wenig Sand in die Luft, um sicherzugehen, dass der Wind stimmte, knieten nieder und bereiteten uns darauf vor, sie zu empfangen. Unglücklicherweise war der Kaffer, der Jamesons schweres Gewehr trug, ganz hinten, sodass dieser sich auf seine Express verlassen musste, die zwar eine prächtige Waffe ihrer Art ist, aber nicht das Gewehr, das man für die Elefantenjagd wählen würde. Es war jedoch nichts anderes zu machen; die zwei mächtigen Bestien näherten sich schnell, einer hinter dem anderen, und brachten bei jedem Schritt ihre riesigen Ohren mit einem Zucken nach vorne. Wir hatten einen prächtigen Blick auf sie: Der Anblick war nichts Neues für mich, und doch schlug mein Herz vor Aufregung schneller; und was mein Freund wohl gefühlt haben muss – denn es war der erste wilde Elefant, den seine Augen jemals frei und ungefesselt in seiner heimischen Wildnis wandern sahen –, das überlasse ich jedem Liebhaber wilderer Sportarten sich vorzustellen.

Die Elefanten waren nun fast auf unserer Höhe und etwa sechzig Yards entfernt. Der erste war ein großer, ausgewachsener Bulle, aber der Stoßzahn auf unserer Seite – der einzige, den wir sehen konnten – war kurz hinter der Lippe abgebrochen; der andere war ein jüngeres und kleineres Tier, zeigte aber zwei lange, gleichmäßige, weiße Stoßzähne, die weit über die Lippe hinausragten. „Warte, bis sie breitseit stehen, und schieß dann auf den zweiten“, sagte ich zu meinem Freund, „ich nehme den vorderen.“ Einen Augenblick später boten sie uns die Breitseite und waren nicht mehr als fünfzig Yards entfernt. „Jetzt!“, flüsterte ich, und wir feuerten fast gleichzeitig. Ich hätte meinen Bullen mitten durch das Herz schießen sollen, aber mein Gewehr war eine höchst erbärmliche Waffe (die bereits erwähnte), auf die keinerlei Verlass war; so wusste ich nie, ob ich den Verlust eines Tieres meinem eigenen schlechten Schießen oder dem Fehler meines Gewehrs zuschreiben sollte. Wie der Blitz wirbelten die großen Bestien auf ihren Hinterbeinen herum und rasten im Höchsttempo davon, wir folgten so schnell wir konnten. Jamesons Elefant war wahrscheinlich kaum beeinträchtigt durch die zwei expandierenden Express-Geschosse, die er in seinen Rippen trug, und meiner schien ebenso lebhaft zu sein. Während mein Freund schreiend und fluchend darauf wartete, dass der Kaffer mit seinem großen Gewehr aufschloss, gelangte ich weiter nach vorne und fand mich bald allein mit meinem Gewehrträger April, einem starken, flinken Makalaka, und einem Matabele-Jungen namens Jonas wieder. Nach einer heftigen Verfolgungsjagd von etwa einer halben Meile verfielen die Elefanten in ein stetigeres Tempo, und wir, im scharfen Trott, begannen wieder, sie einzuholen. Bald war ich nicht mehr als achtzig Yards hinter ihnen, April dicht dabei und Jonas, der etwas seitlich gelaufen war, schloss auf ihre Höhe auf. „Tiba, tiba, Jonas!“, rief ich, woraufhin er – ein Kaffer, der sich auf die Elefantenjagd versteht – einen Spurt einlegte und, als er auf der Höhe des vordersten war, so laut schrie, wie er nur brüllen konnte. Beim ersten Schrei wirbelten die Elefanten sofort von dem Laut weg, was mir, der ich in Erwartung dieses Manövers etwas seitlich auf der gegenüberliegenden Seite gelaufen war, einen prächtigen Breitseitschuss aus etwa sechzig Yards Entfernung bot. Hastig zielend feuerte ich; zu meinem Verdruss zündete das Zündhütchen nicht, aber als ich erneut spannte und ein zweites Mal zielte, ging der Schuss los. Ich hatte auf meinen eigenen Elefanten geschossen und sah bald, dass der Schuss Wirkung gezeigt hatte, denn er verlangsamte sofort sein Tempo, und sein Gefährte tat mit einer Großzügigkeit, die ihm Ehre machte, ihn aber teuer zu stehen kam, dasselbe. Sie gingen nun Seite an Seite in einem guten, schwingenden Tempo, mit dem ich jedoch ohne allzu große Anstrengung mithalten konnte. Ich gab Jamesons Elefanten nun einen Schuss genau an der Wurzel des Schwanzes, woraufhin er sofort anhielt, nach rechts wirbelte und mir die Breitseite bot. Mein Elefant blieb ebenfalls stehen, direkt vor ihm. Ich schob eine weitere Patrone ein und gab ihm eine zweite Kugel auf die Schulter, woraufhin er zu uns

herumdrehte und mit erhobenem Kopf und abgespreizten Ohren im halben Lauf auf uns zukam. Ich glaube, es besteht kaum ein Zweifel, dass er angreifen wollte und versuchte, uns auszumachen. Ich stand vollkommen still mit gespanntem Gewehr, April kauerte hinter mir. Das ist in solchen Fällen das Beste, denn solange man bewegungslos ist und der Wind einen nicht verrät, scheint ein Elefant zu glauben, man sei ein Baum oder etwas Unbelebtes, und er bleibt ganz nah bei einem stehen, ohne einen anscheinend zu erkennen; aber sobald man sich nur bewegt, weiß er sofort, was man ist. Mein Freund kam nun unangenehm nahe – er war tatsächlich innerhalb von zwanzig Yards –, sodass ich ihm, gerade als er an einem Baum vorbeikam, eine Kugel mitten in die Brust setzte, woraufhin er zurücktaumelte und zur Seite auswich, wo Jameson, der mit seinem großen Gewehr aufgeschlossen hatte, ihn mit zwei weiteren Kugeln begrüßte. Mein Elefant zog nun wieder weiter, also ging ich ihm nach und überließ es Jameson, seinen zu erledigen.

Ich erlegte meinen etwa eine Meile weiter im Zentrum jenes dichten Buschstreifens, durch den wir am Morgen gekommen waren. Er war offensichtlich ein sehr altes Tier, da er keine Haare mehr am Schwanz hatte. Unglücklicherweise besaß er nur einen Stoßzahn, und dieser war einige Zentimeter jenseits der Lippe abgebrochen. Dieser Zahn wog am Wagen genau 32 lbs.; am folgenden Tag maß ich ihn sorgfältig aus, indem ich eine gerade Linie zwischen zwei parallel platzierten Assegais zog – eines an seiner Schulter, das andere an seiner Fußsohle. So gemessen, muss er eine vertikale Standhöhe von 9 Fuß und 11 Zoll an der Schulter gehabt haben; die Wölbung seines Rückens wäre natürlich noch einige Zoll höher gewesen.

Wir wollten meinen Elefanten gerade verlassen, als Jameson mit den übrigen Kaffern eintraf. Er hatte seinen ebenfalls erlegt, und wir kehrten dorthin zurück, wo er im offenen, verbrannten Wald lag. Es war ein vergleichsweise junger Bulle, trug aber für seine Größe prächtige Stoßzähne, lang und sehr weiß; sie wogen 32 lbs. bzw. 34 lbs. Wir schliefen jene Nacht neben dem toten Elefanten, ohne Wasser und ohne Gras, um ein Lager zu bereiten – Jameson auf einem der riesigen Ohren und ich auf einem quadratischen Hautlappen. Beim ersten Streifen des Tageslichts schickten wir einige Jungs zurück zu der Vley, die wir am Vortag verlassen hatten, um Wasser zu holen. Nach ihrer Rückkehr nahmen wir ein vorzügliches Frühstück aus Elefantenherz ein, das an einem Ast über dem Feuer geröstet worden war, und machten uns dann daran, die Stoßzähne herauszuhacken.

Als die Jungs, die ich zu meinem Elefanten geschickt hatte, mit dessen einzelnem Zahn zu uns zurückkehrten, berichteten sie, frische Elefantenfährten gesehen zu haben. Es war bereits zu spät, um etwas zu unternehmen, aber wir hielten es für den besten Plan, wieder zu der verlassenen Vley zurückzukehren und dort einige Tage zu jagen. Das taten wir und blieben dort acht Tage in einem komfortablen Lager, wobei wir das umliegende Land durchstreiften und jeden Abend zu unserer Vley zurückkehrten. Mit den Elefanten hatten wir Pech; zweimal kamen wir ihnen im dichten Busch ganz nahe, aber sie müssen unsere Tritte auf dem trockenen Laub bemerkt haben, denn wir hörten sie nur durch die Äste brechen und bekamen sie nie zu Gesicht.

Wir stellten fest, dass diese Dickichte voller Büffel waren, die am Fluss tranken und die Mittagshitze im Schatten des dichten Busches verbrachten. Fast jeden Tag sahen wir große Herden und hätten mehrere töten können, aber wir schossen nur zwei Kühe zur Nahrungsgewinnung.

Das offene Tal vor der Vley, von der ich bereits sprach, war ein großer Tummelplatz für Zebras; manchmal standen bis zu hundert dieser wunderschönen Tiere in Trupps von zehn bis dreißig um uns herum, wenn wir das Tal auf dem Weg zum oder vom Lager durchquerten. Auch große Zahlen der anmutigen kleinen Oribi-Antilopen waren dort stets paarweise oder zu dritt zu sehen.

Eines Tages kehrten wir erst gegen zehn Uhr nachts von der Jagd ins Lager zurück; wir hatten einen harten Tag hinter uns und einen höchst mühsamen Heimweg im Dunkeln durch den dichten Dornbusch. Als wir das Tal erreichten, auf dessen anderer Seite in etwa zwei Meilen Entfernung unser Lager lag, stand der Mond bereits hoch und warf ein weiches, gedämpftes Licht über das lange, trockene Gras. Wir schritten im Gänsemarsch auf einem Wildpfad am Rand des Tals entlang, als der vorderste Kaffer stehen blieb, über die Vley deutete und sagte: „Ini loco?“ (Was ist das?), und hinzufügte: „Da ist ein Nashorn.“ Als wir in die Richtung blickten, sahen wir etwas Dunkles im Mondlicht aufragen; es kam auf uns zu, und wir erkannten bald deutlich, dass es ein schwarzes Nashorn war. Als es etwa dreißig Yards von uns entfernt war und uns halb zugewandt stand, feuerten wir beide und brachten es auf die Knie. Es war jedoch augenblicklich wieder auf den Beinen, wirbelte herum und galoppierte laut schnaubend über das offene Tal davon. Wir folgten dem Pfad, den es durch das lange, dichte Gras gebrochen hatte und der im Mondlicht deutlich erkennbar war; indem wir mit den Händen darüber strichen, konnten wir fühlen, dass er nass von Blut war. Wir kehrten ins Lager zurück, entschlossen, die Fährte am Morgen wieder aufzunehmen.

So waren wir am folgenden Tag schon in aller Frühe wieder auf seinen blutgetränkten Spuren. Etwa eine Meile lang hatte es nie aufgehört zu galoppieren und die ganze Zeit über Blut in erstaunlichen Mengen stoßweise aus den Nüstern ausgestoßen, sodass wir wussten, dass es in die Lunge getroffen worden war, und jeden Moment damit rechneten, es tot vorzufinden. Nach einer Weile hörte das Bluten jedoch fast auf, und das Tier schien in einen sehr langsamen Schritt verfallen zu sein, da wir große Mühe hatten, der Fährte zu folgen. Doch einer meiner Makalakas fand sie mit einer Geduld und einem Scharfsinn, der einem Buschmann Ehre gemacht hätte, in weicherem Boden wieder, und wir kamen dann mehrere Meilen zügig voran, bis wir an eine Stelle gelangten, an der das Tier niedergegangen war und sich im Sand gewälzt hatte; hier war eine Blutlache. Ein Stück weiter fanden wir eine zweite Stelle, an der es gelegen hatte, und wir dachten schon, es sei am Ende – aber wir hatten uns gewaltig getäuscht. Es schien wie ein gestärkter Riese wieder aufgestanden zu sein und führte uns noch viele Meilen weit, wobei es stets Kurs auf einen großen Streifen dichten Busches hielt, den wir kannten. Schließlich betraten wir, immer noch an der Fährte klebend, das Gebüsch, und ich war sicher, dass wir es in diesem düsteren Dickicht finden würden, ob tot oder lebendig. Eine Viertelstunde später fanden wir einen Platz, von dem es gerade erst aufgestanden war; es hatte uns offensichtlich gehört. Ich spähte vor mich hin, als ich es plötzlich stehen sah, uns halb zugewandt, vollkommen still und regungslos. Im nächsten Augenblick feuerten wir beide. Eine kurze Strecke weit brach es durch das dichte Gestrüpp, blieb dann stehen, und eine weitere Kugel aus dem Gewehr meines Freundes gab ihm den Rest.

Es muss uns gehört haben, als wir auf die dicht gestreuten Blätter traten, und hatte in solch dichtem Busch eine glänzende Gelegenheit zum Angriff, doch es unternahm keinen Versuch dazu. Beim Zerlegen stellten wir fest, dass nur einer von uns am Vorabend getroffen hatte und dass die Kugel einen Lungenflügel gestreift hatte, was die Menge an Blut erklärte, die es aus den Nüstern ausgestoßen hatte. Diese Lunge sah ganz weiß aus und war leer an Blut, bis auf den durch die Schusswunde verfärbten Teil.

Bei der Rückkehr ins Lager trafen wir auf einige Eingeborene, die gekommen waren, um den im dichten Busch liegenden Elefanten zu zerlegen, der – abgesehen von den herausgehackten Zähnen und dem abgeschnittenen Rüssel – von uns unberührt geblieben war. An diesem Kadaver waren wir in der letzten Woche fast täglich vorbeigekommen, und am vorangegangenen Abend mussten die Hyänen ihn zum ersten Mal aufgerissen haben, da der Gestank mindestens eine halbe Meile unter dem Wind ekelerregend war. Und nun schickten sich diese Männer an, das verfaulte, stinkende Fleisch zu zerlegen und zu essen, das acht Tage und Nächte lang unter den sengenden Strahlen einer tropischen

Sonne vor sich hin gegärt hatte! Wahrlich, einige Stämme der Kaffern und Buschmänner sind abscheulicher in ihren Gewohnheiten als die Aasgeier selbst.

To face page 485.

HIPPOPOTAMI AT HOME: LOWER UMNIATI RIVER, AUGUST 23, 1880.

fressen als Geier oder Hyänen. Dies ist kein Einzelfall, da sie ständig die Gewohnheit haben, fauliges Fleisch zu verzehren, und es besteht kaum ein Zweifel, dass sie es genauso gern mögen wie – wenn nicht sogar lieber als – gutes, frisches Fleisch; seltsamerweise scheint es ihnen auch keinerlei Schaden zuzufügen.

Es war am zweiten Tag, nachdem wir unsere Gesichter wieder der Heimat zugewandt hatten, als wir, dem Lauf des Flusses folgend, ein Flusspferd in einem Tümpel unter uns prusten hörten, von dem wir durch einen schmalen Buschstreifen getrennt waren. Wir bahnten uns einen Weg hindurch, kletterten das steile Ufer hinunter und erblickten eine Szene, die für den Jäger wie für den Naturforscher gleichermaßen interessant war.

Auf einer weißen Sandbank, die vom gegenüberliegenden Ufer in den Tümpel ragte, stand, hoch und trocken, eine Herde von mindestens zwanzig Flusspferden; ihre riesigen, massigen Leiber sahen, wie sie dort alle zusammengedrängt standen, wie eine Ansammlung großer schwarzer Felsen aus. Genau gegenüber von uns, reglos wie eine Statue, mit aufgestellten Lauscher und den Blick starr auf uns gerichtet, stand ein prächtiger alter Wasserbockbulle auf einem Felsvorsprung über dem Wasser. Direkt unter unseren Füßen erhob sich eine Schar von etwa einem Dutzend der hübschen Nilgänse und flog über den tiefblauen Tümpel, während ein Paar der großen weißköpfigen Schreiseeadler in schnellen Kreisen über der ganzen Szenerie schwebte. Der Wasserbock entschied bald, dass wir gefährliche Nachbarn waren, erkletterte das steile Ufer über sich und verschwand schnell im Gebüsch. Die Flusspferde jedoch schienen uns nicht zu bemerken, obwohl wir völlig frei standen und nur etwa 250 Yards von ihnen entfernt waren; sie standen ganz reglos und scheinbar schlafend da, außer dass ab und zu eines seinen gewaltigen Kopf langsam zur einen oder anderen Seite bewegte. Wir hätten uns bis an den Wasserrand heranschleichen und aus weniger als hundert Yards Entfernung auf sie feuern können, während sie dort standen, aber sowohl Jameson als auch ich fühlten, dass sich das nicht geziemen würde. Wir zogen es vor, sie in den Fluss gehen zu lassen, wo sie, da der Tümpel ein Stück unterhalb von ihnen sowohl breit als auch lang war, eine faire Überlebenschance haben würden. Schließlich hörten sie uns sprechen und begannen,

eines nach dem anderen, in den Fluss zu waten. Wenn ihre Körper halb eingetaucht waren, ließen sie sich mit einem Platschen herabsinken und schwammen entweder in tiefes Wasser, wobei nur die Oberseiten ihrer Köpfe herausschauten, oder tauchten sofort außer Sicht; ich vermute, dort gab es eine Kante, an der das Wasser plötzlich tiefer wurde. Es waren einige ganz kleine Kälber unter ihnen, und diese kleinen Bestien rannten alle mit einem Platschen ins Wasser, während die ausgewachsenen Tiere langsam und gesetzt hineinschritten. Da wir nur zwei töten wollten, was uns einen ausreichenden Vorrat an fettem Fleisch für den Rückweg zu den Wagen liefern würde, und darauf bedacht waren, kein weiteres Tier zu verwunden, ließen wir uns lange Zeit, bevor wir einen Schuss abgaben. Schließlich jedoch, als sie merkten, dass sie unbehelligt blieben, gewannen sie mehr Vertrauen und hielten ihre Köpfe länger über Wasser, sodass wir kurz vor Sonnenuntergang jeder eine große Kuh sauber in den Kopf trafen. Jameson traf seine unter dem Ohr, während ich meine von hinten, genau zwischen die Ohren, schoss. Sie sanken sofort, und obwohl wir glaubten, sie getötet zu haben, waren wir nicht absolut sicher; und da die Kadaver erst nach mehreren Stunden aufsteigen würden, konnte die Frage vor dem Morgen nicht geklärt werden.

Bei Tagesanbruch am nächsten Morgen waren wir am Wasserrand und sahen sofort, dass zwei tote Flusspferde während der Nacht nach oben getrieben waren; der Rest der Herde hatte die Dunkelheit genutzt, um den Rückzug in einen anderen Teil des Flusses anzutreten. Eines der toten Nilpferde lag bereits im seichten Wasser am Ende des Tümpels, aber das andere war vom Wind auf die andere Seite getrieben worden und lag nun genau gegenüber von uns am Ufer fest. Das war sehr misslich, da es erforderte, das Fleisch fast eine dreiviertel Meile weit um den Tümpel herum zu tragen, obwohl der Kadaver nur die Breite des Flusses (etwa 250 Yards) von unserem Lager entfernt war. Unter diesen Umständen entschloss ich mich, hinüberzugehen und den nun aufgeblähten und schwimmfähigen Kadaver auf unsere Seite zu paddeln; dies vollbrachte ich mit Hilfe eines dicken Stocks als Paddel. Es war ziemlich schwierig, das Gleichgewicht zu halten, da der Körper höchst besorgniserregend von einer Seite zur anderen rollte, und als ich gerade in der Mitte des Flusses war, kippte der schlüpfrige Kadaver, unterstützt durch eine starke Brise, so weit um, dass ich meinen Sitz rittlings darauf nicht halten konnte und ins Wasser fiel. Der Tümpel war voller Krokodile, oder zumindest dachte ich das, also verlor ich keine Zeit, meine Position wieder einzunehmen; denn der Gedanke, dass meine nackten Beine die Aufmerksamkeit eines dieser gefräßigen Ungeheuer erregen könnten, verlieh meinen Anstrengungen das Zehnfache an Kraft. Ich paddelte dann ruhig an das Ufer direkt unter unserem Lager, und bis Sonnenuntergang hatten unsere Jungs jedes Stückchen der zwei Nilpferde zerlegt. Ich möchte hier erwähnen, dass ich mein Tier mit einem hohlen .450 Express-Geschoss geschossen habe. In der Dämmerung, als ich zu den Überresten des Kadavers hinunterging, fand ich eine Menge großer Raubwelse, die an den Fleischfetzen zerrten, die noch an den Knochen hafteten.

Die zwei folgenden Tage blieben wir dort, um das Fleisch zu trocknen; am zweiten Tag machte ich einen Spaziergang und stürzte schwer, als ich mit dem Gewehr in der Hand einen steilen, steinigen Hügel hinunterrannte, um ein schwarzes Nashorn zu verfolgen, das ich verwundet hatte. Dabei klemmte ich meine Hand zwischen dem Gewehr und einem Stein ein und riss mir den Nagel des Mittelfingers komplett heraus; doch obwohl es nach einer bösen Stelle aussah, bereitete es mir keine Probleme, sondern heilte sofort durch Primärheilung ab. Es gibt wohl nichts Vergleichbares zur Elefantenjagd zu Fuß, um das Blut in guter Ordnung zu halten.

Am Nachmittag wurden wir von einer kleinen Gruppe Matabele-Jäger besucht; sie erzählten uns, was wir bereits wussten – dass Elefanten in diesem Jahr sehr selten seien und sie selbst nur ein Kalb getötet hätten. Kurz nachdem sie unser Lager verlassen hatten, hörten wir einen Schuss, und bald kam einer von ihnen zurückgelaufen, um zu sagen, dass

er eine „Imbabala“ getötet habe, und zu fragen, ob ich das Fell kaufen würde. Dies tat ich sehr gern, und für ein paar Patronen erhielt ich das Fell, die Hörner und den Schädel eines prächtigen gefleckten Buschbockrammlers; es erwies sich zudem als ein sehr interessantes Exemplar, da es einen Zwischentyp zwischen dem dunklen, leicht gefleckten Buschbock der Kapkolonie und dem wunderschön gestreiften und gefleckten Buschbock darstellte, den man im Nordwesten an den Ufern des Chobe findet. Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise fort und folgten dem Lauf des Flusses; während des Vormittags war das Gehen recht gut, aber bis zum Mittag gerieten wir wieder in eine Ansammlung steiniger Hügel, auf und ab denen wir während des restlichen Tages kletterten. Gerade als die Sonne sank, erreichten wir den Zusammenfluss des Umzweswe mit dem Umniati, und hier lagerten wir für die Nacht.

Am nächsten Morgen folgten wir dem Lauf des Umzweswe, von dem wir feststellten, dass er über ein felsiges Bett voller immenser Felsblöcke zwischen einer Reihe hoher und steiler Hügel verlief. Zuerst versuchten wir, dem Flussbett zu folgen, eine Aufgabe von nicht geringer Schwierigkeit aufgrund der großen Felsblöcke, über die wir ständig klettern mussten. Es war nicht so schlimm für uns, die wir nur unsere Gewehre zu tragen hatten, aber einige unserer Kaffern hatten Lasten von 30 bis 40 lbs., und diese armen Kerle hatten eine sehr harte Zeit. Wir versuchten dann, uns abseits des Flusses zwischen den Hügeln zu halten, aber hier fanden wir die Schluchten so steil und zahlreich, dass wir wieder zum Fluss zurückkehrten. Schließlich, gegen zwölf Uhr, kamen wir aus den Hügeln heraus und reisten während des Rests des Tages durch ein vergleichsweise ebenes Land, wobei wir stets dem Lauf des Stroms folgten. Während des Tages sahen wir neben Wasserböcken und Klippspringern drei prächtige alte Kudubullen; und als die Nacht kam, schliefen wir auf einer kleinen Insel im Fluss.

Am folgenden Morgen setzten wir unsere Reise fort, immer am Flussufer entlang, bis wir gegen Mittag eine Hügelkette in geringer Entfernung vom Fluss erreichten. Mein Junge Jonas kannte nun das Land, und da er sagte, es sei unser bester Plan, den Zweswe hier zu verlassen und genau nach Osten zum Umfule durchzustoßen, beschlossen wir, seinem Rat zu folgen. Den ganzen Vormittag über hatten wir ein Rudel Wasserböcke und Impala-Antilopen nach dem anderen gesehen, und in einem Tal, das wir kurz nach Verlassen des Flusses erreichten, fanden wir eine riesige gemischte Herde dieser Tiere, die friedlich grasten, sowie eine Menge Wildschweine. Es dauerte nicht lange danach, dass ich, als wir im Gänsemarsch dahinwanderten – Jonas führte –, aus dem Augenwinkel und nur für eine Sekunde sah, wie eine Löwin links von uns in ein Grasstück lief. Doch obwohl der Anblick so flüchtig war, war ich ganz sicher, dass es keine Täuschung war. Hier bot sich Jameson eine weitere Chance, das zu bekommen, wonach er sich so sehr sehnte – einen Löwen; denn obwohl er zuvor einen verwundet hatte, war es diesem gelungen zu entkommen. Das lange Gras, von dem ich sprach, war ein kleines Stück von etwa zehn Yards im Quadrat, das irgendwie dem Grasbrand entgangen war, der kurz zuvor über das ganze Land gefegt war. Auf der einen Seite war es durch kaum zwanzig Yards von einem Wald- und Buschstück getrennt, und es war von dieser Seite aus, dass ich die Löwin hatte hineingehen sehen. Auf der anderen Seite lag ein offenes Tal, so kahl wie ein Billardtisch. Nahe der gegenüberliegenden Seite des Grasstücks stand ein einzelner Mopanibaum. Jameson und ich rückten nun mit gespannten Gewehren vor, wobei mein Freund bereit war, den ersten Schuss abzugeben. Wir waren bis direkt an das Gras gelangt, ohne etwas zu sehen, und ich hatte gerade gesagt: „Nun, ich weiß, dass sie hier hineingegangen ist; geh um diese Seite herum“, als mit einem erschreckten Schnurren eine Löwin, gefolgt von einem Jungen, durch das Gras sprang und den Schutz des Busches erreichte, ohne einem von uns die Chance auf einen Schuss zu geben. Sie war vom Fuß des Mopanibaums gekommen, und als unsere Augen sich wieder dorthin wandten, stand eine weitere Löwin auf, die wohl geschlafen hatte, und blickte, mit dem Hinterteil uns zugewandt, starr von uns weg: Gleichzeitig sah ich, dass ein halbwüchsiges Junges noch am Fuße des Baumes

lag und uns aufmerksam beobachtete. In diesem Moment feuerte Jameson, streckte die Löwin an Ort und Stelle nieder und ließ dann den zweiten Lauf auf das Junge los, als dieses in den Busch flüchtete. Die Löwin war tot; die Kugel meines Freundes hatte sie im Nacken genau hinter dem Kopf getroffen. Wir fanden heraus, dass diese Löwen gerade erst eine Elandkuh am Rande des Waldes getötet hatten, und diejenige, die ich so passenderweise sah, musste gerade von einem Mittagessen am Kadaver gekommen sein, um sich der anderen unter dem Mopanibaum anzuschließen.

Am nächsten Tag hatten wir einen sehr langen Marsch, da wir mit wenigen und kurzen Ruhepausen bis Sonnenuntergang durchhielten, bis wir an einem Bach am Fuße eines Hügels lagerten, den wir für unseren alten Freund „Intaba-go-Umbundwan" hielten.

Am darauffolgenden Tag jedoch (30. August) brachen wir früh auf und erreichten den fraglichen Hügel um neun Uhr; um zwei Uhr nachmittags desselben Tages kamen wir nach einer Abwesenheit von fast sechs Wochen wieder zu Hause bei unseren Wagen an.

Von diesem Datum an, bis der Regen einzusetzen begann, setzte ich die Jagd zu Pferd fort, manchmal allein, manchmal in Begleitung von Mr. Jameson; aber da während dieser Zeit keine sehr aufregenden Vorfälle passierten und das Land, durch das ich jagte, sowie das Wild, auf das ich stieß, größtenteils dem von 1878 entsprachen, denke ich, dass der Leser mir zustimmen wird, dass jeder detaillierte Bericht über meine Unternehmungen überflüssig wäre.

Im November verließen wir die Jagdgebiete des Mashuna-Landes und zogen hinaus nach Gubulawayo, wo wir ein paar angenehme Tage bei Mr. James Fairbairn verbrachten, dem bekannten Matabele-Händler. Den Namen dieses Herrn habe ich, glaube ich, mehr als einmal im Laufe dieser Seiten erwähnt; aber lassen Sie mich ihm hier versichern, falls diese Zeilen ihm jemals unter die Augen kommen sollten, dass die vielen freundlichen Taten, die ich durch ihn erfahren habe, und die vielen angenehmen Tage – und Nächte –, die ich von Zeit zu Zeit während meiner Besuche im Matabele-Land unter dem schlichten, aber gastfreundlichen Dach von „New Valhalla" verbracht habe, mir immer in lebendiger Erinnerung bleiben werden.

Im Dezember verabschiedeten wir uns von Lobengula und brachen wieder in Richtung Süden auf. Wir zogen langsam dahin, genossen hier und da ein wenig Jagd und erreichten gegen Ende des Monats Bamangwato, wo wir ein sehr fröhliches Weihnachtsfest mit Mr. John Bennion und einigen anderen ansässigen Händlern und ihren Frauen verbrachten.

Der Ausbruch des Krieges im Transvaal genau zu diesem Zeitpunkt verhinderte unsere Reise durch diesen Staat, wie es unsere Absicht gewesen war, so reisten wir entlang der Grenzen der Kalahari-Wüste nach Griqualand und erreichten schließlich am 15. Februar 1881 die Diamantenfelder, nachdem wir auf der Straße durch schwere Regenfälle stark aufgehalten worden waren.

Hier veräußerte ich meinen Wagen, meine Ochsen und Pferde und fuhr mit dem Passagierkarren nach Port Elizabeth, wo ich kurz darauf ein Schiff nach England bestieg, das ich nach einer sehr schönen und schnellen Überfahrt Anfang des folgenden Aprils erreichte.

Mein Werk ist nun beendet, und sollten meine Seiten einem Jäger und Naturforscher entweder Vergnügen oder Belehrung bereitet oder einem wanderlustigen Geist, dessen Neigungen ihn seine Schritte zu den prächtigen Jagdgründen lenken lassen, die im fernen Inneren Südafrikas immer noch existieren, definitive Informationen geliefert haben, so

werde ich mich für die Zeit und Mühe, die mich die Zusammenstellung dieses Bandes gekostet hat, reichlich entschädigt fühlen.

LISTE DES ERLEGTEN WILDES 493

Liste des im Jahre 1879 erlegten Wildes

1. Jan. Zwei Leierantilopen (Tsessebe) (Fluss Impaquie). 13. Feb. Zwei Kuhantilopen (Hartebeests) (Boatlanama).

2. Jan. Ein Burchell-Zebra (Fluss Macloutsie). 28. Feb. Drei Blesböcke (Transvaal-Ebenen).

3. Feb. Ein Streifengnu (Fluss Semokwe).

Fluss Notuani

1. April Ein Steinböckchen. 7. April Ein Schabrackenschakal.

2. April Drei Impala-Antilopen. Ein Steinböckchen.

Ein Serval (Tigerkatze).

Mahakabe Vley

1. April Ein Burchell-Zebra. 25. April Zwei Streifengnus.

2. April Ein Steinböckchen. 27. April Zwei Elenantilopen (Inkouane Vley).

Zwei Elenantilopen.

Fluss Botletlie

1. Mai Drei Giraffen. 11. Mai Eine Spießbockkuh (Gemsbuck).

Ein Löwe. 15. Mai Eine Spießbockkuh.

1. Mai Eine Impala-Antelope. 16. Mai Eine Giraffenkuh.

Eine Riesentrappe. 18. Mai Eine Elenantilopenkuh.

Zwischen Botletlie und Sude-Garra

1. Mai Eine Elenantilopenkuh. 26. Mai Drei Elenantilopen.

2. Mai Eine Giraffe.

Fluss Mababe

1. Juni Zwei Löwinnen. 6. Juni Zwei Giraffen.

2. Juni Eine Riesentrappe. 12. Juni Zwei Elenantilopen.

Zwei Löwen. 15. Juni Drei Büffel.

Fluss Machabe

1. Juni Ein Gnu-Bulle. 20. Juni Ein Letschwe-Widder.

Zwei Impala-Antilopen. 21. Juni Ein Streifengnu.

Ein Rohrbock-Widder. 22. Juni Drei Büffel.

Ein Rohrbock.

Sunta-Ausfluss

1. Juni Zwei Letschwe-Widder. 30. Juni Ein Letschwe-Widder.

Ein Rohrbock-Widder. Ein Warzenschwein.

Fluss Chobe, nahe Mai-inis Stadt

1. Juli Ein Flusspferd. 5. Juli Drei Büffel.

2. Juli Ein schwarzes Nashorn. 11. Juli Drei Impala-Widder.

Sunta-Ausfluss

1. Juli Ein Letschwe-Widder. 15. Juli Ein Kudubulle.

2. Juli Ein Letschwe-Widder. Ein Rappenantilopenbulle (Sable).

3. Juli Ein Tsessebe-Bulle. Zwei Büffel.

Ein Warzenschwein. 20. Juli Ein Wasserbockbulle.

LISTE DES ERLEGTEN WILDES 495

Mababe-Ebene

1. Okt. Ein Streifengnu. 21. Okt. Zwei Burchell-Zebras.

2. Okt. Drei Streifengnus. 22. Okt. Ein Streifengnu.

3. Okt. Zwei Streifengnus. 24. Okt. Drei Streifengnus.

Eine Leierantilope. Zwei Leierantilopen.

1. Okt. Ein Streifengnu. 26. Okt. Ein Streifengnu.

Eine Leierantilope. Zwei Burchell-Zebras.

1. Okt. Eine Löwin und ein Junges. 27. Okt. Ein Tsessebe-Bulle (Gat-Garra).

2. Okt. Ein Pferdeantilopenbulle (Roan).

Sunta-Ausfluss

1. Okt. Eine Impala-Antelope. 3. Nov. Ein Kudubulle.

Ein Wasserbockbulle. 4. Nov. Ein Warzenschwein.

1. Okt. Eine Büffelkuh. 5. Nov. Ein Kudubulle.

2. Okt. Ein Elefant. Ein Rohrbock-Widder.

Ein Rohrbock-Widder. Eine Büffelkuh.

1. Okt. Ein Rohrbock. 6. Nov. Ein Rohrbock-Widder.

2. Nov. Zwei Rohrböcke. 7. Nov. Ein Büffelbulle.

3. Nov. Ein Rohrbock-Widder. 8. Nov. Eine Impala-Antilope.

Fluss Mababe

1. Nov. Drei Leierantilopen. 23. Nov. Vier Büffel.

2. Nov. Zwei Leierantilopen. 25. Nov. Ein Steinböckchen.

3. Nov. Zwei Büffel. 28. Nov. Zwei Büffel.

4. Nov. Drei Leierantilopen.

Mababe-Ebene

1. Nov. Ein Burchell-Zebra. 1. Dez. Ein Strauß.

Ein Strauß.

Zwischen den Flüssen Mababe und Botletlie

1. Dez. Ein Burchell-Zebra. 12. Dez. Ein Spießbockbulle.

2. Dez. Neun Zebras. 16. Dez. Ein Streifengnu.

Zwei Elenantilopenbullen. 20. Dez. Ein Steinböckrammler.

1. Dez. Ein Spießbockbulle.

2. Dez. Zwei Elenantilopenbullen. GESAMT — 229 Stück Wild.

Liste des im Jahre 1880 erlegten Wildes

Im nordöstlichen Mashuna-Land

1. Mai Eine Kudu-Antilope. 11. Juni Ein Wasserbock.

2. Mai Ein Zebra. 18. Juni Eine Rappenantilope.

3. Mai Eine Kudu-Antilope. Ein Zebra.

Hier ist die Fortsetzung der Liste des erlegten Wildes für das Jahr 1880 sowie der abschließende Index des Werkes, übersetzt ohne Kommentar:

Liste des im Jahre 1880 erlegten Wildes (Fortsetzung)

- **20. Juni:** Ein Kudu.
- **23. Juni:** Eine Leierantilope (Tsessebe).
- **24. Juni:** Ein Löwe.
- **25. Juni:** Ein Wasserbock.
- **26. Juni:** Zwei Leierantilopen.
- **27. Juni:** Zwei Zebras.
- **30. Juni:** Eine Tüpfelhyäne.
- **2. Juli:** Eine Leierantilope.
- **7. Juli:** Zwei schwarze Nashörner.
- **8. Juli:** Ein Python.
- **10. Juli:** Ein Wasserbock.
- **13. Juli:** Eine Löwin.
- **14. Juli:** Ein Wasserbock.
- **15. Juli:** Eine Leierantilope.
- **16. Juli:** Eine Pferdeantilope (Roan).
- **19. Juli:** Eine Elenantilope.
- **20. Juli:** Eine Rappenantilope (Sable).
- **24. Juli:** Zwei Rappenantilopen.
- **28. Juli:** Eine Elenantilope.
- **31. Juli:** Eine Leierantilope.
- **3. Aug.:** Drei Löwen.
- **8. Aug.:** Ein Rohrbock.
- **10. Aug.:** Eine Oribi-Antilope.
- **15. Aug.:** Eine Tüpfelhyäne.
- **18. Aug.:** Ein Warzenschwein.
- **19. Aug.:** Zwei Zebras.
- **23. Aug.:** Ein Wasserbock.
- **26. Aug.:** Eine Oribi-Antilope.

- **28. Aug.:** Ein Wasserbock.
- **1. Sept.:** Zwei Flusspferde.
- **10. Sept.:** Ein Büffelbulle.
- **12. Sept.:** Ein Wasserbock.
- **14. Sept.:** Ein Büffelbulle.
- **15. Sept.:** Ein Elefantenbulle.
- **17. Sept.:** Eine Büffelkuh.
- **19. Sept.:** Ein schwarzes Nashorn.
- **22. Sept.:** Ein Flusspferd.
- **23. Sept.:** Ein Klippspringer.
- **24. Sept.:** Ein Kronenducker.
- **26. Sept.:** Zwei Kudubullen.
- **1. Okt.:** Eine Oribi-Antilope.
- **4. Okt.:** Ein Straußenhahn.
- **5. Okt.:** Zwei Rappenantilopen.
- **16. Okt.:** Eine Rappenantilope.
- **19. Okt.:** Ein Zebra.
- **22. Okt.:** Ein Elenantilopenbulle.
- **24. Okt.:** Ein Elefantenbulle.
- **26. Okt.:** Eine Rappenantilope.
- **27. Nov.:** Eine Rappenantilope.
- **28. Nov.:** Eine Rappenantilope.
- **2. Dez.:** Ein Wasserbock.
- **4. Dez.:** Eine Pferdeantilope.
- **5. Dez.:** Eine Leierantilope.
- **6. Dez.:** Eine Rappenantilope.
- **9. Dez.:** Ein Warzenschwein.
- **14. Dez.:** Eine Leierantilope.

- **28. Dez.:** Eine Elenantilope.
- **29. Dez.:** Ein Warzenschwein.
- **30. Dez.:** Ein Rohrbock.
- Ein Rohrbock.
- Eine Impala-Antilope.
- Ein Rohrbock.
- Ein Wasserbock.
- Ein Kudu.
- Zwei Elenantilopenbullen.
- Ein Elenantilopenbulle.
- Eine Rappenantilope.
- Eine Rappenantilope.
- Ein Kudubulle.
- Ein schwarzes Nashorn.
- Zwei Leierantilopen.
- Ein Steinböckchen.
- Zwei Leierantilopen.
- Ein Elenantilopenbulle.
- Eine Rappenantilope.
- Ein Kudubulle.
- Ein Steinböckchen.
- Ein Warzenschwein.
- Ein Rohrbock.
- Ein Steinböckchen.
- Ein Giraffenbulle.
- Ein Giraffenbulle.
- Eine Riesentrappe.
- Ein Steinböckchen.

- Zwei Steinbockrammler.
- Ein Impalarammler.
- Ein Zebra.
- Ein Kuhantilopenbulle.
- Zwei Springböcke.
- Ein Impalarammler.

Gesamt — 112 Stück Wild.

Liste des erlegten Wildes zwischen dem 1. Januar 1877 und dem 31. Dezember 1880

Elefanten . . . [Zahl im Original nicht aufgeführt/abgeschnitten]

INDEX

- **Acacia giraffa**, 157
- **Amachankas** (ein Kaffernstamm), 98
- **Andersson, Mr. C. J.**, 158
- **Anglück mit Schießpulver**, 13
- **Babuine**, 162
- **Bakalahari** (ein eingeborener Stamm), 13
- **Bailie, Mrs. Alexander**, 446
- **Baines, Mr.**, 137
- **Baldwin, Mr. W. C.**, 1
- **Bamangwato**, 15; Ankunft in, 16; regiert von Matchin, 16; Khama, gegenwärtiger Häuptling von, 16; Abreise, 175; Hügelkette von, 25
- **Banyai-Kraal**, 320
- **Baobab-Baum**, erster Anblick eines, 22
- **Barber, Mr. Henry**, 290
- **Barber, Mrs. Frederick**, Freundlichkeit von, 446
- **Batlapin-Dorf**, 4
- **Batongas** (ein Kaffernstamm), 301

- **Batongas und Shakimdas**, Konflikt zwischen, 302; weitere Streitigkeiten zwischen, 303-305; spärliche Bekleidung der, 305; unmusikalisches Instrument der, 305; Überfälle auf, durch portugiesische Untertanen, 307; Mädchen, kühne Flucht von, 314; Wiedereinfangen von, 314; barbarische Behandlung von, 314
- **Beaconsfield-Katarakte**, 464, 469
- **Bechuana-Stamm**, 33, 34; Hütten der, 36
- **Bechuanas**, Fleiß der, 7; Karosse (Pelzmäntel), hergestellt von, 7; Mangel an Gegenseitigkeit bei, 7; europäische Kleidung der, 13; Stadt bei Pelatse, 18
- **Bell, Mr. C.**, 256, 262
- **Bembesi-Fluss**, 39, 44, 349
- **Biles, Mr. H.**, 65
- **„Bill"**, von Krokodil gepackt, 62; trauriges Ende von, 389
- **Blaues Streifengnu**, 8, 198, 406
- **Buren**, 40; Burenjäger etc., 42, 46, 60; emigrierte Buren, Relikte von, 398
- **Boomplaats**, Schlacht bei, 37
- **Botletlie-Fluss**, 399
- **„Bottle"**, reine Widerspenstigkeit von, 259; von Löwen getötet, 260
- **Boy (Junge)**, zum Verkauf angeboten, 328; Ankunft von, mit Frenchs Gewehr, 436; Geschichte von, 436-438
- **Brown, Mr. Alexander**, 257, 274
- **Büffel**, 52, 69, 71, 74, 76, 96, 147-150, 153, 157, 161, 169, 184, 193, 202, 218, 224-226; Gewohnheiten etc., 290, 297; knappe Flucht vor, 292-294; Begegnungen mit, 295-297; Größe der Hörner, 298; von Löwen getötet, 271; immense Herde von, 427; weiterer Bericht über, 424, 464-466, 472
- **Bukwela**, Kraal von, 68
- **Buschbock**, gestreifte Varietät etc., 71, 298, 488
- **Buschmänner**, 28; elende Hütten von, 27; Fährtenlesen, 29; Merkmale, Gewohnheiten etc., 131; Lager von, 6; Sprache der, 6; Erscheinungsbild der, 6; Stadt der, 8; Familien der, 17; verhungernd, 403; ekelhafte Ernährung der, 484
- **Buschschwein**, 71
- **Calolo-Bach**, 329
- **Cambaris Stadt**, 319
- **Camel-thorn (Kameldornbäume)**, 157

- **Campbell's-dorp**, Griquas in, 4
- **Canyemba**, der Häuptling, 311, 312, 318, 319, 336; Beschreibung von, 315; Residenz von, 316; unfreundliches Verhalten von, 336
- **Cape Colony (Kapkolonie)**, 6; Abwesenheit von Bäumen in, 13
- **Caprimulgus mozambicus**, 387
- **Chaiza-Fluss**, 302
- **Chobe-Buschbock**, der, 298
- **Chobe-Fluss**, 18, 177, 178, 179
- **Chorumanes Stadt**, 322
- **Chuma-Malisse**, 122
- **Cigar**, der Hottentotte, 45, 48, 53, 54-56, 58, 59
- **Clarkson, Mr. Matthew**, 347, 352, 353, 355, 360, 362, 371, 377, 378, 380, 381, 382, 383, 385, 386, 388, 420; vom Blitz getroffen, 421
- **Cobb & Co.'s Postkutsche**, 1
- **Cobus Vardoni (Puku)**, 135
- **Collison, Mr. H. C.**, 266, 276, 280, 286, 420, 421, 423, 424, 425, 441, 447
- **Cosmetornis vexillarius**, 387
- **Crocodiles (Krokodile)**, 62, 306, 405; Aberglaube bezüglich, 462
- **Cromwell, Mount**, 345
- **Crook, Dr.**, 276, 277, 280, 447
- **Cross, Mr. Alfred**, 347, 353, 359, 363, 369, 371, 377, 378, 380, 382, 392
- **Da Costa, Joaquim**, 319, 331
- **Daka**, 224
- **Daka-Fluss**, 125
- **Damara-König**, Gesandtschaft zum, 5
- **Daniel's Kuil**, 1
- **Dawney, the Hon. Guy**, 67
- **Dett**, Tal von, 97
- **Diamond Fields (Diamantenfelder)**, 2, 10, 11, 63

- **Diego, Manoel**, 313-315
- **Dorehill, Mr. G.**, 11, 13, 18, 37, 62, 63, 227, 228, 235, 238, 240, 241, 242, 255, 289
- **Drake, Mr.**, 291
- **Druten, Van**, 9
- **Egyptian geese (Nilgänse)**, 305, 485
- **Elenantilopen**, 48, 52, 71, 217, 310, 322, 351, 359, 373, 375, 382, 388, 390, 397, 398
- **Elefanten**, Anzeichen von, 48; Fährte von, 49; erster Anblick von, 49; Fleisch von, 50; Herde von, 50; mysteriöses Verschwinden von, 185, 188; große Herde von, 213; Gewohnheiten etc., 221; Kletterfähigkeiten von, 100; wunderbare Flucht vor, 365; immense Kraft von, 358; Lieblingsnahrung von, 383; Neugier von, 435; Begegnungen mit etc., 51, 53, 54, 55, 58, 59, 68, 71, 77, 80-85, 89-94, 99, 103-122, 126-128, 150-153, 161-164, 168-175, 185-188, 203, 205-217, 220, 360-371, 373, 430, 443, 477-482
- **Elliott, Rev. W.**, Weihnachten bei, 395
- **Enfield-Gewehr**, 10
- **Engelbreght, Cornelius**, ein Burenjäger, 377
- **Fairbairn, Mr. James**, 123
- **Fieber**, alle erkrankt an, 334; anhaltend, 335; Rückfall, 336, 338; schwerer Anfall von, 419; weitere Anfälle von, 424, 436; wiederholte Anfälle von, 439
- **Finaughty, Mr. W.**, 65
- **Firmin**, Grab von, 33
- **Fische**, Speeren von, 197
- **Flusspferd (Hippopotamus)**, 52, 125, 136, 165, 192, 305, 306, 311, 485; ein misshandeltes, 427; Spuren von, 450; alter Pfad von, 471; Verhungern eines, 471, 474-475; Furchtlosigkeit von, 473; Herde von, 485
- **French, Mr. R.**, 420, 421, 424, 425, 426, 429; Abwesenheit von, 432, 433; Tod von etc., 436-441
- **Funnell, Mr.**, 7
- **Gemsbock (Spießbock)**, Gewohnheiten, Begegnungen mit etc., 8, 23, 257-259, 401, 404
- **Geröstete Haut**, Heilmittel für, 14
- **Giffard, Mr. J.**, 65
- **Giraffen**, eigentümlicher Gang der, 19; Geschwindigkeit der, 19; erster Anblick von, 19; gut zu essen, 19; Gewohnheiten, Verbreitung, Jagd auf etc., 71, 217, 219, 236-

237, 238-243, 255, 405, 416, 418, 433

- **Gordon Cumming**, 1
- **Gouliien, Mr.**, 347
- **Grahamstown**, 14, 51
- **Granily, Lieut., R.N.**, 237, 253-255, 289
- **Gregorio**, extreme Maßnahmen von, 312
- **Griqua-Jäger**, 41, 46, 60
- **Griqualand**, 3; Abwesenheit von Bäumen in, 13
- **Griquas**, 45, 54
- **Griquatown**, 9, 11; verlassener Zustand von, 5
- **Grys steinbuck (Greisbock)**, 71, 353
- **Gubulawayo**, 35, 38, 40, 46, 54, 63, 67, 68
- **Gwai-Fluss**, 67, 69, 71
- **Gwazan-Fluss**, 350
- **Gwelo-Fluss**, 40, 348
- **Gwenia-Fluss**, 37, 39, 40, 45, 54, 62, 348, 392, 393
- **Hanyane-Fluss**, 61, 352, 373, 374
- **Harnessed antelope (Schirrantilope)**, 299
- **Hartebeest (Kuhantilope)**, 7, 16, 19
- **„Hartebeest“**, mein Buschmann, 175, 206, 208, 221
- **Hartley, Mr.**, der erfahrene Elefantenjäger, 64, 359
- **Helm, Rev. C. D.**, 346
- **Hepburn, Rev. Mr.**, Missionar in Bamangwato, 16
- **Honey-bird (Honiganzeiger)**, 87
- **Hope Fountain**, 64
- **Horner, Mr. Lewis**, 235, 254, 289
- **Hottentotten**, 54; Hinrichtung durch Kaffern, 61
- **Hügele des stummelschwänzigen Bullen**, 358

- **Hyänen**, 52, 61, 130; Heulen von, 61, 130; Trupp von, 414-415
- **Impakwe-Fluss**, 33
- **Impala-Antilope**, 52, 71, 96, 157, 162, 189, 218, 345, 401, 477, 489; Zähigkeit des Lebens bei, 142; von Wildhunden getötet, 15
- **Impewan**, von Löwin gepackt, 278
- **Ingesi- und Lunti-Fluss**, Zusammenfluss von, 123
- **Inkwesi-Fluss**, 33
- **„Intaba Insimbi“**, 350
- **„Intaba Izenduna“**, 38
- **„Inxwala“**, großer Tanz der, 65, 66
- **Inyati**, die Missionsstation von, 38, 40, 63, 65, 346
- **Inyoga**, Armut von, 345
- **Jacob**, der alte Damara, 413
- **Jacobs, Petrus**, 42, 44, 291; von Löwen gebissen, 43, 44
- **Jameson, Mr. J. S.**, 276, 286, 447, 458, 461, 462, 463, 464, 466, 471, 472, 473, 478, 489, 490
- **Jagdausrüstung**, 46
- **Jennings-Familie**, die, 65
- **Jomani-Fluss**, 41, 45, 54, 60
- **Kaffern**, Gewohnheiten, Merkmale etc., 128, 131, 243; Veränderlichkeit von, 108; Lieder und Tänze der, 85, 86, 457; Hinrichtung eines Hottentotten durch, 61; ein tödlicher Unfall, 106; Häuser der, 4; Lügenmärchen der, 30; allgemeines Misstrauen gegenüber, 326; kommerzielle Talente der, 454; ihre Liebe zu Fleisch, 455; Handwebstuhl der, 455; Musik der, 457; ekelhafte Ernährung der, 485
- **Kafukwe-Fluss**, 317, 332
- **Kariba-Schlucht**, 309
- **Kemba-Fluss**, 329
- **Khama**, der Häuptling von Bamangwato, 396
- **Kieviet, Hendrick**, ein Kaffer, 5
- **Kimberley**, 9
- **Kingsley, Mr.**, 288

- **Kirk, Dr.**, 307
- **Kisch, Mr. D. M.**, 63
- **Klas Lucas' Stadt**, 6
- **Klip Drift**, 9
- **Klipspringer (Klippspringer)**, 2
- **Kobetsis Stadt erreicht**, 7; Land darum herum, 7
- **Kok, Adam**, der Griqua-Häuptling, 3
- **Konze-Antilope**, die erste geschossene, 321; Beschreibung etc., 321, 322, 323, 324, 330
- **Kudu-Antilope**, 140, 141, 161, 218, 245, 349, 489
- **Kopong**, Ankunft in, 15
- **Koranna-Häuptling**, 6
- **Kuruman**, 11; Blick auf die Dünen von, 7; Landschaftswechsel nach Verlassen von, 13; Kuruman und Sechelis, Reise zwischen, 13
- **Laing, Mr. Arthur**, 3, 9
- **Lake Ngami (Ngamisee)**, 17, 18
- **Lange Berg Kaffern**, 7
- **Lanyon, Sir Owen**, 447
- **Leask, Mr. T.**, 65
- **Lechwe-Antilope**, 166-168, 176, 181-184, 192, 196, 200, 218, 333
- **Lee, Mr. John**, 34, 68
- **Lemouni-Pfanne**, 17
- **Leopard verwundet**, 354
- **Limpopo-Fluss**, 18
- **Linquasi**, Tal von, 68, 71, 97, 122
- **Linyanti**, Stätte von, 425
- **Löwen**, Begegnungen mit etc., 41-44, 52, 102, 190, 228; erster Anblick von, 31; Stimmen von, 95, 154; der erste Schuss, 228, 248-251, 252-255, 259-264, 280-286, 354, 393-394, 400, 414-418, 426, 489-490; Pferd getötet durch, 260; wo anzutreffen etc., 265; Arten, Diskussion über, 266; Unterschiede etc. von, 267; Größe, Gewohnheiten etc. von, 269-276; Angriff auf das Lager durch, 278-279; Fleisch von, 286; Zähigkeit des Lebens, 287; beste Waffe für, 287; großer Trupp von, 311;

Esel getötet durch, 348; Messung der Löwenfelle, 419; Mensch gefressen durch, 427; grandioses Brüllen von, 444; nächtliche Besuche von, 476

- **Livingstone, Charles**, 307
- **Livingstone, Dr.**, 145, 307; Aussage von, 44
- **Lobengula**, König der Amandebele, 33, 34, 35, 45, 63, 67, 347, 354; Erscheinungsbild von, 35; Schlacht zwischen Lobengula und Kuruman, 39; Tabak-Tribut an, 345
- **Lo Magondi**, ein Mashuna-Häuptling, 374, 454; Besuch bei, 455; Kostüm von, 457; Charakter von, 469
- **London Missionary Society**, Station der, 38, 40, 63, 65, 346
- **Longwe-Fluss**, 40
- **Lory (Pflanzenfresser)**, 458
- **Lukanga-Fluss**, 333
- **Mababe-Ebene**, die, 410
- **Machabel-Baum**, 381
- **Mackenzie, Rev. Mr.**, Missionar in Bamangwato, 16
- **Macloutsi-Fluss**, 32
- **Macuna-Baum**, Schönheit des, 57
- **Mafungabuzi**, Nachbarschaft von, 57
- **Mahalapsi-Fluss**, 17
- **Mahobo-hobo-Baum**, der, 360
- **Maiyune-Fluss**, 322
- **Makalaka-Kaffern**, die, 71, 143; Kleidung von, 34; Kraals der, 289
- **Makube-Stamm**, Ausrottung des, 33
- **Makuba-Kaffern**, niedriger Stand der, 428
- **Mamba** (eine große Schlange), 241
- **Mamele** (ein Anführer), 425
- **Manchuran**, ein Kaffernhäuptling, 4
- **Mandy, Mr. Frank**, 14, 17, 18, 29, 31, 36, 46, 60, 62, 63
- **Mangwe-Fluss**, 34, 68

- **Manica-Land**, Schönheit von, 320; Eingeborene von, 329; kleine Größe des Viehs von, 332
- **Marabu-Störche**, 467
- **Marico**, der Distrikt von, 38, 40
- **Martini-Henry-Karabiner**, 10
- **Masaras**, 18, 24, 142
- **Mashuna-Land**, 67; Mashuna-Städte, 41, 44; Charakter der Mashunas, 44; musikalische Instrumente der, 44; Haustiere, kleine Größe der, 45; ihre Art, Elefanten zu töten, 59; Netze für Wild, 375
- **Matabele-Kaffern**, die, 69, 70, 98; Furcht erregt durch, 94; großer Tanz der, 65, 66; Raubzüge der, 44; Geschichte der, 38; Mut der, 272; von Löwen getötet, 274; Hütten der, 36; Mädchen, Aussehen von, 34; Mädchen, Kleidung von, 34; Land der, 34, 38, 61; Wagenstraße zum, 17
- **Mendonga, Joaquim de**, 311-319, 324, 335, 341; Offenheit von, 316
- **Mendose**, ein Kaffer, Tod von, 107; Beerdigung von, 107
- **Metford Express-Gewehr**, Exzellenz des, 461
- **Metle-Fluss**, 17
- **Michonya**, Geiz von, 7
- **Miller, Mr. Edwin**, 257, 260, 262, 288, 299, 396, 398, 400, 401, 405, 406, 407, 408, 410, 423, 425, 426, 427, 430, 431, 439, 441
- **Minyania**, Kraal von, 34
- **Monteiro, Lorenzo**, 302
- **Montsua**, der Häuptling, 13
- **Moore, Mr.**, 67
- **Mosquitoes (Mücken)**, 199, 212; Bösartigkeit der, 158; Anzahl der, 333
- **Mvembas Kraal**, 301
- **Neros**, die, eine Griqua-Familie, 351
- **New El Dorado**, das, 2
- **Ningengnee**, Schwester von Lobengula, 67
- **Oates, Mr. Frank**, 227
- **Oribi-Antilope**, 322, 323, 386, 482
- **Oranje-Fluss**, der, 3, 5; Wüstenland nahe dem, 8

- **Ostriches (Strauße)**, 27, 280, 349, 406
- **Owen, Mr. L. M.**, 300, 301, 306, 316, 317, 326, 327, 334, 335, 339, 341, 344, 346; schwere Erkrankung von, 333
- **Oxen (Ochsen)**, Preis von, 9; Ausdauer von, 412; Tode durch Durst, 420
- **Palmwein**, 195
- **Pelatse**, Fußmarsch nach, 28
- **Pferde**, getötet durch Löwen, 260; getötet durch Büffel, 294; niedergerannt durch Elefant, 365; Verlust von, 25; Preis für, 3, 9; „gesalzene" Pferde (immunisiert), 17; instinktive Furcht vor Raubtieren, 416
- **Phillips, Mr. G. A.**, 35, 39, 274
- **Python**, 201
- **Pniel**, Ritt nach, 3
- **Pookoo (Puku-Antilope)**, 135, 146, 150, 157, 179; Beschreibung von, 180; Lokalisierung von, 180
- **„Pookoo Flats"**, 158, 161, 172, 177
- **Port Elizabeth**, 1, 2
- **Portuguese (Portugiesen)**, Misshandlung von Eingeborenen durch, 307, 313
- **Potgieter, Anthony**, 6
- **Potgieter, Petrus**, 291; die Familie, 68
- **Quabeet**, schrecklicher Tod von, 355-358
- **Regen**, schwerer Sturm, 338
- **Ramokwebani-Fluss**, 33, 238, 240
- **Reed (Schilf)**, das verzauberte, 355
- **Reedbuck (Rohrbock)**, 52, 71
- **Rehböcke**, graue und rote, 2
- **Rhinoceros (Nashorn)**, Notizen zum schwarzen Nashorn, 68, 96, 98, 102, 103, 122, 161, 169, 176, 191, 198, 226, 345, 361, 379-380, 389, 450, 467, 483; Notizen zum weißen Nashorn, 53, 71, 74, 102, 226, 386, 388; Nashorn verwundet, 380; Fang eines jungen Nashorns, 390-391
- **Roan antelope (Pferdeantilope)**, 52, 71, 246-247, 251, 255, 321, 324, 351
- **Ruthven**, Tod von, 279; Beerdigung von, 280

- **Sable antelope (Rappenantilope)**, 52, 72, 348, 349, 351, 353, 379, 452-453; erster Anblick von, 33; gejagt von Wildhunden, 384-385
- **Sadlier, Mr. T. V.**, 10, 11, 14, 16, 18, 37, 41, 54, 63
- **Salubanda**, ein kleiner Bach, 425
- **Samoes, Antonio**, 305
- **Sangwe-Fluss**, 40
- **Sanyati-Fluss**, 309
- **Saunders, Mr.**, 399
- **Schinderhütte, Mr. Stoffel**, 226; tragisches Ende von, 227
- **Schottischer Karren**, Kauf, 9
- **Sebakwe-Fluss**, 42, 45, 60, 349, 393; Burenlager am, 42-43
- **Sebituane**, alte Stadt von, 425; Beschwörungen über dem Grab von, 428; Widerspenstigkeit des Geistes von, 429
- **Secheli**, ein Kaffernhäuptling, 13-15
- **Sekeletu**, Gebete am Grab von, 427
- **Sell, Mr.**, 396, 400, 408, 410, 423, 441
- **Sengwe-Fluss**, 344, 347
- **Serule-Fluss**, 30
- **Se-whoi-whoi-Fluss**, 41, 45, 61, 62, 348, 349, 393
- **Shakumdas**, die, 31
- **Shangani-Fluss**, 40, 69, 71, 347
- **Shashi-Fluss**, 32
- **Shelton, Mr. Henry**, 399
- **Sipopo**, König der Barotse, 256; Furcht erregt durch, 212
- **Sitanda**, Besuch bei, 332; seltsame Art der Ansprache, 331; Unmenschlichkeit von, 335, 337
- **Situngweesa**, der Gott der Mashuna, 354; Kräfte von, 355
- **Situtunga-Antilope**, 193, 196; tot aufgefunden, 424
- **Skerm (Schirm)**, Beschreibung eines, 73
- **Skinner, Mr. Peter**, 17

- **Kleinere Antilopen**, trockenes Fleisch von, 19
- **Smallpox (Pocken)**, Verheerungen durch, 316
- **Smith, Sir Harry**, 37
- **Snider-Gewehr**, 10
- **South Africa (Südafrika)**, Nachttemperaturen, 21-22
- **Southern Cross (Kreuz des Südens)**, 23
- **Springbuck (Springbock)**, 2, 5, 406
- **Spur-winged goose (Sporngans)**, 305, 477, 485
- **Steinbuck (Steinböckchen)**, 5, 52, 397
- **Sunta-Fluss**, 423
- **Susan**, der zahme Pavian, 277
- **Swart, Martinus**, Tod von, 410
- **Sykes, Rev. W.**, 38, 39, 346
- **Tartar emetic (Brechweinstein)**, Wirkung auf Hyänen, 318
- **Tati-Fluss**, 33, 123, 124, 125, 235, 244; alte Mashuna-Grabungen nahe dem, 32
- **Tauwani-Fluss**, 17
- **Tofts, Mr.**, 125, 163, 177
- **Trading (Handel)**, erster Versuch, 3
- **Tsessebe (Leierantilope)**, 52, 198, 218, 245, 280, 348, 429; Fleisch von, 220
- **Tsetse fly (Tsetsefliege)**, 38, 41, 189, 376; Anzahl der, 158; Stich der, 158-160; Wirkung des Stichs auf Pferde, 160
- **Umbila-Fluss**, der, 360
- **Umfule-Fluss**, 473
- **Umgesi-Fluss**, der, 350
- **Umgooloo, Mount**, 222
- **Umniati-Fluss**, der, 42, 52, 57, 350; Zusammenfluss mit dem Umfule, 473
- **Umparira**, 144, 145
- **Umsengaisi-Fluss**, 376
- **Umziligazi**, König der Amandebele, 38, 71, 354; Armee von, 33

- **Umzobo**, von Löwin gepackt, 278
- **Vaal-Fluss**, 3, 4, 11
- **Vaughan**, minderwertiges Gewehr von, 3
- **Veldt**, verloren in der, 20-28
- **Victoria Falls (Victoriafälle des Sambesi)**, 68, 70, 72, 136, 137, 140; Beschreibung von, 130, 132, 134
- **Viljoen, Hendrick**, 272
- **Viljoen, Mynheer Jan**, 39, 40, 41, 45, 46, 54, 348, 393
- **Viljoen, Mrs.**, 348, 393, 394
- **Vleys, Shakani**, 27
- **Vungo-Fluss**, 40, 348
- **Wagen**, Preis etc., 3, 9; Reisen mit, 124; Umkippen eines, 350
- **Wall, Henry**, 177
- **Wankies Stadt**, Lage von, 226
- **Warburgs Fiebertinktur**, 334; exzellente Eigenschaften von, 335
- **Wart hog (Warzenschwein)**, 71, 192, 471
- **Wasser**, Mangel an, 409-410; Freude beim Anblick von, 412
- **Waterbuck (Wasserbock)**, 52, 132, 306, 350, 451, 453, 471, 485, 489; Fleisch von, 181
- **Wasserloch**, 31
- **Wasserlilien**, wunderschöne blaue, 477
- **Wetter**, Hitze, 5, 301
- **Weyand, Karl**, ein Burenjäger, 377
- **White-headed fish-eagle (Schreiseeadler)**, 485
- **Wild boars (Wildschweine)**, 71
- **Wild dogs (Wildhunde)**, 15, 384-385
- **Wildebeests (Gnus)**, 218, 220
- **Wild pigs (Wildschweine)**, 96, 218, 320, 343, 359, 389, 489
- **Williams, Mr. William**, 12

- **Witte Sant**, bemerkenswertes Aussehen von, 8
- **Wood, Mr. George**, 9 et seq., 164, 177, 226, 347, 352, 353, 355, 358, 361, 362, 371, 372, 378, 380, 390, 392
- **Wood, Mr. Swithin**, 399
- **Zambesi-Fluss**, 38, 70, 125, 130, 136, 315, 317; Fälle von, 68, 70, 72, 136, 137, 140; Hitze im Sambesital, 301
- **Zebras**, 52, 71, 75, 76, 96, 123, 162, 225, 322, 330, 341, 348, 390, 406, 429, 434, 477, 482
- **Zulus**, 70; Hütten der, 36
- **Zwang Indaba**, verlassene Stadt von, 39
- **Zweswe-Fluss**, 351, 378

Gedruckt von R. & R. Clark, Limited, Edinburgh.